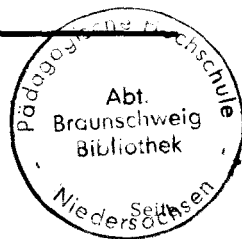


Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—4 des 53. Jahrganges 1967



Ora pro eis. Die Antoniuskapelle des Arnold von Roringen in der Gandersheimer Stiftskirche aus dem Jahre 1452 als Zeichen mittlalterlicher Weltangst. Von Kurt Kronenberg	1
Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner (Schluß der Artikelfolge aus dem 51. und 52. Jahrgang 1965—1966): 9. Beinamen nach fremden Völkern, Ländern und Städten. 10. Beinamen nach besonderen Begebenheiten. Von Werner Flechsig	5
Über die Wasserpflanzenflora Ostfalens. Von Dieter-Wilhelm Weber-Oldecop .	11
Fasslabendtiet — Prillekentiet. Fastnachtssitten und -bräuche am Nordharz. Von Louis Wille	16
Wer hilft mit an einem neuen Werk über die Flora von Süd-Niedersachsen? Von Wolf Hartwich	20
Der Landschaftspflege droht Gefahr bei Änderung des Bundesbaugesetzes! Ein Appell an die Bundestagsabgeordneten aus dem Verwaltungsbezirk Braunschweig	21
Die Platane am Gaußberg in Braunschweig. Gedanken über Aufgaben und Grenzen des Baumschutzes. Von Gerhard Schridde	22
Heimatkundliche Lehrmittel in der Mittlpunktschule zu Lutter. Von Heinz Mollenhauer	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1966	26
Neues heimatliches Schrifttum	30, 64, 110
Aufgaben der technischen Bodenbiologie in der industriellen Landschaft. Von Adolf Brauns	33
Die Zinggießerfamilie Querner (1680—1843). Von Hermann Querner	52
Landschaftsschutz im Landkreis Braunschweig. Von Klaus Schmidt	59
Über den Nutzen der Teichmuschel in unseren Gewässern. Von Ellen Weber-Oldecop	65
Ostfälische Flurnamen als Zeugnisse für Wein- und Weidenanbau in alter Zeit. Von Werner Flechsig	68
Julius von den Brincken, ein braunschweigischer Forstmann. Von Kurt Schmidt .	75

Die Orgeln des Herzogtums Braunschweig um 1750. Eine Übersicht von Uwe Pape	82
Sprachunterschiede und Dorffeindschaften an der Ostgrenze des Kernostfälischen zwischen Harzrand und Großem Bruch. Von Rudolf Wehrstedt	87
Streitigkeiten über Spann- und Handdienste zwischen den Bauern des Dorfes Niedersickte und ihrem Gutsherren im 17./18. Jahrhundert. Von Heinz Ziegler	92
Die alte Clemenskirche in Königslutter. Von Richard Diestelmann	97
Das Leinetalwerk und die Wüstung Meynshausen. Von Hans Ehlers	100
Der braunschweigische Amtsrat Kamla auf Unseburg und die Frau Pansenschäferin. Von Ewald Lotzing	103
Das Dorf heute. Leitgedanken zur Pflege und Erneuerung des Dorfes	104
Waldlehrpfade im Elm. Von Heinz Röhr	106
Neue Landschaftsschutzgebiete in den Landkreisen Braunschweig, Gandersheim, Goslar, Helmstedt, Wolfenbüttel und im Stadtkreis Salzgitter Von H. A. Schultz	107
Landschaftsschutzgebiet Timmerlaher Busch und Gleidinger Holz im Landkreis Braunschweig. Von Werner Flehsig	109

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

53. Jahrgang

April 1967

Heft 1

Orate pro eis (Betet für sie)

Die Antoniuskapelle des Arnold von Roringen in der Gandersheimer Stiftskirche aus dem Jahre 1452 als Zeichen spätmittelalterlicher Weltangst

von Kurt Kronenberg

Mit dem Bau der Antoniuskapelle an der Nordseite der Gandersheimer Stiftskirche schloß sich im Jahre 1452 der gotische Kapellenkranz, den mittelalterlicher Schenkungseifer um den romanischen Bau gelegt hatte. Diese fünf Kapellen — drei im Süden und zwei im Norden — sollten nicht der Gemeinde dienen und waren deshalb der Öffentlichkeit verschlossen, hier wurde für das Seelenheil der Stifter und ihrer Verwandten gebetet.

Wir lesen deshalb an der rechten Bogenlaibung in gotischen Minuskeln lateinisch: „Im Jahre 1452 gründeten die Herren Arnold der Ältere und Arnold der Jüngere von Roringen diese Kapelle, deren Weihe am Sonntag nach der Erscheinung des Herrn (das war der 9. Januar) erfolgte Betet für sie!“

Diese Aufforderung klingt uns in den Ohren, wenn wir die Kapelle betreten, die heute zum Kirchenschiff offen ist. Links an der Bogenlaibung lesen wir den Namen des Heiligen, dem sie gewidmet wurde. S. ANTONII steht in großen Antiquabuchstaben eingemeißelt. Antonius der Große, gestorben 356, war einer der bedeutendsten Einsiedler in der oberägyptischen Wüste, förderte das Klosterleben und wird deshalb „Vater der Mönche“ und Abt genannt, meist aber Einsiedler (Eremita). Im Kalendarium der Stiftskirche ist unter dem 17. Januar vermerkt: „Fest des Abtes Antonius. Herr Bernhard, der Priester, und Arnt von Roringen schenkten zur Feier des Festes sechs Mark, und Ghese Welinges gab drei Mark.“

Die Kapelle öffnet sich mit einem weiten Spitzbogen gegen das Kirchenschiff; sie ist quadratisch und hat eine lichte Weite von fünf mal fünf Meter. In den vier Ecken sind Konsolen, dreiseitig abgekannt, von denen Rippen emporsteigen und ein Kreuzgewölbe tragen, dem leider der Schlußstein fehlt. In der östlichen Seitenwand der Kapelle sehen wir eine spitzbogige Nische, in der einst liturgische Geräte aufbewahrt wurden. Das große Fenster in der Nordwand reicht bis zum Deckengewölbe und zeigt gotische Formen. Von außen erblickt man ein zugemauertes Fenster in der Westwand, das aus späterer Zeit stammen muß, denn es zeigt einen Rundbogen. Das Satteldach hat zwei Dachgauben und wird von einer Kreuzblume geziert. Der Sockel, auf dem die Kapelle ruht, steht nur wenig vor; eine Platte mit Schräge leitet zur Höhe hinauf ¹⁾.

Über der Widmungsinschrift im Innern der Kapelle finden wir das Wappen der Familie von Roringen in Stein gemeißelt: eine Pfeilspitze im Schild, die schräg nach links oben zeigt. Der Chronist Leuckfeld erblickte 1709 noch ein Wappen „welches auch in dem Capellfenster eingemalt steht mit dieser Umschrift: Arnoldus de Roringen, Vicarius Gandersheimensis“ (S. 53).

Wer waren die Herren von Roringen und warum stifteten sie die Kapelle?

Das Adelsgeschlecht trug seinen Namen nach dem Dorf Roringen, 5 km östlich von Göttingen, in dessen Umgebung es viel Landbesitz hatte. Es gehörte der Ritterschaft jener Welfenherzöge an, die das Göttinger Land regierten²⁾. Arnold von Roringen der Ältere wird erstmalig 1410 als Mitglied des Gandersheimer Stiftskapitels genannt³⁾. Seine Eltern hießen Arnd und Ghese von Roringen und hatten drei Söhne: Johann, Berthold und Arnold. Nahe verwandt war ihnen Günther von Roringen, Abt von Reinshausen. Der Vater war bereits 1385 verstorben, die Mutter mit Hans von Reyndeshausen wieder verheiratet⁴⁾. Johann war Pfarrer von Rosdorf (Kreis Göttingen), Bertold und Arnold — damals noch jung — wurden ebenfalls geistlich. 1417 wird Arnold als Kapellan Herzog Ottos des Einäugigen und Pfarrer von St. Albani in Göttingen zusammen mit seinem Bruder Bertold genannt.

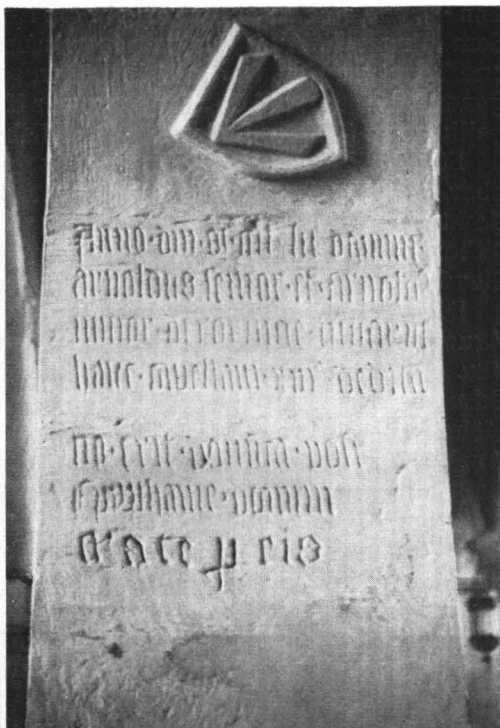
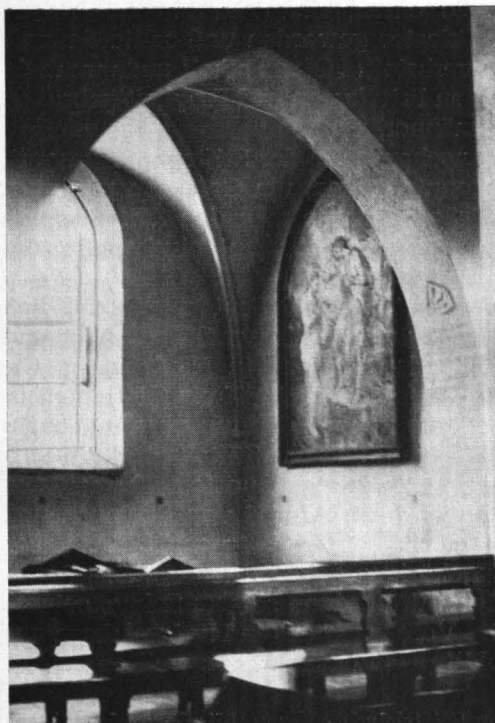
Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurde ferner ein Ritter Hans von Roringen in Gandersheim ansässig, erwarb einen Hof im Gebiet des späteren Barfüßerklosters, einen weiteren an den Hohen Höfen und viele Ländereien um die Stadt. Er hielt sich häufig in der Umgebung der Äbtissin auf, die ihn ihren Lehnsmann nannte und bei Beurkundungen von Rechtsgeschäften als Zeuge zuzog. Er starb vor 1460 und hatte mit seiner Frau Osterhild die Söhne Hans und Arnold, auch eine Tochter, die mit Brun von Linde verheiratet war. Als Angehöriger der Göttinger Ritterschaft wird er von 1435 bis 1457 im Göttinger Urkundenbuch erwähnt.

1418 mietete der Kanoniker Arnold von Roringen die Stiftskurie auf der Stiftsfreiheit, an deren Stelle heute der westliche Teil des Doktorhofes steht (Wilhelmsplatz 5). Die Lage wird beschrieben als „zwischen den Kurien des Herrn Gottschalk (von Wildershausen) und des Ritters Gherd von Gandersheim“⁵⁾.

1421 verrät eine Urkunde, daß der Kanoniker von seiner Magd Daenke einen Sohn Arnold besaß und für deren wirtschaftliche Sicherung sorgte. Er zahlte beim Stiftskapitel 18 Mark Silber ein, wofür ihm eine jährliche Rente von anderthalb Mark verbrieft wurde, zahlbar auf Lebenszeit der drei genannten Personen⁷⁾, 1424 erwarb er für 42 Mark eine weitere Rente von dreiundeinhalb Mark⁸⁾.

1426 kaufte der Kanoniker für sich und seinen Sohn die Kurie auf dem Fronhof, die bisher der Priester Hermann Röttger bewohnt hatte und die später an die Scholastika des Stiftes, Adelheid von Steina, fallen sollte⁹⁾. Sie stand an der Stelle des heutigen Hauses Lingemann; sie gehörte ihm noch 1436¹⁰⁾. Schließlich erwarb er 1438 für seine Magd Daenke und ihren Sohn Arnold auf Lebenszeit einen Hof im Neuen Dorf vor Gandersheim¹¹⁾. Der Vater ließ den Sohn studieren; vermutlich ist er jener Arnoldus Roring, der 1427 an der Universität Erfurt eingeschrieben wurde¹²⁾.

Selbst die nüchternen Rechtsurkunden erzählen, wie sehr den Kanoniker die Frage beschäftigte, einen unehelichen Sohn zu haben. Zwar hätte er sein Gewissen damit beruhigen können, daß die anderen Kanoniker ebenfalls mit ihren Haushälterinnen — sie heißen in den Urkunden auch Köchinnen oder Mägde — in einem eheähnlichen Verhältnis lebten, weil sie nach ihrem Gelübde und dem geistlichen Amt keine Ehe schließen konnten, aber Arnold von Roringen besaß



Das Innere der Antonius-Kapelle in der Stiftskirche zu Gandersheim

offenbar ein erschrockenes Gewissen und bemühte sich fortan, durch Schenkungen und Spenden die Fürbitte der Heiligen zu gewinnen.

Der adlige Kanoniker hatte inzwischen eine führende Stellung im Kanonikerkapitel erreicht, das sich im Laufe des letzten Jahrhunderts gebildet hatte und nun zehn Mitglieder zählte. Hatten ursprünglich nur die Kanonissen mit der Äbtissin an der Spitze das Stiftskapitel gebildet, da es als Jungfrauenstift gegründet worden war, so hatte man allmählich immer mehr Kanoniker angestellt, weil die vielen geistlichen Verrichtungen nur von Männern gehalten werden konnten. 1334 wird erstmals eine „Bruderschaft der Kanoniker“ genannt¹³⁾, bald besaßen sie eigenes Vermögen und tätigten soviel Rechtsgeschäfte, daß eine geregelte Vertretung notwendig wurde und man ein eigenes Siegel brauchte. Als erster Senior dieses Kanonikerkapitels wird 1442 Arnold von Roringen genannt¹⁴⁾ (Harenberg S. 1092); er siegelte 1444 erstmalig eine Urkunde mit dem Bursensiegel¹⁵⁾. 1452 nahmen die Kanoniker an der Wahl der Äbtissin teil.

1447 schenkte der Stiftssenioren hundert Gulden an die Kapelle St. Andreas, die ebenfalls an der Nordseite der Kirche östlich der Antoniuskapelle liegt. Nach der Stiftungsurkunde sollte sie „zum Troste seiner eigenen und seiner Eltern Seelen“ dienen, aber wir bemerken doch, daß der geistliche Herr Religion und Geschäft gut verbinden konnte. Er ließ diese Kapelle nämlich dem neuen Amt des Seniors inkorporieren, wie der technische Ausdruck lautet, d. h. der jeweilige Senior sollte künftig das Recht haben, den Priester für den Dienst in dieser Kapelle zu bestimmen und ihn zu besolden, wofür ihm die Einnahmen der Kapelle, die in Ländereien und Renten bestanden, zufließen. Äbtissin und Stiftskapitel willfahrten

ihm ¹⁶⁾, und als Senior übertrug er die Kapelle seinem Sohne Arnold von Roringen dem Jüngeren. Auch der war inzwischen Priester geworden und sollte dadurch anerkannt werden. In der Urkunde wurde verbrieft: „Ok so schall unde mach de genannte Herr Arnd de Jüngere unser Kerken Privilegien und Freyheit gebreken gelik unser Stichtes Ledematen“ (= Lehnsmänner) ¹⁷⁾.

Für die Zukunft des Sohnes und sein Ansehen hatte der Stiftssenior gesorgt, aber sein Gewissen blieb unruhig. Was konnte er tun, um Gott zu versöhnen, dachte der so geschäftstüchtige Mann, betrügen konnte man den Allwissenden sicher nicht. So kam es zur Stiftung und zum Bau der Antoniuskapelle, die Gandersheim um ein Baudenkmal reicher machte.

Die Gründung wurde sorgfältig vorbereitet. Am 29. September 1450 ließ Arnold von Roringen sich von seinem Bruder Bertold und dessen Söhnen Arnd und Jan die Zustimmung geben, daß er für 60 Mark Renten in Niedernjessa, Gr. Schneen, Diemarden und Kl. Lengede (alle Dörfer liegen im Kreis Göttingen) in Höhe von jährlich 6 Mark einlöste und für die neue Gründung verwendete ¹⁸⁾. Am 15. August 1451 bestätigten Äbtissin Elisabeth und das Stiftskapitel die Stiftung einer neuen Kapelle mit einem Altar zu Ehren des Apostels Thomas, des Heiligen Albanus und des Eremiten Antonius durch Arnold von Roringen und ihre Ausstattung mit den erwähnten Renten. Es sollten darin wöchentlich vier Messen für das Seelenheil der Familienangehörigen gelesen werden. Das Recht, den Priester zu berufen, stand zunächst dem Stifter, dann seinem Sohne, seinem Bruder und dessen Nachkommen zu ¹⁹⁾. Die Verehrung des in Niedersachsen unbekannten Heiligen Albanus führte Arnold in Gandersheim ein, weil er Pfarrer der Albanikirche in Göttingen war ²⁰⁾.

Die Stiftung fand im Kalendarium der Stiftskirche ihren Niederschlag. Hier vermerkte man, daß am 7. Januar die Memorie für Arnd von Roringen und Ghese (also die Eltern des Stifters) zu halten seien und daß am 17. Januar das Fest des Antonius gefeiert werden sollte für die Geistlichen Bertold und Arnd von Roringen, ferner am Tage St. Valentins (14. Februar) für Arnd von Roringen.

Der Bau der Kapelle wurde schnell durchgeführt. Schon am 9. Januar 1452 erfolgte die Weihe. Freilich war Eile geboten, denn der Senior Arnold von Roringen starb bald darauf; am 14. Februar 1453 wird er als verstorben bezeichnet ²¹⁾. Obwohl es nicht überliefert ist, wird man ihn in seiner Kapelle begraben haben.

Der Sohn Arnold von Roringen der Jüngere wird in allen künftigen Urkunden als Vikar der Gandersheimer Stiftskirche bezeichnet. Kanoniker zu werden war ihm nicht vergönnt, vielleicht weil seine Geburt nicht makelfrei war. Vikare nannte man die neue Art geistlicher Pfründner, die um diese Zeit entstand. Vikar heißt Stellvertreter, und man bezeichnete damit die Geistlichen, die keine feste Pfarrstelle oder geistliche Pfründe hatten, sondern von einem anderen Geistlichen mit dessen Dienstobliegenheiten für eine Entschädigung betraut wurden. Oft geschah das für eine begrenzte Zeit, doch gab es auch Vikare auf Lebenszeit. Einen Geistlichen dieser Art nannte man: „Vicarius perpetuus“. Im 15. Jahrhundert wurden immer neue Altäre und Kapellen gestiftet, deren Pfründe die Kanoniker übernahmen, deren geistliche Tätigkeit sie durch Vikare ausrichten ließen. 1569 bestanden an der Stiftskirche 14 Vikariate neben 7 Kanonikaten, außerdem gab es noch Vikare an der St. Georgskirche, der St. Moritzkirche, am Marienkloster, an den Kapellen St. Peter im neuen Dorf und am Hospital zum Heiligen Geist.

1462 wird Arnold von Roringen d. J. als „Vikarius ecclesiae Gandersheimensis“ genannt, 1481 Benefiziant im Stift ²²⁾, 1483 war er Dekan und Senior des

Kalandes, einer Bruderschaft von Geistlichen und Laien, sowie Kommissarius an der St. Marienkirche²³⁾. Damit endete auch seine Laufbahn, denn im gleichen Jahr heißt es, daß die durch den Tod des Arnold von Roringen d. J. erledigte Vikarie St. Andreas einem anderen Priester verliehen wird²⁴⁾.

Die Geschichte der von Roringen in Gandersheim endete erst später. Nach dem Tode des jüngeren Arnd ging das Recht, die Einkünfte der Kapelle St. Antonius zu verleihen, an die Nachkommen des Bertold von Roringen über. Am 10. Februar 1514 übertrug sein Enkel, der Knappe Bertold von Roringen, da er ohne leibliche Erben sei, das Präsentationsrecht seiner Schwester Agnes von Roringen, Äbtissin des Marienklosters und deren Nachfolgerinnen. So kam das Gandersheimer Marienkloster 1520 in den Besitz der Antoniuskapelle²⁵⁾. Die Reformation machte dem Vikariatswesen ein Ende und wandelte die Pfründen in Gehaltsteile von Pastoren und Lehrern um.

In der Antoniuskapelle wird heute nicht mehr für das Seelenheil der von Roringen gebetet, obwohl die Inschrift ständig darum bittet. Dennoch wird sie viel besucht, denn hier steht die Holzplastik des Stiftsgründers, der Marienaltar aus dem Marienkloster, die Walfischrippe und die Kette aus den Kreuzzügen.

¹⁾ Karl Steinacker, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim, Wolfenbüttel 1910, S. 113. — ²⁾ Urkundenbuch der Stadt Göttingen, Band 2, 1867, s. Register. — ³⁾ Staatsarchiv Wolfenbüttel, Kopialbuch des Stiftes Gandersheim, VII B Hs 1, S. 121. — ⁴⁾ Staatsarchiv Wolfenbüttel, 14 Urk 56 und 98. — ⁵⁾ Wie Anm. 2, Nr. 56. — ⁶⁾ 6 Urk 313. — ⁷⁾ Wie Anm. 3, S. 101. — ⁸⁾ Wie Anm. 3, S. 106. — ⁹⁾ Wie Anm. 3, S. 109. — ¹⁰⁾ 6 Urk 389. — ¹¹⁾ Wie Anm. 3, S. 156. — ¹²⁾ Akten der Universität Erfurt, Halle 1881, S. 141, Nr. 41. — ¹³⁾ Wie Anm. 3, S. 4. — ¹⁴⁾ 6 Urk 416, Harenberg, Chronik des Stiftes Gandersheim, Hannover 1734, S. 1092. — ¹⁵⁾ 6 Urk 429. — ¹⁶⁾ 6 Urk 443. — ¹⁷⁾ Kopialbuch des Kapitels VII B Hs 27, Bl. 2 R. — ¹⁸⁾ 14 Urk 98. — ¹⁹⁾ 14 Urk 101. — ²⁰⁾ Wie Anm. 5. — ²¹⁾ 14 Urk 110. — ²²⁾ 6 Urk 499 und 662. — ²³⁾ 14 Urk 135. — ²⁴⁾ 6 Urk 613. — ²⁵⁾ 14 Urk 187.

Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner

von Werner Flechsig

9. Beinamen nach fremden Völkern, Ländern und Städten

Es gab Anlässe der verschiedensten Art, die dazu führen konnten, einem Ort oder seinen Bewohnern einen fremdländischen Beinamen anzuhängen. Manchmal genügte dafür eine einfache Klangassoziation ohne tiefere Bedeutung. Dazu gehören die Beinamen „*Engeland*“ für Ingeleben im Kr. Helmstedt, „*Tunesen*“ für die Bewohner von Thune im Kr. Braunschweig und „*Rheinländer*“ für die Bewohner von Varrigsen im Kr. Gandersheim, deren Dorfbach Rein heißt, wahrscheinlich auch das allerdings wenig gebrauchte „*Honolulu*“ für Hondelage im Kr. Braunschweig.

Durchsichtig sind ferner die Anspielungen auf Zigeuner, die bei dem betreffenden Orte zu lagern pflegten oder sogar dort sesshaft geworden waren, in den Bezeichnungen „*Dä Tatern*“ für die Einwohner von Heinade im Kr. Holzminden und „*Tatern-Volksen*“ für Volkersheim, Kr. Gandersheim. „*Polacken*“ nannte man die Einwohner von Deensen im Kr. Holzminden und „*Puolen*“ das Dorf Barfelde im Kr. Alfeld, weil auf den dortigen Gutshöfen polnische Saisonarbeiter beschäftigt wurden. Vermutlich gehen auch die Spitznamen „*Polen*“ für Volkmarisdorf im Kr. Helmstedt und „*Lütjen Polen*“ für Kl. Bartensleben im Kr. Haldensleben auf

den gleichen Anlaß zurück, auch wenn das nicht ausdrücklich bezeugt ist. Ungelklärt ist ferner der Anlaß für einen Reimspruch, der in ganz ähnlicher Form sowohl auf Warbsen im Kr. Holzminden wie auf Delligsen im Kr. Gandersheim gemünzt war: „*Warbsche (bzw. Dellesche) Polacken höot (bzw. hewwet) en Snurrbuiel in'n (bzw. upm) Nacken*“ = Warbser (Delligser) Polen haben den Bettelsack im (auf dem) Nacken. Die Bezeichnung der Bewohner der Dreidörfer (Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf) im Kr. Braunschweig als „*Wåterpolacken*“ dürfte ihren Ursprung in der durch die Ortsnamen angeregten, aber unbeweisbaren Annahme haben, daß diese Orte von Wenden gegründet seien. Besser begründet ist eine solche Annahme von Wendisch Brome am Ostrande des Kr. Gifhorn, von dessen Bewohnern man spottend reimte: „*Brömer Kosacken hebben Kohschiel in'n Nacken*“. Auf einen fremden Einschlag in der Zusammensetzung der Bevölkerung sollen schließlich die Beinamen „*Salzburger*“ für die Lobacher im Kr. Holzminden und „*Lüttjen Prag an der Tölle*“ für Wolfshagen im Kr. Gandersheim zielen. Lobach ist angeblich von Salzburgern gegründet worden, und die Wolfshäger, die auch „*Tilljacks*“ oder „*Huy-Huys*“ genannt werden, sollen von fremdländischen Soldaten Tillys aus dem dreißigjährigen Kriege oder gar aus hunnischen Kriegen aus der Völkerwanderungszeit abstammen, die auf ihren Streifzügen in dieses abgelegene Harzdorf gelangt und hier hängengeblieben sind. Mit einer solchen romantischen Vorstellung will man erklären, warum sich die Wolfshäger in ihrem Aussehen wie in ihren Sitten und Bräuchen von den Bewohnern der Nachbardörfer am Harzrande unterscheiden.

In eine ganz andere Richtung weist die wohlbegründete Erklärung der Beinamen „*Holländer*“ für die Bewohner von Coppenbrügge im Kr. Hameln und „*Holland*“ bzw. „*Lüttjen Holland*“ für Dörpe und Reimerbeck im gleichen Kreise. Diese Orte gehörten längere Zeit zum Territorium Hessen-Oranien und damit bis 1819 zum Königreich Holland. Auch die Einwohner von Ölkassen im Kr. Holzminden nannte man „*Holländer*“ und ihren Ort „*Lüttjen Holland*“, allerdings nicht aus demselben Grunde: Die dortigen Männer arbeiteten nur winters daheim als Holzfäller und zogen jeden Sommer nach Holland, um in der Fremde als Mäher ihren Lebensunterhalt zu verdienen, weil der karge Boden in der Heimat sie nicht ernähren konnte. Warum der Ortsteil Oberdorf von Lüntorf im Kr. Hameln „*Brüssel*“ und der Ortsteil Unterdorf „*Antwerpen*“ hieß, läßt sich nicht mehr feststellen. Mit Rußland und Sibirien verband man die Vorstellung endloser Weite und Weltabgeschiedenheit. Das Dorf Lenne im Kr. Holzminden, das früher wenig Verbindung zur Außenwelt hatte, deshalb als „*Klein Rußland*“ verschrien, und seine Einwohner hießen die „*Russen*“, weil sie in ihrer Entwicklung angeblich sogar hinter den Russen zurückgeblieben waren. Ob Elsebeck im Amt Calvörde des Kr. Helmstedt aus dem gleichen Grund „*Klein Rußland*“ genannt wurde, ist nicht überliefert, ebensowenig der Anlaß für die Bezeichnung des Ortes Klein Sisbeck im gleichen Kreise als „*Klein Sibirien*“. Die Dettumer im Kr. Wolfenbüttel belegten ihren Nachbarort Weferlingen mit dem gleichen Beinamen „*Klein Sibirien*“, weil sie als Dienstpflichtige einen weiten Weg zur Bewirtschaftung dortiger Gutsländereien zurückzulegen hatten und sich für einen ganzen Tag einrichten mußten, wenn sie auf dem Weferlinger Butterberge arbeiten mußten. Auch das kleine Sollingdorf Silberborn im Kr. Northeim bekam seinen Spitznamen „*Algier*“ wegen seiner Abgelegenheit, und zwar von einem Landbriefträger aus Ärger darüber, weil er so oft wegen eines einzigen Kreisblattes den zwei- bis dreistündigen Weg von Holzminden nach Silberborn zu Fuß zurücklegen mußte. Das ist einer der

wenigen Fälle, in denen ausnahmsweise einmal der Urheber eines allgemeiner verbreiteten Spitznamens überliefert ist. Auch zeitlich läßt sich die Entstehung dieses letzten Spitznamens relativ nach einem „terminus ante quem non“ bestimmen und einordnen. Sie kann nicht vor der Gründung des Holzmindener Tageblattes liegen. Auch für die Bezeichnung von Nordassel im Kr. Wolfenbüttel und Hallendorf im Stadtkr. Salzgitter als „Grönland“ dürfte es einen gewissen zeitlichen Anhaltspunkt geben. Das allgemeine Interesse an diesem Land des Polarkreises erwachte hierzulande erst durch die Berichte über die Polarexpeditionen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nordassel wurde „Grönland“ genannt, weil in einem Teil der Feldmark der Schnee am Ende des Winters gewöhnlich länger liegen blieb als anderswo in der Umgegend. Noch genauer läßt sich das Alter der Spottnamen „Negerdörf“ und „Kolonie Afrika“ für Wittmar im Kr. Wolfenbüttel bestimmen. Sie wurden dem kleinen Assedorf angehängt, als dort nach der Abteufung des Kalischachtes im Jahre 1898 viele fremde Bergarbeiter in einer geschlossenen Siedlung ansässig wurden.

Wenn ostfälischen Dörfern die Namen großer Städte beigelegt wurden, so geschah das entweder aus Spottlust oder in anerkennender Absicht. Sottmar im Kr. Wolfenbüttel und Bantorf im Kr. Hameln wurden wegen ihrer Kleinheit „Lüttjen London“ (= Klein London) genannt. Hemeringen im Kr. Hameln erhielt dagegen den Beinamen „Klein Berlin“, weil sich der Ort in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht eine Vorrangstellung vor den Nachbardörfern errungen hatte. Den gleichen Beinamen erhielt Merxhausen im Kr. Holzminden, weil der kleine Ort sich vor den Nachbardörfern durch einen Arzt, einen Zahnarzt und einen Friseur hervorhob und weil seine Einwohner früher sehr vergnügungssüchtig gewesen sein sollen. Hoheneggelsen im Kr. Hildesheim-Marienburg wurde „Lüttjen Berlāin“ genannt, weil es sich zum größten Ort der Gegend mit regem Geschäftsverkehr, Apotheke, Kino und Badeanstalt aufgeschwungen hatte. Andere Vorstellungen scheinen bei der Verspottung von Schorborn im Kr. Holzminden, Thüdinghausen im Kr. Northeim und Klein Veltheim im Kr. Braunschweig als „Ninive“ bzw. „Städtchen Ninive“ mitgewirkt zu haben. Ninive, die Hauptstadt des Assyrierreiches, galt zwar als die größte Weltstadt des Altertums und hätte insofern für Kenner der alten Geschichte die gleiche Funktion eines paradoxen Größenvergleiches mit besonders kleinen Dörfern haben können wie die neuzeitlichen Weltstädte London und Berlin. Aber es wird wohl eher die aus der Bibel von der Geschichte des Propheten Jona bekannte Sündhaftigkeit der Bevölkerung von Ninive oder deren Gedankenlosigkeit („Sie wissen nicht, was rechts und was links ist“) zu der Gedankenverbindung mit den genannten drei ostfälischen Dörfern geführt haben. Erinnerungen an die Greuel der Türkenkriege mögen bei der Entstehung des Spitznamens „Türken“ für die Einwohner von Immen im Kr. Alfeld wirksam gewesen sein. Der Gewährsmann berichtet darüber: Früher hatten Immen und Wispenstein einen gemeinsamen Friedhof bei der Kirche in Immen. Eines Tages wollten die Imser nicht mehr dulden, daß die Wispensteiner ihre Toten bei ihnen bestatteten. Bewaffnet mit Dreschlegeln, Grepn und Sensen, lauerten sie einem Wispensteiner Leichenzuge in der „Totengasse“ auf. Angesichts der gewalttätigen Auseinandersetzung soll der Pfarrer entrüstet gerufen haben: „Das ist ja schlimmer als in der Türkei!“ Ob aus einem ähnlichen Anlaß Wolsdorf im Kr. Helmstedt „Hunnetürkei“ (= Hundetürkei) und Groß und Klein Twülpstedt im gleichen Kreise „Grote Türkei“ und „Lüttje Türkei“ genannt worden sind, ist nicht überliefert. Ungeklärt sind auch die Spitznamen „Königsberg“

für Helmscherode im Kr. Gandersheim, „Petersburg“, „Moskau“ und „Mohrenland“ für Wolsdorf im Kr. Helmstedt, „Ratzeburger“ für Kl. Veltheim im Kr. Braunschweig, „Kleinasien“ für Lütgenade im Kr. Holzminden, „Ägypter“ für die Leute in Watenstedt, Stadtkr. Salzgitter, und „Kalmucken“ für Bodenstedt im Kr. Braunschweig.

Bis auf die dem Landvolk allgemein vertrauten Begriffe „Tåtern“ und „Polakken“ wirken die meisten Beinamen nach fremden Völkern, Ländern und Städten wenig volksläufig. Sie setzen geographische oder geschichtliche Interessen und Kenntnisse voraus, die man im 18. und 19. Jahrhundert eher bei Pastoren, Lehrern, Landärzten, Apothekern oder bei Amtsmännern erwarten konnte als bei den nur durch die Dorfschule gegangenen Angehörigen bäuerlicher und handwerklicher Betriebe. Daß sich solche „gelehrten Anspielungen“ in den Beinamen allgemeiner durchsetzen konnten, beweist uns aber, wie stark der Einfluß sozial höher gestellter Personen auf die Landbevölkerung auch in solchen Fällen war, wo es sich um mehr oder weniger unverstandene Äußerungen studierter Leute handelte.

10. Beinamen nach besonderen Begebenheiten

Zur Entstehung von Beinamen führten neben den für ein Dorf oder seine Bewohner allgemein gültigen Merkmalen wie landschaftlichen Besonderheiten, Pflanzenwelt, Tierwelt, Wesensart der Menschen, wirtschaftlichen Verhältnissen, politischen Beziehungen und ähnlichen Dingen gelegentlich auch besondere, einmalige Begebenheiten oder Aussprüche eines einzelnen Einwohners, die in den Nachbarorten bekanntgeworden waren. Ein solcher Fall war uns bereits bei der Erklärung des Namens „Türken“ für die Imser im Kr. Alfeld (Abschnitt 8) begegnet. In diesen Zusammenhang gehören auch die folgenden merkwürdigen Spitznamen, auf deren Ursprung man nicht kommen würde, wenn er nicht zufällig durch unsere Gewährsleute überliefert wäre.

Die Wangelstedter im Kr. Holzminden heißen angeblich deshalb „Pattjer“, weil der dortige Schützenhauptmann einmal auf die Frage seines Adjutanten, ob die Schützenkompanie zum Festumzug ins Dorf einrücken solle, gesagt habe: „*Låt se man noch en bîten pattjen!*“ (= Laß sie nur noch ein Weilchen herummarschieren!). Die Herzberger im Kr. Osterode wurden von den Lonauern als „*Harzbarsche Trippel-Trappel*“ verspottet, weil sie „ohne Hemd und ohne Schuh“ barfuß nach Lonau getrippelt sein sollen. Die Einwohner von Allrode im Kr. Blankenburg, die im Schlosse in Stiege ihren Eierzehnten abzuliefern hatten, sollen die Eier einmal aus Wut im Schlosse zertreten haben und heißen seitdem „*Jälbaine*“ (= Gelbbeine). Ob die Grafhorster im Kr. Helmstedt aus ähnlichem Anlaß zu ihrem Spitznamen „*De gälbainigen Graffhörter*“ gekommen sind, ist leider nicht überliefert.

Über die Entstehung des neueren Namens „Löwenjäger“ für die Leute in Derental, Kr. Holzminden, erzählt H. Sohnrey in seinem Buche „Die Sollinger“: In der winterlichen Feldmark des Dorfes trieb sich ein Untier herum, dessen Klauenspannen, die nachts bis ins Dorf führten, auf einen Löwen deuteten. Die Derenthaler gerieten in eine große Aufregung, zumal als hier und da verlautete, man hätte den Löwen auch von ferne gesehen. Die ganze Gemeinde wurde aufgeboten und eine richtige Löwenjagd ins Werk gesetzt, auf der man das Untier denn auch nach schwerer Mühe richtig zur Strecke brachte. Als man nun aber das tote Tier besah, war es gar kein Löwe, sondern ein „Bernhardiner.“ Einer Hundegeschichte verdankt auch Schliestedt im Kr. Wolfenbüttel seinen Spitznamen: Dort

wohnte ein alter Kerl namens Wagener, der gern wohlgenährte Hunde im Dorte oder in den Nachbarorten wegging, sie heimlich schlachtete und im Hause einer gleichgesinnten Nachbarin gemeinsam mit ihr als fette Braten verspeiste. Als dies in der Umgegend ruchbar wurde, nannte man die Schliestedter insgesamt „*Hunne-slächters*“ und den Ort „*Hunne-Slietidde*“. Man kann sich vorstellen, was für eine Begebenheit den Leuten in Rolfsbüttel, Kr. Gifhorn, den Beinamen „*Raulbüttel-sche Kattenslächters*“ (= Katzenschlächter) eingetragen hat, auch wenn es nicht im einzelnen überliefert ist. Von den Katzen, denen im Volksglauben immer etwas Unheimliches anhaftete, ist kein weiter Gedankensprung zur Hexerei. Almstedt im Kr. Alfeld hieß „*Hexen-Almstie*“, seitdem in den Jahren 1724/25 beim dortigen adeligen Untergericht und anschließend beim zuständigen Obergericht gegen Ortseingesessene ein Prozeß wegen „*grober Zauberei*“ anhängig gemacht worden war. In einem geheimnismwitterten Ruf stand auch Opperhausen im Kr. Gandersheim als „*Dat Spoikederp*“ (= das Spukdorf), weil es dort angeblich besonders viel Spuk geben sollte.

Weniger unheimlich war der Anlaß, der dem schon erwähnten Schliestedt zu seinem zweiten Beinamen „*Düwelsdörp*“ (= Teufelsdorf) verholfen hatte. Einem Häusling namens Fricke, der im Unterdorf wohnte, war der Stall abgebrannt, und da der Brandstifter nicht ermittelt werden konnte, hieß es: „*Dat hat de Düwel edân!*“ (= das hat der Teufel getan). Fricke, der ein Grobian war und sich sogar vor dem stimmgewaltigen und kraftstrotzenden Junker v. d. Streithorst auf dem Schlosse im Oberdorf nicht fürchtete, erhielt daraufhin den doppelsinnigen Namen „*De Düwel*“, und nach ihm wurden alle Schliestedter „*Düwels*“ genannt. Diese unbekümmerte Art des Volkes, aus Freude an Spott den schlechten Ruf eines Einzelnen oder einer Minderheit ungerechterweise auch auf die unbescholtenen anderen Einwohner eines Ortes zu übertragen, tritt uns auch in der Bezeichnung „*Tüchtlinge*“ (= Züchtlinge) für die Einwohner von Moringen im Kr. Northeim entgegen, die darunter leiden mußten, daß sich in ihrem Orte die hannöversche Besserungsanstalt („Landeswerkhaus“) befand. Ähnlich zu leiden hatten die Kirchberger im Kr. Gandersheim insgesamt bis in die Gegenwart unter einem Diebstahl, den einige Einwohner vor alters im Nachbardorf Münchhof verübt haben sollen. Seitdem neckt man sie mit dem Vers: „*De kerkbarschen Daiwe, dai stälet 'n Mönkehöwwern de Braiwe*“ (= Die kirchbergischen Diebe, die stehlen den Münchhöfern die Briefe). Umgekehrt hatten die Einwohner der beiden kleinen Gutsgemeinden Altena und Büstedt im Kr. Helmstedt unverdient Anteil am Ansehen der adeligen Gutsherrschaft — im Mittelalter der Herren von Obisfelde; danach nannte man sie „*Junge Ritter*“ und ihren Ort „*Knappeburch*“.

Wie das Mißgeschick eines Einzelnen einem ganzen Dorfe nachhängen konnte, zeigt die Geschichte vom Ursprung des Spitznamens „*De Ainschoitigen*“ für die Leute in Betheln, Kr. Alfeld: Ein Einwohner von Betheln war im Nachbarort so betrunken gemacht worden, daß er nicht bemerkte, wie ihm einer seiner Rockschöße abgeschnitten wurde. So verunstaltet brachte man ihn dann unter allgemeinem Gespött nach Hause und neckte seitdem alle seine Dorfgenossen als „*Einschöbige*“. Die Einwohner von Graste im gleichen Kreise verdanken ihren Beinamen „*De Briunenkeolschen*“ (= Die Braunkohlleute) folgender Begebenheit: Eine schwerhörige alte Frau, die vor dem Dorfe Braunen Kohl pflückte, antwortete auf die Frage eines Fremden, wie der Ort hieße, im Glauben, er habe sie nach dem Namen der Kohlart in ihren Händen gefragt, „*Briunen Keol*“. Auch den Leuten

von Dehmke im Kr. Hameln hat eine Frau vor langer Zeit ihren Beinamen „*Dä Dai-imker Söllös*“ eingebrockt. Davon erzählt man sich folgende hübsche Geschichte: Vor rund 200 Jahren fuhr ein Leichenzug von Dehmke zum Friedhof in Arzen. Am Eingang in diesen Ort ging der Weg ohne Brücke durch einen Bach, der infolge eines Gewitterregens Hochwasser führte, so daß der Leichenwagen nicht hindurch konnte. Die Leidtragenden kehrten deshalb in einer Gastwirtschaft vor dem Dorfe ein, um das Fallen des Wassers abzuwarten. Zufällig waren drei wandernde Musikanten anwesend. Allmählich wurde die Trauergesellschaft lustig, die Musikanten spielten zum Tanz auf. Die Witwe des Verstorbenen sträubt sich lange, mitzumachen, willigte aber schließlich ein, einer Aufforderung zum Tanze nachzukommen, mit den Worten „*Awer denn saun siutschen Söllo!*“ (= Aber dann solch einen sanften Solotanz!). Am Ende wurde, sehr zur Verwunderung der Aerzener, aus dem Leichenbegräbnis ein ausgelassenes Tanzvergnügen.

Gelegentlich wurde sogar der Name desjenigen Dorfbewohners, der in der Nachbarschaft am meisten von sich reden gemacht hatte, mochte es nun im guten oder bösen Sinne gewesen sein, zum Beinamen des ganzen Ortes. So heißen die Weddinger im Kr. Goslar die „*Prenzlers*“ und ihr Dorf „*Prenzlernest*“ nach einer alteingesessenen Familie, deren letzter den Namen Janjochen Prenzler führte. Klein Mahner im gleichen Kreise wurde „*Philippsdori*“ genannt, weil in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts der dortige Gastwirt Philipp Deipenau dafür bekannt war, daß er den bei ihm einkehrenden Bauern aus den Nachbardörfern „so richtig einen auffüllte“. Ob auch Schladen im gleichen Kreise seinen Beinamen „*Fäbejån*“ nach einem Einwohner namens Fabian bekommen hat, läßt sich nicht mehr ausmachen. Jedenfalls muß der Ursprung weit zurückliegen, denn schon im 16. Jahrhundert gab es dort ein Flurstück „*Fabiansmorgen*“.

Vergessen sind leider auch die Anlässe für zahlreiche andere, zum Teil recht seltsame Spitznamen, hinter denen gewiß manche lustige Begebenheit gestanden hat: „*Seesche Lattenkliwer*“ (= Lattenspalter) für die Seesener im Kr. Gandersheim, „*Hucker*“ für die Astfelder im gleichen Kreise, „*Trummelsläjers*“ für die Neuenkirchener im Kr. Goslar, „*Hosenknalder*“ für die Bortfelder im Kr. Braunschweig, „*Muisebuiker*“ für die Sellenstedter im Kr. Alfeld, „*Stemmbarger*“ für die Oberger im Kr. Peine, „*Pilzmüller*“ für die Lobacher im Kr. Holzminden, „*Orijer Kurlmurl*“ für Oerie, Kr. Hameln-Pyrmont, „*Tilljackers*“ für die Schuster in Adersheim, Kr. Wolfenbüttel (man vergleiche die gleiche Bezeichnung für die Wolfshäger in unserem Abschnitt 8!), „*Räuber*“ für die Hasselfelder im Kr. Blankenburg, „*Zwanziger*“ für die Stieger im gleichen Kreise und „*Bärenland*“ für Ohrleben im Kr. Oschersleben.

Den Beschluß mögen drei Verse machen, die ebenfalls auf ein uns nicht mehr überliefertes besonderes Ereignis anspielen: „*De Lammer Banne bucket de Uitschen in der Panne*“ (= Die Bande in Lamme, Kr. Braunschweig, bäckt die Frösche in der Pfanne), „*De swäichelschen Ratten sind Semmering säine Katten*“ (= Die Ratten von Schwichelt, Kr. Peine, sind die Katzen Semmerings, eines 2 km vom Ort entfernt wohnenden Hofbesitzers) und „*Wewelinksche Klappertaschen gäet in use Mauren naschen*“ (= die Klappertaschen, d. h. wohl Jagdtreiber aus Weferlingen, Kr. Obisfelde, gehen in unsere Mohrrüben naschen, von Grasleben aus gesagt). Auf ein Ereignis bei einer Treibjagd scheint schließlich auch der Ausdruck „*Limmer up der Klapperjagd*“ für Limmer im Kr. Alfeld aus einem Ortsreihenspruch zu deuten.

Über die Wasserpflanzenflora Ostfalens

von Dieter Wilhelm Weber

Im Winter 1882/83 fiel *Wilhelm Raabe* und seinen Freunden bei ihren donners-täglichen Spaziergängen von Braunschweig zum „Grünen Jäger“ bei Riddags-hausen die immer mehr zunehmende Verschmutzung und das Fischsterben in der Wabe auf. Die Abwässer der Zuckerfabrik in Rautheim hatten zu einem so starken „Pilztreiben“ auch in der Schunter geführt, daß die Turbinen der Wassermühle in Bienrode zum Stillstand gekommen waren. Die Wendemühle war ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen, so daß die Besitzer der beiden Mühlen einen Prozeß gegen die Zuckerfabrik angestrengt hatten. Gutachter in diesem Prozeß war Dr. *H. Beckurts*, später Inhaber des Lehrstuhls für Pharmazeutische Chemie an der Technischen Hochschule Braunschweig, der wie *Raabe* zum Kreise der „Kleider-seller“ gehörte.

Der Prozeß, die Gutachten, die Gespräche mit seinem Freunde Dr. *Beckurts* und seine eigenen Beobachtungen regten *Raabe* zu seinem Roman „Pfisters Mühle“ an, der im Jahre 1884 erschien und die Frage der heraufziehenden Industrialisierung und der damit zusammenhängenden Probleme der Gewässerverschmutzung und Abwasserbiologie literarisch behandelt.

Seit den Tagen *Raabes* ist die Bevölkerungszahl unseres Gebietes stark gestiegen, die landwirtschaftliche Nutzung ist wesentlich intensiver geworden und die Industrialisierung hat gewaltige Fortschritte gemacht. So ist es zu erklären, daß trotz großer Anstrengungen, z. B. beim Bau von Kläranlagen, die meisten fließenden und stehenden Gewässer unseres Gebietes stark mit Abwässern belastet sind. Zur ständigen Kontrolle wird u. a. das Wasser der Oker und ihrer Zuflüsse nicht nur chemisch, sondern auch biologisch untersucht. Man nutzt dabei die Tatsache, daß das Auftreten gewisser, oft mikroskopisch kleiner Organismen, z. B. bestimmter Arten von Algen oder Bakterien, ein Anzeiger für die Güte bzw. den Verschmutzungsgrad des Wassers ist.

Aber auch höhere Pflanzen, wie Blütenpflanzen, vermögen Zeugnis abzulegen von dem Zustand von Gewässern, wenn auch nicht mit der Genauigkeit und in der Feinheit der Abstufung wie die niederen Pflanzen, etwa Bakterien oder Algen.

Wenn ein Gewässer mit Abwässern belastet wird, werden nämlich bestimmte, abwasserempfindliche Blütenpflanzen-Arten verschwinden, während andere, unempfindlichere Arten oft sogar eine Förderung erfahren und sich dann massenhaft entwickeln oder aber erst durch die Nährstoffanreicherung in dem Gewässer neu auftreten.

So gibt *Bertram* in seiner „Exkursionsflora Braunschweigs“, 5. Auflage 1908, noch für die Oker bzw. die Schunter den Flutenden Hahnenfuß (*Ranunculus fluitans* Lam.), das Ährige Tausendblatt (*Myriophyllum spicatum* L.), das Glänzende Laichkraut (*Potamogeton lucens* L.), das Durchwachsene Laichkraut (*Potamogeton perfoliatus* L.) und das Alpenlaichkraut (*Potamogeton alpinus* Balb.) an. Heute sind diese Arten aus der Oker und ihren Zuflüssen verschwunden.

Außerhalb des Okersystems fehlen die genannten Wasserpflanzenarten nicht nur in der Fuhse und Erse, sondern auch in der weit weniger oder kaum mit Abwässern belasteten Aller, dem Allerkanal, der Kleinen Aller und der Ise. Hier wirken sich offenbar zusätzlich andersgeartete technische Eingriffe des Menschen

aus, wobei etwa an Fluß- und Bachregulierungen oder an den Einsatz von chemischen Unkrautbekämpfungsmitteln in der Landwirtschaft zu denken ist.

Der Flutende Hahnenfuß und das Durchwachsene Laichkraut sind erst wieder in der unteren Örtze in der Lüneburger Heide anzutreffen. Das Ährige Tausendblatt, das Glänzende Laichkraut und das Quirlblütige Tausendblatt (*Myriophyllum verticillatum* L.) kommen noch in einigen Altwässern der Oker und Schunter vor, weil hier normalerweise nach den Überschwemmungen die Zufuhr von verschmutztem Wasser aufhört und sich so die biologische Selbstreinigung verhältnismäßig schnell durchsetzen kann. Dieser Prozeß wird oft noch durch Grundwasserzuström unterstützt. Die beiden zuletzt genannten Wasserpflanzen wachsen auch in den Teichen des Reitlingstales im Elm.

In der Oker, der Schunter und deren Zuflüssen können nur Wasserpflanzenarten auftreten, die gegen Wasserverschmutzung weitgehend unempfindlich sind. Diese Arten kommen dann oft in großen und üppigen Beständen vor, weil sie nach



dem Abbau der organischen Substanzen im verschmutzten Wasser durch den Nährstoffreichtum geradezu gedüngt werden. Zwar werden auf diese Weise große Mengen von Nährstoffen durch die Pflanzen gebunden, aber es entsteht auch die Gefahr, daß die Fließgewässer durch das übermäßige Pflanzenwachstum verkrauten. So ergibt sich die Notwendigkeit, daß z. B. die Schunter mindestens zweimal im Jahr entkrautet werden muß. Das darf jedoch nicht in der Weise geschehen, daß dabei große Krautmengen den Fluß hinuntertreiben. Durch die sich zersetzenden Krautmassen wird das Wasser nicht nur erneut belastet, sondern der dabei entstehende Sauerstoffmangel kann sogar Fischsterben hervorrufen. Um das

Ein Bestand des Glänzenden Laichkrautes (*Potamogeton lucens* L.) und des Schwimmenden Laichkrautes (*Potamogeton natans* L.).
Aufnahme: Weber

zu verhindern, muß das abgeschnittene Kraut aus dem Fluß entfernt und kompostiert werden.

Besonders häufig sind in der Oker und Schunter das Schwimmende Laichkraut (*Potamogeton natans* L.), das Krause Laichkraut (*Potamogeton crispus* L.), die flutende Form des Einfachen Igelkolbens (*Sparganium simplex* f. *fluitans* Godr. et Gren.) und die untergetauchte Form der Gelben Teichrose (*Nuphar luteum* f. *submersum* Glk.) mit ihren „Salatblättern“. Das Kleine Laichkraut (*Potamogeton pusillus* L.) und Berchtolds Laichkraut (*Potamogeton berchtoldii* Fieb.) beschränken sich fast ganz auf die Oker, während das Kamm-Laichkraut (*Potamogeton pectinatus* L.), das Rauhe Hornblatt (*Ceratophyllum demersum* L.), die Kanadische Wasserpest (*Elodea canadensis* Michx.) und die untergetauchte Form des Pfeilkrautes (*Sagittaria sagittifolia* f. *vallisneriifolia* Coss. et Germ.) in der Schunter weitaus häufiger sind. In den weiter oben erwähnten Fließgewässern außerhalb des Okersystems, in die gar keine oder nur geringe Mengen Abwässer eingeleitet werden, kommen die sehr nährstoffreiches oder verschmutztes Wasser bevorzugenden Arten, wie das Kleine Laichkraut, Berchtolds Laichkraut, das Kamm-Laichkraut oder das Rauhe Hornblatt entweder überhaupt nicht vor, oder sie spielen nur eine sehr geringe Rolle.

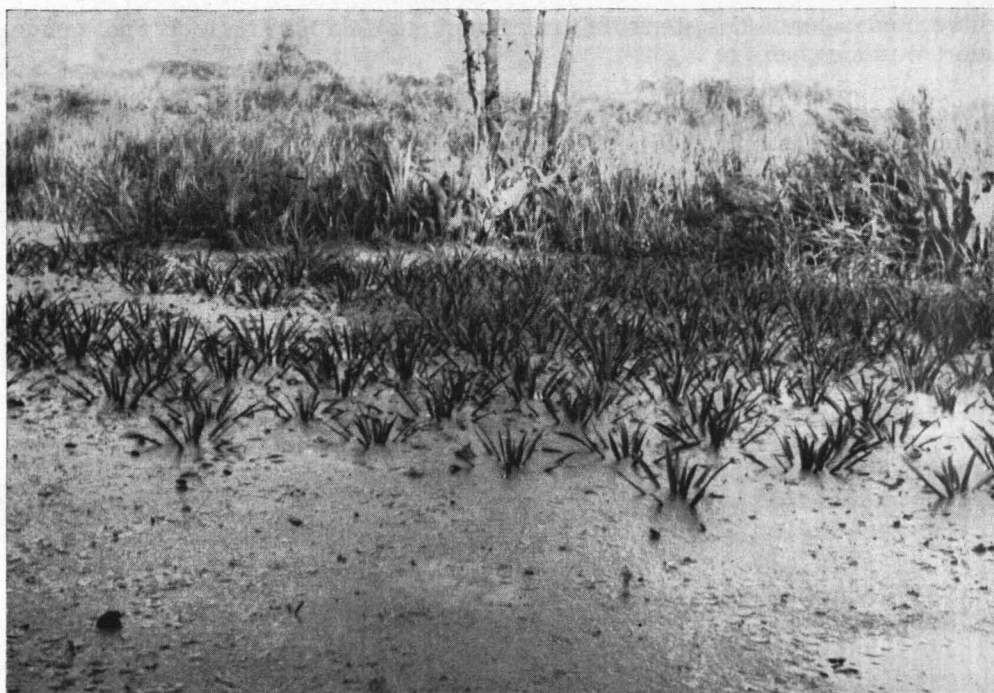
In der Oker und ihren Nebenflüssen gibt es allerdings Zonen, in denen die Abwasserbelastung so stark ist, daß Blütenpflanzen keine Lebensmöglichkeiten mehr haben.

Die Quell-Läufe von Schunter, Wabe, Lutter, Warne, Altenau und Wedde hingegen sind nicht oder kaum verschmutzt. Hier kommt eine eigentümliche Pflanzengesellschaft vor, die zum größten Teil aus untergetauchten und flutenden Formen von Arten des Bachröhrchits, unter denen der Aufrechte Merk (*Sium erectum* f. *submersum* Glk.) die wichtigste ist, aber auch aus echten Wasserpflanzen, z. B. dem Teichfaden (*Zannichellia palustris* L.), dem Haarblättrigen Hahnenfuß (*Ranunculus trichophyllus* Chaix), dem Stumpfkantigen Wasserstern (*Callitriche cophocarpa* Sendt.) und dem Dichten Laichkraut (*Potamogeton densus* L.) besteht, wie man es etwa in der oberen Wabe im Reitlingstale beobachten kann.

Die genannten Arten bleiben im Winter grün. Es ist ein eigenartiger Anblick, wenn man mitten in der verschneiten Landschaft auf einen Bach stößt, der mit frischgrünen Wasserpflanzen gefüllt ist. Fischereilich kann man diese Quellstrecken mit ihrem klaren, sauerstoffreichen Wasser, das im Sommer kühl, im Winter aber verhältnismäßig warm ist und daher nicht zufriert, als Forellenbäche kennzeichnen.

Außer in der oberen Wabe kommt das Dichte Laichkraut noch in zwei Quelltümpeln (Limnokrenen) des Kahlenberges der Asse und im Filiensee bei Dettum vor. Diese Fundorte sind insofern von hohem pflanzengeographischem Interesse, als sie außerhalb des (westeuropäischen) Verbreitungsgebiets der Art liegen. Nicht umsonst hat sich also der Naturschutz des Filiensees angenommen, was um so wichtiger ist, als sonst neben Oker und Schunter viele kleinere, auch stehende, Gewässer unseres Gebiets verschmutzt sind.

So ist es kennzeichnend, daß sowohl das Bachquellkraut (*Montia rivularis* Gmelin) als auch der Efeublättrige Hahnenfuß (*Ranunculus hederaceus* L.), beide auf sauberes Quellwasser angewiesen, aus unserer Flora verschwunden sind. Diese Arten wurden von Bertram noch von zahlreichen Stellen des Braunschweiger Landes angegeben. Der Efeublättrige Hahnenfuß erreichte übrigens bei uns



Bestand der Krebsschere (*Stratiotes aloides* L.) in einem Altwasser der Aller. Aufn.: Weber
 ebenfalls die Ostgrenze seiner Verbreitung und ist heute wohl in ganz Niedersachsen ausgestorben.

Auch die Krebsschere (*Stratiotes aloides* L.) ist heute in Ostfalen, wo sie früher häufig war, etwa in den Altwässern der Oker, Schunter und Fuhse, nicht mehr anzutreffen und tritt erst wieder an der Aller auf. Die Art erreichte bei Wolfenbüttel die Südgrenze ihres Vorkommens. Die Verbreitungsgrenze ist also durch die Tätigkeit des Menschen (Wasserverschmutzung, Zuschütten von Altwässern etc.) um etwa 40 km nach Norden verschoben worden.

Noch im vorigen Jahrhundert fanden Wasserpflanzen, die nur in nährstoff- und kalkarmem Wasser gedeihen können, in Ostfalen nördlich der Lößgrenze, also etwa nördlich der Linie Peine - Braunschweig - Helmstedt, geeignete Wohnge- wässer: Es handelt sich dabei z. B. um die Flutende Simse (*Scirpus fluitans* L.), den Strandling (*Littorella lacustris* L.), das Froschkraut (*Elisma natans* L.), den Fluten- den Sumpfschirm (*Helosciadium inundatum* Koch), den Zwerg-Igelkolben (*Spar- ganium minimum* Fries), die Pfiemenkresse (*Subularia aquatica* L.) oder das Wechselblütige Tausendblatt (*Myriophyllum alterniflorum* DC). Seit der Einfüh- rung der künstlichen Düngung sind in unserem landwirtschaftlich intensiv genutz- ten Gebiet auch die von diesen Arten früher bewohnten kleinen Stillgewässer mit Nährstoffen angereichert und den genannten Pflanzen so die Lebensmöglichkeit entzogen worden. Nicht nur der biologische Zustand der Oker, aus der man noch vor 80 Jahren das Trinkwasser für die Stadt Braunschweig mehr oder weniger direkt entnahm, hat sich also tiefgreifend geändert!

Auch die Wassernuß (*Trapa natans* L.), das Meer-Nixkraut (*Najas marina* L.), das Kleine Nixkraut (*Najas minor* All.), das Flutende Laichkraut (*Potamogeton*

fluitans Roth) und das Gras-Laichkraut (*Potamogeton gramineus* L.) gehören überwiegend bereits seit dem vorigen Jahrhundert nicht mehr zu unserer Flora.

Wenn auch das Aussterben interessanter Vertreter der heimischen Pflanzenwelt an sich bedauerlich genug ist, so ist doch von entscheidender Wichtigkeit, was das Verschwinden von Arten oder die Verdrängung ganzer Pflanzengesellschaften durch andere über die biologischen Verhältnisse und Veränderungen eines Standortes oder einer ganzen Landschaft aussagen können.

Zur weiteren Erläuterung mag ein Vergleich zwischen dem Naturschutzgebiet Riddagshausen und dem übrigen Ostfalen dienen. Dabei handelt es sich bei diesem unmittelbar vor den Toren Braunschweigs gelegenen Naturschutzgebiet keineswegs um eine Natur- sondern um eine Kulturlandschaft. Die Teiche sind künstlich angelegte Gewässer und werden fischereilich genutzt, befinden sich aber in einem weitgehend natürlichen Gleichgewichtszustand, der es erklärlich macht, daß hier u. a. eine Reihe von Wasser- und Sumpfpflanzen, die sonst in ganz Ostfalen nicht mehr vorkommen, eine Zufluchtstätte gefunden haben.

Jedem Besucher sind die ausgedehnten Bestände der Weißen Seerose (*Nymphaea alba* L.) und des Wasserknöterichs (*Polygonum amphibium* L.) in den Teichen bekannt, die zur Blütezeit einen prächtigen Anblick bieten und in ganz Ostfalen ihresgleichen nicht haben. In den Altwässern der Oker und Schunter kommt dagegen nur noch die Gelbe Teichrose, aber nicht mehr die Weiße Seerose vor. Andere Beispiele sind das Durchwachsene Laichkraut, die Wasserfeder (*Hottonia palustris* L.) oder der Zungenhahnenfuß (*Ranunculus lingua* L.), die alle aufgrund der Abwasserbelastung der Flüsse und ihrer Auen dort fehlen und nur noch in Riddagshausen vertreten sind.

Wegen der Anreicherung der Gewässer mit Stickstoff, bzw. ihrer Verschmutzung, ist in ganz Ostfalen, um ein weiteres Beispiel herauszugreifen, die Kleinsternlebermoosgesellschaft (*Ricciotum fluitantis* Slavnic 56) äußerst selten geworden. Sie kommt nur noch an ganz wenigen Stellen vor und besteht dann aus dem Kleinsternlebermoos (*Riccia fluitans* L.), der Kleinen Wasserlinse (*Lemna minor* L.), der Dreifurchigen Wasserlinse (*Lemna trisulca* L.) und der Vielwurzeligen Teichlinse (*Spirodela polyrrhiza* L.). Nirgends ist die Gesellschaft jedoch so reich entwickelt, wie in den Gräben des südlichen Schapenbruchteiches in Riddagshausen. Hier treten zu den schon genannten Arten noch das Schwimmende Herzlebermoos (*Ricciocarpus natans* [L.] Corda), der Gemeine Wasserschlauch (*Utricularia vulgaris* L.) und der Übersehene Wasserschlauch (*Utricularia neglecta* Lehm.) hinzu.

In den Altwässern der Oker und Schunter hingegen, sowie in den Gräben, Tümpeln und Viehtränken ihrer Auen, kommt praktisch nur noch eine Wasserlinsengesellschaft vor, die alle anderen verdrängt hat, nämlich die Verschmutzung durch Abwässer und Jauche anzeigende Buckellinsengesellschaft (*Lemnetum gibbae* J. Tx. 60). Bezeichnenderweise fehlt diese Gesellschaft in den Gewässern des Naturschutzgebietes völlig!

Zusammenfassend zu diesem Überblick, bei dem Vollständigkeit keineswegs angestrebt wurde, kann gesagt werden, daß die Wasserpflanzenflora der meisten ostfälischen Gewässer entscheidend durch den Faktor „Wasserverschmutzung“ bestimmt wird. Ausnahme von dieser Regel bietet nur eine geringere Zahl von Gewässern, unter denen die Teiche des Naturschutzgebietes Riddagshausen eine hervorragende Stellung einnehmen.

Fasselabendtiet - Prillekentiet

Fastnachtssitten und -bräuche am Nordharz

von Louis Wille

Nachdem heute überall in unserer niederdeutschen Heimat die mehr als problematisch anmutenden Versuche unternommen werden, rheinische bzw. süddeutsche Karnevalsgepflogenheiten einzuführen, erscheint es notwendig, sich auf das alte Brauchtum einmal zu besinnen. Denn nur von hier können neue Fest- und Brauchtumsformen unserer Landschaft gefunden werden. Dann nur kann man von organisch gewachsenem Volkstum sprechen. In unserer ostfälischen Heimat westlich der Demarkationslinie hat man das längst erkannt, so in Goslar, Bad Harzburg, Seesen usw., wo man die Fastnacht nach alter Art mit Prilleken, Grog bzw. Branntweinkaltschale begeht und manch alte Sitte in neuem Gewande wieder zur Geltung kommt. Besondere Impulse in dieser Richtung hat vor allem das neue Fasselabendspiel des ostfälischen Mundartdichters Dr. O. Rohkamm, Bad Harzburg, gegeben, der es in ausgezeichneter Weise verstanden hat, unsere alte ostfälische Fastnacht am Nordharz in Sitte, Brauch, Volksglauben und Reim einzufangen und mit alten Originalen in der heimischen Mundart aufzuführen. Um ebenfalls einen kleinen Beitrag in dieser Richtung zu leisten, seien im bunten Reigen die alten Fastnachtssitten und -bräuche unserer Heimat am Nordharz zusammengestellt.

Unter Fastnacht versteht man im allgemeinen, die der Fastenzeit vorausgehenden Wochen, in denen Maskenbälle, Kostümfeste und Karnevalsfeiern abgehalten werden. Eigentlich bedeutet aber „Fastnacht“ nur die letzte Nacht vor der Fastenzeit, die Nacht, in der man sich noch einmal ordentlich austobt (mittelhochdeutsch *fassen* = *Possen treiben*), ehe man in Sack und Asche ging. Die Fastenzeit begann früher für gewöhnliche Sterbliche 40 Tage, für die Geistlichkeit aber schon 50 Tage vor Ostern. Urkundlich nachweisbar ist die Fastenzeit seit dem 4. Jahrhundert. Dem Konzil zu Nicäa ist sie bereits bekannt. In Wirklichkeit reichen die Fastenachtsbräuche als Vorfrühlingsbräuche, aber bis in die Zeit der Germanen zurück, die der Nerthus huldigten und zu Frühlingsanfang ein Holzbild dieser Lebens- und Wachstumsgöttin auf einem hohen Wagen herumfuhren. Wer es anrührte, blieb das ganze Jahr über gesund, und die Felder, durch die es fuhr, trugen reiche Frucht. Das Fest war also gewissermaßen ein Abschiednehmen vom Winter und gleichzeitig ein erster Gruß an den neu ins Land ziehenden Frühling.

Nach Damköhler lassen sich die Fastnachtsfeiern in unserer Gegend bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. In Wernigerode waren sie bis zum Jahre 1427 mit einem Tanz im Rathause, in Goslar mit dem sogenannten langen Tanze der Bergleute verbunden, der am Montag vor „Fastelabend“ getanzt wurde. Im Jahre 1570 mußte der Rat von Wernigerode sogar eine Verordnung gegen die Mumme-reien, gegen das Rohrbundlaufen, gegen die Verstellung der Angesichte und gegen die Winkelzüge erlassen. Vielerorts am Nordharz wurde die Fastnachtszeit „Knechtsquartal“ genannt, weil zu Fastnacht früher die Annahme der Hirten und die „Verdingung der Knechte und Mägde“ üblich waren.

Wenn die Fastnachtszeit herangekommen war, ging es in den Dörfern unserer ostfälischen Heimat überall hoch her. Die Hausfrauen buken verschiedene Mollen voll Prilleken; denn „Fasselabend mot de Kummer uhten Huse backen wern“. Mancherorts wurde die Fastnachtswoche schon am Sonntag mit einem Maskenball

eingeleitet. Der Rosenmontag war der Festtag für die Bergleute. In Bergmanns-orten, wie Goslar, zog die ganze Belegschaft mit Blasmusik zum Berggottesdienst, von dem die Frauen ausgeschlossen waren, da nach altem Volksglauben im Laufe des Jahres so viel Unglücksfälle passieren, wie Frauen in der Kirche sind. Nach dem Kirchgang wurde zu Hause Mettwurst und Kringel gegessen und tüchtig getrunken; dann versammelten sich die älteren Berg- und Hütteleute zu Spiel und Tanz in den Sälen und Zechenhäusern, während die jüngeren, mit Masken verkleidet, auf Eseln durch die Straßen ritten und die Passanten mit Reisigbündeln schlugen. Dabei wurde der lange Tanz getanzt.

Dieses Schlagen mit Reisigbündeln war im ganzen nördlichen Harzvorland ein beliebter Fastnachtsbrauch. Der Schlag mit der Rute sollte Segen und Fruchtbarkeit bringen. So schmückten am Fastnachtsmorgen z. B. in Osterwieck die Kinder kleine Tannenzweige mit bunten Bändern, ziehen damit von Haus zu Haus, wedeln damit hin und her oder schlagen gar die Vorübergehenden behutsam an die Beine. In Langelsheim und Astfeld bei Goslar singt man noch heute dazu:

Fuje, fuje, Fastelabend, En Prilleken is tau wennich,
Möchte gern en Prilleken haben, Nehme lieber zwei Pennich.

Auf Grund der ersten Worte dieses Reimes wird der ganze Vorgang auch „Fujen“ genannt; mitunter sagt man auch „Abkehren“ dazu, woraus vielleicht zu schließen ist, daß es sich um einen alten Abwehrbrauch handelt. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß in früheren Zeiten das Abkehren am Aschermittwoch üblich war.

In der Frühe des Fastnachtstages zogen die Handwerksgesellen, vor allem die Müllerburschen, „Schneiderknechte“, Schmiedegesellen und „Schusterknechte“ zu den Zunftmeistern und der Kundschaft, um Würste, Eier oder andere Fastnachts-geschenke in Empfang zu nehmen. Sie hatten dabei ihren Sonntagsstaat angelegt und ihre Hüte mit Sträußen und Blumen geschmückt. Zwei von ihnen, welche die Gaben einsammelten, waren zumeist verkleidet, trugen einen alten Topf mit Schmierkäse unter dem Arme, um „die alten Weiber einzubalsamieren“. Sie führten außerdem einen meterlangen Stock mit sich, der mit den Emblemen des Handwerks und bunten Bändern geschmückt war und zum Aufhängen der Würste diente. So schritten die beiden verkleideten Gesellen vor ihrer „Brüderschaft“ durch die Straßen, blieben hier und da vor einem Hause stehen und sagten ihren Heischespruch auf:

Unsere vorigen Alten haben's so gehalten,
Haben's uns befohlen, wir soll'n eine Bratwurst holen.
Wär's keine Bratwurst, so wär's ein Stück Geld,
Was uns Brüdern auch gefällt.

In Blankenburg gaben die Handelsmeister ein großes Bratwurstessen, und ihre Frauen spendierten den Gesellen nachmittags Kaffee und Prilleken. Besonders feierten hier die Tischlergesellen am Rosenmontag. Nachdem sie sich in der Herberge versammelt hatten, zogen sie zu den Meistern, um ihre Fastnachts-würste abzuholen. Dabei führten sie eine aus Hobelspänen kunstvoll hergestellte Fahne mit sich. Wenn sie reihum waren, hielten sie ihren Fastnachtsschmaus in der Herberge.

Ein Fastnachtsbrauch besonderer Art in den Dörfern ringsum den Huy (so in Dingelstedt, Schwanebeck, Huy-Neinstedt, Ströbeck, Athenstedt, Eilsdorf usw.) war das Fußwaschen. Wenn die Burschen ihren Heischegang in den Ortschaften beendet hatten, dann zogen sie mit einem Eimer kalten Wassers und einem Stroh-

wisch zu den jungen Mädchen des Ortes, um ihnen die Füße zu waschen. Sträubte sich ein Mädchen dagegen, so mußte es ein Lösegeld von 50 Pf. bezahlen oder durch irgendwelche Gaben (vor allem Bratwürste) sich freikaufen, die dann auf buntgeschmückte Stangen gehängt wurden. Anschließend wurden die Mädchen dann zum Fasselabend eingeladen, der mit Bratwurstessen, bei Prilleken und Kaffee, mit Tanz und Spiel gemeinsam gefeiert wurde.

Zwischen Elm und Harz fand zur Fastnacht auch das „Hänseln“ (hänseln = in die Hanse, d. h. hier in die Gemeinschaft aufnehmen) der „Jungknechte“ statt; diese wurden im Tanzsaal mit dem Rücken gegeneinander gesetzt und an Nase und Kinn mit Hede bestopft. Dann erschien der „Altknecht“ mit einem hölzernen Rasiermesser, einem Halsseil, das als Streichriemen diente, einem Seifennapf und rasierte die Enken in wenig zarter Weise. Diese hatten für die Prozedur $\frac{1}{2}$ Taler zu zahlen und waren damit in die Gemeinschaft aufgenommen.

In manchen Dörfern, vor allem im östlichen Vorland, in der Gegend um Ballenstedt, und in den Dörfern nördlich von Goslar, wurde früher zuweilen ein Erbsbär mit Musik durchs Dorf geführt; ein junger Bursche war ganz in Erbsstroh eingehüllt, hatte ein Brett auf dem Rücken und mußte unter Stockhieben tanzen. Dabei wurden Gaben eingesammelt. (Hier handelt es sich offenbar um das Austreiben des Winters.)



Fasselabend-Umzug mit dem Erbsbären in Wehre, Kr. Goslar, 1963. Aufn.: Peter Hartmann

In Silstedt bei Wernigerode ging noch vor 90 Jahren der „Haferbock“ um, ein phantastisch aufgeputzter Bursche mit zwei langen hölzernen Hörnern, mit denen er die Leute stieß, offenbar eine Nachahmung des Teufels. In seinem Gefolge befanden sich der Schimmelreiter (Wodan) und eine Schar Waldteufel.

Welche Bedeutung Fasselabend im ostfälischen Harzland einst gehabt hat, zeigen der Fastelabendsruf zwischen Harz und Huy „Prost Fasselabend! Prilleken oppen Disch!“ und der in Goslar übliche Ausspruch „Hüte is use Dag!“

In Quedlinburg wurde früher von den Schneiderknechten am Fastnachtstage der altgermanische Schwertertanz aufgeführt. In Veckenstedt waren die mit Tanzen, Mummereien, Stechen und Rennen verbundenen Uppigkeiten besonders groß (17. Jahrhundert). Bis 1500 fand hier auch zur Fastnacht das sogen. Salvesingen der Kinder statt, die dafür die Salvesemmeln bekamen.

In der gleichen Weise, wie in Ilsenburg die Kinder mit Sträußen an der Mütze, am Arm und im Knopfloch herumzogen und ihre Fastnachtsliedchen sangen, wie in Lochtum die Schuljugend zu Fastnacht ein Stück Bratwurst mit in die Schule nahm, so vor allem in unserer engeren Heimat zwischen Harz und Bruch. In Eilsdorf kann man noch heute in den Balken der alten Schule die Nägel sehen, an denen die vielen Wurstenden aufgehängt wurden. In der großen Pause wurden dann, oft sogar durch den Lehrer, die Würste gemessen, um den Sieger festzustellen, zuweilen vom Lehrer Semmel dazu verteilt (Ströbeck), und danach erfolgte der Fastnachtsschmaus. Mancherorts soll danach zuweilen sogar der Unterricht ausgefallen sein, nachdem der Lehrer den Fastnachtsspruch der Kinder angehört hatte:

„Fastnacht ist heute, da freun sich alle Leute.
Drum möcht' auch der Kantor die Schule schließen
Und hinterm Ofen die Bratwurst genießen.“

Mancherorts gingen außer den Handwerksgesellen auch noch der Nachtwächter und Briefträger (Ströbeck) früher im Dorfe herum, um zu Fastnacht zu gratulieren. Der Nachtwächter kam mit seinem großen Horn, um in den Bauernhäusern zu blasen; er war stets ein gern gesehener Gast; denn sein Besuch bedeutete Frieden, Ruhe und Glück für das Haus im kommenden Jahr.

Neben all diesen verschiedenen Brauchtumsformen nahm die eigentliche Fasselabendsfeier am Abend aber eine besondere Stellung ein. Am Nachmittage überbrachten die Kinder den Verwandten und Bekannten die Einladungen, sie gingen, wie man zu sagen pflegte, „de Lü nödigen“. Abends fanden sich dann alle in den alten Spinnstubengemeinschaften, „Freundschaften“, „Klassen“ und Nachbarschaften zusammen, um bei Brantweinkaltschale, Prilleken und Grog den „Fasselabend to füren“. In gleicher Weise kamen auch die jungen Mädchen und Burschen zusammen, es wurde tüchtig gegessen und getrunken, Spiele wurden veranstaltet, bald aber Tisch und Stühle beiseite gerückt und nach Blasebalg (Ziehharmonika), Klampfe und Triangel getanzt.

Als dann im vorigen Jahrhundert die Vereine verschiedenster Art gegründet wurden, ging man auch langsam dazu über, die Fastnacht in ähnlicher Form in der Gemeinschaft mit Maskenbällen zu feiern, wobei der Tanz natürlich die Hauptrolle spielte; denn je höher der Hopsen beim Tanz, desto höher sollte im kommenden Sommer der Flachs werden. Um das gleiche Ergebnis zu erreichen, sprangen mancherorts die Mädchen auch rücküber vom Tisch. In einigen Huydörfern (Ströbeck) wurde um Mitternacht in den Familien einige übriggelassene Teigstücke in kochendes Fett geworfen, um aus den entstehenden Figuren des Prillekenteiges die Zukunft zu deuten, wie ja überhaupt die Prilleken die Hauptsache waren. Das zeigt auch ein altes Prillekenlied unserer Heimat, nach dem bisher vergebens gesucht worden ist. Es begann folgendermaßen:

Nu is et wär sau wiet,
dat de Prillekentiet uns Fruenslü in Obregung sett,
dat wei daröwer Mann un Kind un Flicken und Stoppen vergett . . .

Wer hilft mit an einem neuen Werk über die Flora von Süd-Niedersachsen?

Im Jahre 1908 — vor fast sechzig Jahren — erschien die fünfte Auflage von Bertrams „Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig“. Es war zugleich die letzte Auflage, um deren Überarbeitung und Herausgabe sich Kretzer verdient gemacht hatte. Seitdem ist es, abgesehen von einigen Aufsätzen, still geworden um die Braunschweiger Flora. Dabei war der Ruf nach einer Neuauflage des beliebten und bewährten Bertrams bei Floristen und Heimatfreunden nie verstummt. — In Süddeutschland (Oberdorfer), Südwestdeutschland (Bertsch), Nordhessen (Grimme), bei Göttingen (Fuchs), im Weser-Ems-Gebiet (Meyer — van Dieken) und in Schleswig-Holstein (Christiansen) sind seit dem zweiten Weltkrieg hinsichtlich der Flora zum Teil hervorragende Arbeiten geleistet worden. Nur unsere engere Heimat gehört diesbezüglich leider zu den unterentwickelten Gebieten.

Und nun verkündet das Systematisch-Geobotanische Institut der Universität Göttingen (Leiter Professor Dr. Ellenberg) seine Absicht, eine Flora von Süd-Niedersachsen und den angrenzenden Gebieten herauszubringen. Dieses Institut verfügt über einen Stab wissenschaftlicher und technischer Assistenten sowie über eine elektronische Daten-Verarbeitungs-Maschine. Trotzdem ist die vorgesehene Arbeit nur zu bewältigen, wenn sich eine möglichst große Zahl freiwilliger Mitarbeiter daran beteiligt. Willkommen ist jeder: vom „Breitbasen“-Floristen bis zum Raritätenspezialisten. Aber nicht nur die aktiven Floristen werden angesprochen, sondern auch solche, die aus irgendwelchen Gründen keine Gelegenheit mehr zu eigenen Feldbeobachtungen haben. Alte Pflanzenlisten aus Exkursionstagebüchern, Auszüge aus Herbarien und Mitteilungen von Freunden sind genauso wertvoll wie neue Fundmeldungen.

Gefragt sind nicht allein die Seltenheiten, sondern sämtliche Gefäßpflanzenarten. Gerade über die Verbreitung „häufiger“ und für die Pflanzendecke maßgeblicher Arten wissen wir noch viel zu wenig.

Die Fundorte müssen möglichst genau angegeben werden: Richtung und Entfernung von Ortschaften und benannten Geländestücken, Verlauf des Exkursionsweges, Koordinaten auf Meßtischblättern. Zu jeder Fundmeldung gehört das Datum, zum mindesten das Jahr. Vor allem ist dies notwendig bei Fundstellen seltener Arten, die eventuell vernichtet worden sind.

Bei der Veröffentlichung der Daten wird streng auf die Autorenrechte der Finder geachtet und wo es zum Schutze seltener Arten notwendig ist, volle Diskretion zugesichert.

Vom raschen Gelingen dieser Arbeit wird es in erster Linie abhängen, ob die Deutsche Forschungsgemeinschaft dieses Projekt finanzieren wird oder nicht. — Wir sollten die günstige Gelegenheit wahrnehmen!

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz nimmt sich dieses Anliegens an und bittet alle Heimatfreunde um wirkungsvolle und rasche Mitarbeit. Man möge unsere Bitte, die Beiträge in doppelter Ausfertigung an unsere Adresse zu schicken, nicht mißverstehen; ein Exemplar soll nämlich in unserem Archiv bleiben. Die Sammlung, Bearbeitung und Weiterleitung der Beiträge übernimmt Studienrat Dr. Wolf Hartwich, 33 Braunschweig, Kasernenstraße 10.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Der Landschaftspflege droht Gefahr bei Änderung des Bundesbaugesetzes!

Ein Appell an die Bundestagsabgeordneten aus dem
Verwaltungsbezirk Braunschweig

In den Kreisen der Landschaftspfleger herrscht große Besorgnis über den Entwurf zur Änderung des Bundesbaugesetzes und des Wasserhaushaltsgesetzes, der z. Zt. dem Deutschen Bundestage zur Beratung vorliegt (Bundestagsdrucksache V/789). Das Bundesbaugesetz vom 23. Juni 1960 unterschied klar zwischen dem Bauen im Geltungsbereich der Bauleitpläne innerhalb der Ortschaften und dem Bauen in der freien Landschaft und schränkte in § 35 die nur als Ausnahme zugelassene Bautätigkeit im Außenbereich auf besonders begründete Fälle ein. Diese auch außerhalb der Bundesrepublik als vorbildlich anerkannte Regelung verhinderte eine planlose Zersiedelung der freien Landschaft mit ihren verheerenden Folgen für die Volkswirtschaft, die Volksgesundheit und die Natur und diente damit den Interessen nicht nur der Landschaftspfleger, sondern der Volksgesamtheit.

Durch das geplante Änderungsgesetz soll nun dem Landesgesetzgeber die Möglichkeit geboten werden, den Absatz 1 des § 35 im Bundesbaugesetz zu erweitern und den Absatz 2 in seiner schützenden Wirkung einzuengen. Durch die Verlagerung der Einzelentscheidungen auf die Landesebene würde die 1960 glücklich errungene und mit Freude begrüßte Rechtseinheit im Bau- und Planungsrecht wieder verloren gehen. Den Landschaftspflegern würde das Bemühen um die Erhaltung und Pflege der freien Landschaft (§ 20 des Reichsnaturschutzgesetzes) sehr erschwert werden. Für die freie Landschaft könnte die geplante Änderung des Bundesbaugesetzes verheerende Folgen haben. Wochenend- und Landhäuser könnten an den ungeeignetsten Stellen wie Pilze aus der Erde schießen und das Landschaftsbild verunstalten. Daraus zögen hauptsächlich die „Bessergestellten“ Gewinn, die sich mit Vorliebe an den landschaftlich reizvollsten Stellen (Seeufer, Waldränder, Berghänge) ansiedeln und damit der breiten anderen Bevölkerungsschicht den Zutritt zu den schönsten Stellen der Erholungsgebiete versperren. Das kann weder im Sinne des allgemeinen Volkswohles noch einer den Privatinteressen übergeordneten Landschaftspflege sein.

Wir bitten daher die Herren Bundestagsabgeordneten unseres Bezirkes ihren ganzen Einfluß dahin geltend zu machen, daß jede als Rückschritt wirkende Änderung des Bundesbaugesetzes und des Wasserhaushaltsgesetzes unterbleibt.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz
Im Namen des Vorstandes (gez.) Geffers

Dieser Appell wurde den braunschweigischen Bundestagsabgeordneten durch Rundschreiben persönlich zugeleitet. Wie inzwischen verlautet, hat der Bundestag die Erörterung der umstrittenen Änderungsvorschläge für das Bundesbaugesetz bisher nicht in sein Arbeitsprogramm aufgenommen. Gleichwohl muß die Heimatschutzbewegung wachsam bleiben.

Die Platane am Gaußberg in Braunschweig

Gedanken über Aufgaben und Grenzen des Baumschutzes
von Gerhard Schridde

Es ist wohl kein Zufall, daß der Vater des Wortes „Naturdenkmal“, der deutsche Naturforscher und Weltreisende Alexander von Humboldt, den von ihm geprägten Namen in der Schilderung seiner Reise in die Äquinoctialgegenden Amerikas (um 1800) auch auf einen riesigen Mimosenbaum anwandte. Er sagte hierbei: „Der Anblick alter Bäume hat etwas Großartiges, Imponierendes, und die Beschädigung dieser Naturdenkmäler wird daher auch in den Ländern, denen es an Kunstdenkmälern fehlt, streng bestraft.“

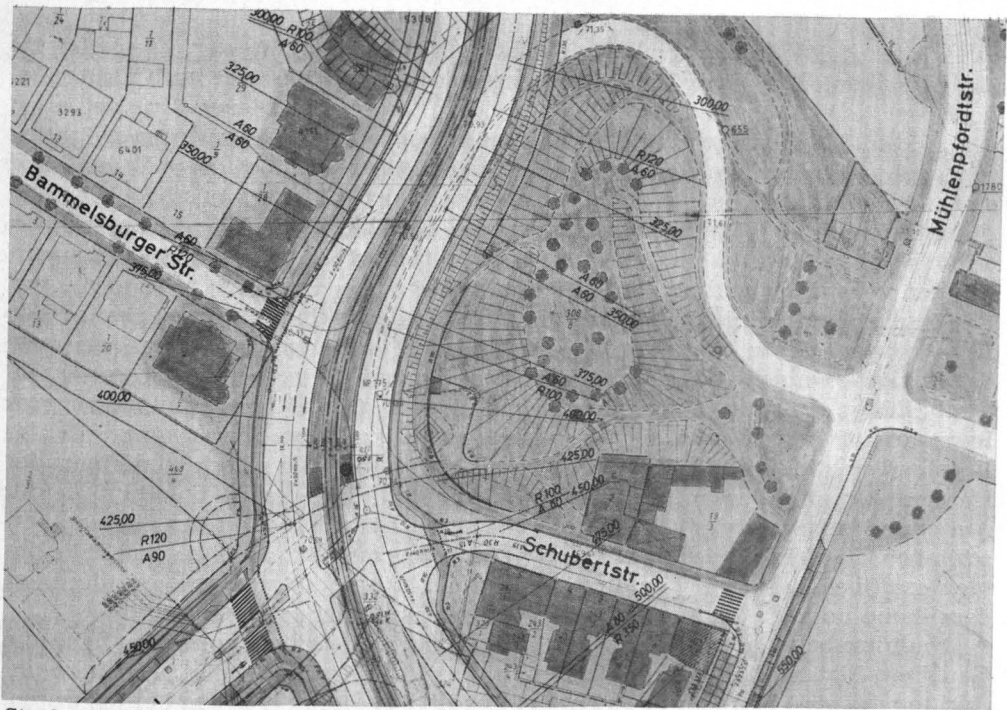
Alte Bäume sind oft besonders typische Vertreter ihrer Art. Sie erfreuen sich deshalb auch nicht nur in den „Ländern, in denen Kunstdenkmäler fehlen“, einer besonderen Wertschätzung. In Königslutter steht dicht neben dem altehrwürdigen Kaiserdom die Lothar-Linde. Viel Mühe hat man schon darauf verwandt, dieses Baumdenkmal nicht nur zu schützen, sondern auch zu sanieren, damit noch kommende Geschlechter sich über Dom und Baum-Riesen freuen können.

Den Pionieren der Naturschutz-Bewegung, die vor 100 Jahren ihre neue Gedankenwelt unserem Volke brachten, waren auch schöne alte Bäume besonders ans Herz gewachsen. Heute noch spielen Bäume in den Naturdenkmal-Büchern der Kreise eine große Rolle. Sie, die Jahrhunderte überlebt haben, zeigen die ihnen zugrunde liegende Idee des Schöpfers besonders deutlich. Man muß Ehrfurcht vor ihnen empfinden. Wir sind betroffen, wenn wir hören müssen, daß einer von ihnen der Entwicklung der Technik zum Opfer fallen soll.

In Braunschweig haben wir noch viele schöne Parkanlagen und in ihnen eine erhebliche Anzahl wundervoller Bäume. Das Kernstück aller Grünflächen ist unser Wall. Vor ungefähr 150 Jahren ist er nach dem Schleifen der alten Festungswerke mit Bäumen bepflanzt, die sich heute im „besten Mannesalter“ befinden. Als das wachsende Braunschweig damals Mauerring und Festungsgürtel sprengte, schoben sich vor allen Toren die Vorstädte in die Landschaft und vernichteten manches Waldstück, das sich bis dicht an die Stadtmauern ausdehnte, und das man beim feierabendlichen Spaziergang vor den Toren schnell erreichen konnte. Deshalb holte man den im Vorgelände weit zurückgedrängten Wald in die Stadt hinein. Man bepflanzte die ihrer Verteidigungsaufgabe entfremdeten Wälle mit Bäumen und schuf so die prächtigen Wallanlagen, in denen auch reiche Bürger ihre Häuser bauten, die sie mit baumreichen Gärten umgaben. So umschloß ein vollständiger Grüngürtel die Weichbilder der alten Stadt.

In den öffentlichen Teilen dieser Anlagen repräsentierten damals zwei „Wall-schützen“ mit riesigen Flinten und hahnenfedergeschmückten Generalshüten die Obrigkeit und sorgten tagsüber für Ordnung. Nachts wurden sie abgelöst von Nachtwächtern, die noch mit Hund und Horn, Laterne und Speiß bewaffnet waren und manchen späten Zecher „heimleuchten“ mußten, da die Ölfunzeln der offiziellen Straßenbeleuchtung nur brannten, wenn kein Mondschein im Kalender stand.

In dieser „guten alten Zeit“ hatten in den Parkanlagen der Schlösser des benachbarten Landadels viele Exoten Eingang gefunden. Da durfte die Stadt Braunschweig nicht zurückstehen. Auch ihre Gärtner mußten fremdländische Bäume pflanzen. Besonders willkommen war die schnell wachsende Platane mit ihrer schattenspendenden Krone, dem feingegliederten, ahornähnlichen Laub, dem mächtigen, durch abfallende Borkenschuppen buntgescheckten Stamm und den



Straßenneuplanung um den Gaußberg (Stadtplanungsamt).

stachelig, kugeligen Fruchtständen. Daß Braunschweigs Boden und Klima den Fremdlingen gut bekam, erkennen wir an den Baumriesen unserer Anlagen, von denen heute mehrere im Naturdenkmalbuch stehen.

Vor der Eiszeit sollen auch Platanen zu den Bäumen der mitteleuropäischen Wälder gehört haben. Als aber das Eis vom Norden und Süden kam, gingen sie zugrunde. Heute finden wir Platanen im Orient und in Nordamerika, wo sie vor dem Eise nach Süden ausweichen konnten. Fehlen sie auch noch in unseren Wäldern, die prächtigen Exemplare unserer Parkanlagen könnte man fast als „Spätheimkehrer“ bezeichnen, die in ihrer alten Heimat wieder Wurzel zu schlagen versuchen.

Eine sehr schöne, breit ausladende und doch hohe und vollkronige Platane steht gegenüber dem Gaußdenkmal am Eingang der Bammelsburger Straße. Der mächtige, weit über hundert Jahre alte Baum gehört zu den Prachtexemplaren unter den Braunschweiger Platanen, deshalb wurde er auch in die Liste der Naturdenkmale aufgenommen. Damals ahnte noch niemand, daß an dieser Stelle das alte Wallgebiet durch die neue Nord-Süd-Straßenachse geschnitten werden sollte, die den innerstädtischen motorisierten Individualverkehr, aber auch den schienengebundenen öffentlichen Nahverkehr auf breiter, leistungsfähiger Straße zur Innen- bzw. Außenstadt führen soll.

Da unsere prächtige Platane mitten in der geplanten Straße steht, mußte die Baubehörde darum bitten, unter Hinweis auf den hier vorliegenden Sonderfall gemäß § 3 der V. O. zur Sicherstellung von Naturdenkmälen in der Stadt Braunschweig vom 31. März 1959 eine Ausnahme von der Vorschrift zuzulassen.

Trotz größter Bedenken, diesen prächtigen Baum zu opfern, mußten alle für die Naturschutzarbeit in der Stadt Braunschweig verantwortlichen Männer ein-

sehen, daß die Planung hier an viele Festpunkte gebunden war. Es mußte auf die vorhandene Bebauung Rücksicht genommen werden. Es war auch nicht möglich, um die Platane zu retten, den Gaußberg zu opfern. Dieser Rest der alten Bastion am Wententore mußte als wesentlicher Teil der Wallanlagen möglichst unversehrt erhalten bleiben. Auf dem Gaußberge stehen noch viele Bäume, und er ist ein wichtiger Platz, auf dem Kinder spielen und alte Menschen Erholung suchen können. Die Straße so zu bauen, daß der Baum auf ihrer Mitte erhalten blieb, hätte zu Mehrkosten geführt, die nur in sechsstelligen DM-Beträgen auszu-drücken waren. Wahrscheinlich hätte der Baum solche Umbauten nicht vertragen.

Um meine Stellungnahme durch das Urteil anderer Heimat- und Naturfreunde zu unterbauen, habe ich das Problem der Gaußberg-Platane auch dem Vorstände des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz vorgelegt. Ich war erheblich beruhigt, daß nach meinem Vortrage und nach gründlichem Studium der vom Planungsamt freundlicherweise zur Verfügung gestellten Unterlagen sich der Vorstand einstimmig zu meiner oben skizzierten Auffassung entschied. Keinem der Herren, die alle den prächtigen Baum kannten, fiel dieser Entschluß leicht. Andererseits konnte sich aber auch niemand der Notwendigkeit der Planung verschließen. Der Verlust des Baumes, so wehe er uns auch tut, ist in diesem Falle das kleinere Übel. Bei der augenblicklichen Finanzlage der Stadt gebe ich allerdings dem Baum noch die Galgenfrist von wenigstens einem Jahrzehnt.

Nachdem bekannt wurde, daß das Verwaltungspräsidium eingewilligt habe, die Gaußberg-Platane im Naturdenkmalsbuch der Stadt Braunschweig zu löschen, erreichte mich eine Flut von Anrufen und Zuschriften, die z. T. wenig höflich waren. Leichtfertigkeit und Unfähigkeit wurden mir vorgeworfen. Es wurde auch behauptet, es sei leicht, durch eine Sammlung 100 000,— DM zur Erhaltung des Baumes aufzubringen. Ob das allerdings genutzt hätte, bleibt eine andere Frage.

Ich bin aber auch überzeugt, daß viele Mitbürger ein hartes Nein von meiner Seite nicht verstanden hätten. Außerdem wäre die lebensnotwendige, technische Entwicklung einfach über uns hinweggerollt. Wir hätten uns als „Naturapostel“ und „Spinner“ lächerlich gemacht. Ja, was noch viel schlimmer ist, wir hätten die Naturschutzidee unglaublich gemacht. Der Baum hat schon heute ein gutes Alter. Eine Platane ist auch keine historisch besonders bedeutsame Eiche oder Linde. Viel wichtiger als die Erhaltung des einzelnen Baumes ist die Sicherung des Gaußberges als alte Bastion und wesentlicher Teil unserer Wallanlage. In ihm haben wir gleichzeitig ein Kultur- und Naturdenkmal.

Ich möchte vorschlagen: Man pflanze möglichst bald an einem Platz in der Nähe der jetzigen Platane, deren Jahre nun ja leider gezählt sind, einen jungen Artgenossen an einer Stelle, wo sich der Baum gut entwickeln kann. Sollte dann die Todesstunde der alten Platane schlagen, wird man sehen, ob die junge Platane gut Wurzel geschlagen hat und ein Zukunftsbaum ist. Ihn mache man dann als Ersatz für und zur Erinnerung an den alten Baum zum Naturdenkmal. Es brauchen ja nicht immer alte Bäume zu sein, die man schützt.

Da die Streichung der Platane im Naturdenkmalsbuch bei allen Beteiligten ein großes Bedauern hervorruft, haben, um diese Stimmung auszunutzen, das Ordnungsamt als Untere Naturschutzbehörde, das Stadt-Gartenamt und der Naturschutzbeauftragte in gemeinsamer Arbeit eine erfreulich lange Liste von neuen Objekten, die in das Naturdenkmalsbuch eingetragen werden sollen, aufgestellt. Darunter befinden sich viele, besonders eindrucksvolle Bäume. Nach Abschluß der Vorarbeiten hoffe ich, bald über neue Naturdenkmale berichten zu können.

Heimatkundliche Lehrmittel in der Mittelpunktschule zu Lutter

von Heinz Mollenhauer

Man muß es dem Rat und der Verwaltung des so schön gelegenen Fleckens Lutter am Barenberge lassen, daß es ihnen trefflich gelungen ist, in zwei Bauabschnitten an der Bahnhofstraße eine formschöne Mittelpunktschule zu errichten, die den modernsten Ansprüchen architektonischer und pädagogischer Erkenntnisse entspricht. Eine Besichtigung bereitet nicht nur einen großen ästhetischen Genuß, sondern bietet auch eine ausgezeichnete allgemeine Belehrung. Darüber hinaus wird es den Heimatfreund mit Genugtung erfüllen, daß es dank der jahrelangen und sachkundigen Bemühungen des Konrektors Hans Ohlendorf, der seit 1932 in Lutter wirkt, gelungen ist, eine kleine, aber doch lehrreiche Schau aus heimatkundlichen Bodenfunden und sonstigen Erinnerungsstücken aufzubauen. Sie erfüllt alle Voraussetzungen, die man an eine solche Einrichtung stellen kann.

Einmal sind die gesammelten Gegenstände einwandfrei wissenschaftlich identifiziert und bei Bodenfunden lokalisiert worden (Angabe der Fundstätten!). Sodann ist die Gewähr geboten, daß die Schau unabhängig von dem Interesse eines jeweiligen Sammlers der Schule als selbständige Anlage eingefügt ist. Größere Erinnerungsstücke sind der allgemeinen Lehrmittelabteilung angegliedert. Kleinere befinden sich in einer dankenswerterweise eigens von Dr. Willers, Lutter, gestifteten, verschließbaren Vitrine. Diese ist nicht nur besonders formschön, sondern auch von allen Seiten zugänglich.

Im übrigen ist zu beachten, daß weitaus der größere Teil der vorhandenen Gegenstände sich ohnehin in den Hauptmuseen Niedersachsens in vielfachen Exemplaren befindet. So ist es aus pädagogischen Gründen durchaus zu rechtfertigen, wenn solche gewissermaßen Durchschnitts-Stücke zu Schulzwecken verwendet werden, um den Schülern die Vergangenheit lebendig vor Augen zu führen. Hinzu kommt, daß die an einem Orte täglich sichtbare Schau immer wieder eine Mahnung an dessen Bewohner sein wird, mit den Zeugen der Vergangenheit pietätvoll umzugehen. Ist es doch kennzeichnend, daß Konrektor Ohlendorf vor der Einrichtung der jetzigen Anlage die Gegenstände vielfach aus Abfallgruben usw. gerettet hat.

Daß heimatkundliche Belange in der neuen Mittelpunktschule berücksichtigt werden, wird dem Besucher schon in der Eingangshalle sichtbar gemacht. An deren Wänden befindet sich nämlich in der geschmackvollen Rahmen eine lange Reihe trefflicher Photographien, die der Berufsphotograph Weiss, Lutter, von dem Orte und seiner Umgebung aufgenommen hat. Damit ist nicht nur der Beweis erbracht, daß auch ein modernes Gebäude „gegenständliche“ Bilder als Wandschmuck durchaus „verträgt“, sondern zugleich ist auch ein gelungenes Beispiel gegeben, wie man Kinder immer wieder auf die Schönheiten der Heimat aufmerksam machen kann.

Die erwähnte Vitrine befindet sich auf dem Flur des ersten Stockwerkes. Sie enthält neben Funden aus der Vorzeit (Faustkeil und zwei Beile) u. a. eine leider beschädigte Barockbibel mit interessanten zeitgenössischen Abbildungen, alte Verordnungen, geeichte Gemäße, ein großes Viehthermometer, einen Olkrüsel sowie Photographien mit Ortsansichten aus der Zeit um 1900. Die Bilder sind deshalb besonders lehrreich, weil ein Vergleich mit dem Anblick der Gegenwart gradezu zwingend ergibt, daß die Höfe und Häuser wohl infolge der Einwirkungen

des Natur- und Heimatschutz-Gedankens heutzutage ungleich sorgfältiger gehalten werden als früher.

Eine interessante Sonderheit stellt in der Vitrine eine Porzellankachel in Postkartengröße aus dem Jahre 1847 mit einer Zeichnung von der Burg und handschriftlich eingetragenen Familiennamen — alles eingebrennt — dar. In der allgemeinen Lehrmittelabteilung befinden sich u. a. lederne Löscheimer, Spinngeräte, Hufeisen und Kanonenkugeln aus dem 30jährigen Kriege sowie als Eigentümlichkeit des Ortes Geräte der heimischen Steinbruchbetriebe wie Klöpfel oder Fäustel, Scharriereisen und Meißel verschiedener Größe. Die Sammlungen sind natürlich ausbaufähig. Es wäre zu begrüßen, wenn die Bewohner von Lutter und Umgebung angeregt würden, weitere in ihrem Besitz befindliche Erinnerungsstücke zu stiften, soweit sie entbehrt werden können. Eine vorzügliche Nebenwirkung des Schulneubaues war die Tatsache, daß der Flecken Lutter aus diesem Anlaß unter der Verantwortung des Bürgermeisters Klay und des Gemeindedirektors Hausmann eine gedruckte und gut gebildete Ortschronik herausgeben konnte (1965, Brosch. 155 Seiten, Preis 5,— DM). In dieser bringen uns mancherlei Aufsätze aus verschiedener Sicht die liebenswerte Heimat näher. Als Stichworte mögen angegeben werden: die schulische Entwicklung, die Schlacht von 1626, die landwirtschaftlichen Verhältnisse, die Entstehung des Lutterer Beckens, die Sandsteinbruch-Industrie, die Flurnamen u. a. m.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1966

1. Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Nachdem die Reihe der Veranstaltungen am 13. Januar mit der ersten Monatsversammlung eröffnet worden war, fand am Sonnabend, dem 22. Januar, die alljährliche Winterfahrt zum Schlachtefestessen statt. In Salzdahlum wurde unter Führung von Dr. H. A. Schultz die mittelalterliche Kirche mit ihrem restaurierten romanischen Turm und ihrer Barockausstattung besucht, wobei Kirchenrat H. Ehlers über die Geschichte des Ortes und der Kirche, in der Friedrich der Große getraut worden ist, längere Ausführungen machte. Es folgte die Besichtigung der hochinteressanten Frühgemüse-Zuchtanlagen der Großgewächshaus-KG. bei Salzdahlum, die von Direktor Steinkamp sehr unterhaltend und allgemeinverständlich erklärt wurden. Dann fuhr man nach Mascherode und genoß in der Gastwirtschaft „Zum Eichwald“ das Schlachtefestessen (Eisbein mit Erbsenbrei und Sauerkohl oder wahlweise Aufschnittplatte).

Am 24. Februar fand im Städtischen Museum ein Vortragsabend statt. Es sprachen zu Lichtbildern Dr. Franz Niquet über „Das Alter braunschweigischer Dörfer nach dem heutigen Stande der archäologischen Forschung“ und Dr. Werner Flechsig über „Das Alter unserer Dörfer nach dem heutigen Stande der Namenforschung“. Es wurden die Möglichkeiten erörtert, durch systematische Absammlung der Bodenfunde einer Gemarkung einschließlich der Dorflage selbst mit ergänzenden Problemgrabungen die Besiedlungsgeschichte eines Dorfes über das frühe Mittelalter bis in die Zeit der germanischen Landnahme zurückzuverfolgen und bei einer genügenden Anzahl vergleichbarer Ergebnisse aus einer Reihe von Orten mit gleichen Namentypen auf archäologischem Wege Anhaltspunkte für das Alter der wichtigsten vor- und frühgeschichtlichen Ortsnamentypen unserer Heimat wie etwa der Namen auf -ithi, -stedt, -heim und -leben zu gewinnen. Wo Bodenfunde einstweilen noch ausstehen, kann zunächst wenigstens die Namenforschung

eine relative Chronologie für die einander ablösenden Modeströmungen in der Ortsnamenbildung während des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung bieten. Wenn man das ungefähre Alter eines Dorfes nach diesem Schema bestimmen will, muß man allerdings mit sprachwissenschaftlichen Mitteln vorher zweifelsfrei die Bildungsweise seines Namens nach Bestimmungswort, Grundwort oder Suffix geklärt haben.

Am 24. März wurde im Städtischen Museum die Jahreshauptversammlung abgehalten. Auf der Tagesordnung stand nach dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden für 1965, erstattet in dessen Vertretung durch Dr. A. Tode, dem Kassenbericht des Schatzmeisters Dr. H. A. Schultz und der auf Antrag des Kassenprüfers W. Boer von der Versammlung erteilten Entlastung des Vorstandes als Hauptpunkt die nach dreijährigem Turnus fällige Neuwahl des Vorstandes. Als ältestes anwesendes Mitglied übernahm Oberregierungsrat i. R. Römer die Leitung des Wahlganges. Da der bisherige Vorsitzende G. Hartwig aus Altersgründen nicht noch einmal kandidieren wollte, wurden Oberkreisdirektor Walter Geffers zu seinem Nachfolger und Oberkustos Dr. Hans Adolf Schultz zum geschäftsführenden 2. Vorsitzenden gewählt. Als weiterer Stellvertreter des Vorsitzenden wurde Museumsdirektor i. R. Dr. Alfred Tode erneut bestätigt. Wiedergewählt wurden ferner Dr. H. A. Schultz als Schatzmeister, Oberkustos Dr. Werner Flechsig als Schriftführer, Studienrat Gerhard Schridde als Naturschutzreferent und Notar i. R. Heinz Mollenhauer als Rechtsberater. Erweitert wurde der Vorstand um Diplomlandwirt August Wilhelm Müller als Stellvertreter des Schatzmeisters, Obermedizinalrat i. R. Fritz Barnstorf als Stellvertreter des Schriftführers, Studienrat Dr. Wolf Hartwich als Stellvertreter des Naturschutzreferenten und Museumsdirektor Dr. Rolf Hagen als Hausherr der Geschäftsstelle des Landesvereins. Im Anschluß an die Wahl wurde einstimmig beschlossen, Oberregierungs- und -baurat a. D. Gottfried Hartwig in dankbarer Würdigung seiner Verdienste um die Leitung des Vereins von 1949 bis 1965 zum Ehrenvorsitzenden zu ernennen. Nach der Bekanntgabe des Veranstaltungsprogramms für das Sommerhalbjahr folgte ein Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Adolf Brauns über „Aufgaben einer technischen Bodenbiologie in der industriellen Landschaft“. Er machte deutlich, wie wichtig es sowohl für die Volkswirtschaft wie für die Volksgesundheit ist, das natürliche Gleichgewicht in der heimischen Kulturlandschaft zwischen Tierwelt, Pflanzenwelt, Boden und Klima durch die Erhaltung der Lebensbedingungen für die Kleintierwelt der bodennahen Erdschichten zu sichern.

Die halbtägige 1. Studienfahrt ging am Sonnabend, dem 21. Mai, in das Zonenrandgebiet des Amtsbezirks Schöningen. Auf einer Wanderung durch den Bergwald des Eitz berichtete Forstamtmann Märtens über Vegetationsfragen, forstwirtschaftliche Verfahren und Absatzprobleme der verschiedenen Holzarten in der Gegenwart. Anschließend gab Dr. Flechsig am Waldrande einen Überblick über die Besiedlungsgeschichte des Schöninger Gebietes auf Grund der Ortsnamen. Nach der Kaffeetafel im Schöninger „Ratskeller“ folgte ein Besuch im Kulturzentrum der Zonengrenzgemeinde Offleben, wo Frau Konrektorin Buchholtz packend über wirtschaftliche und menschliche Probleme der Zonengrenze sprach und sie an einer musealen Sammlung von Modellen und Bildern veranschaulichte. Von Offleben wurde die Heimfahrt durch den maiengrünen Elm angetreten, dessen liebliche Landschaftsbilder einen wohlthuenden Ausgleich für die bedrückenden Zonengrenzeindrücke boten.

Die ganztägige 2. Studienfahrt galt am 26. Juni dem Besuch der alten Hansestadt Lüneburg und ihrer Umgebung unter Leitung von Dr. H. A. Schultz. In Lüneburg selbst zeigten vormittags Stadtführer des Verkehrsvereins die Hauptsehenswürdigkeiten der Hansezeit (Rathaus, St. Johanniskirche, Hafen, alte Bürgerhäuser). Nach dem Mittagessen wurden das altehrwürdige Kloster Lüne und im nahen Bardowick die Stiftskirche St. Peter und St. Paul mit ihrer reichen Innenausstattung aus gotischer Zeit besichtigt, wobei Dr. Schultz von den kriegerischen Auseinandersetzungen Heinrichs des Löwen mit den von ihm abgefallenen Bardowieckern im ausgehenden 12. Jahrhundert

erzählte. Nach diesen Blicken in eine stürmisch bewegte Vergangenheit umfing eine friedliche Gegenwart die Fahrtteilnehmer zum Abendimbiß im Lüneburger Kurpark, dessen vorbildlich gepflegte Anlagen einen stimmungsvollen Rahmen für den besinnlichen Ausklang des eindruckreichen Tages.

Das Hauptziel der halbtägigen 3. Studienfahrt am Sonnabend, dem 13. August, war die Stadt Seesen am Nordwestrande des Harzes. Dort standen Kreisheimatpfleger Fritz Bosse und Archivpfleger Hartmann bereit, um die Fahrtteilnehmer in zwei Gruppen wechselnd durch das neue Heimatmuseum und die Stadt zu führen. Über die wohl gelungenen Restaurierungsarbeiten in der St. Andreaskirche gab Pastor Saher einen lebendigen Bericht. Wegen der großen Hitze mußte der Stadtrundgang nach der Besichtigung des Brauhauses und der ehemaligen Burg vorzeitig abgebrochen werden. Um so länger genossen die Heimatfreunde nachher die idyllische Ruhe des an Riddagshausen erinnernden Teichgebietes um Winkels Mühle bei der Kaffeetafel im schattigen Garten dieser Gaststätte. Nachdem man sich genug gelabt und erfrischt hatte, fuhr man nordwärts weiter im Nettetälchen über den alten Amtssitz Bilderlahe nach Mechtshausen. Dort sprach Dr. Flechsig auf dem Friedhof am Grabe Wilhelm Buschs über die letzten Lebensjahre des großen niedersächsischen Zeichners, Dichters und Weltweisen im Mechtshäuser Pfarrhause bei seinem Neffen Dr. Noeldeke. Anschließend ging es ins Dorf zum Pfarrhaus, wo der Hausherr es sich nicht nehmen ließ, selbst die als Busch-Gedächtnisstätte eingerichteten ehemaligen Wohnräume des Dichters zu zeigen. Dann wurde bei einbrechender Dämmerung die Rückfahrt angetreten.

Auf der ganztägigen 4. Studienfahrt am Sonntag, dem 18. September, wurde der Südteil des Amtsbezirks Seesen und der westlich angrenzende Nordteil des Kr. Osterode besucht. In Kirchberg wurden das Schloß mit seinen alten Wirtschaftsgebäuden und Parkanlagen unter Führung von Herrn v. Petersdorff-Campen und die Kirche mit dem benachbarten mutmaßlichen Standort der mittelalterlichen Burg Kirchberg unter Führung von Dr. H. A. Schultz besichtigt. In Gittelde zeigte Dr. Schultz auf einem Rundgang durch den hübschen altertümlichen Flecken die St. Johanniskirche, die mutmaßlichen Überreste des Königshofes der Ottonenzeit am Friedhof, den Junkernhof und das Mundloch des von den Oberharzer Bergwerken kommenden Ernst-August-Stollens. Nach dem Mittagessen im Gasthof „Zum Kronprinz“ in Gittelde brachte der Autobus die Teilnehmer zur ehemaligen Domäne Stauffenburg. Nachdem dort Dr. Schultz über die Geschichte dieser wichtigen Welfenburg und die abenteuerlichen Begebenheiten mit ihren Bewohnerinnen Eva v. Trott und Margarete v. Warberg berichtet hatte, übernahmen Forstmeister i. R. Dr. Wobst mit seinem Sohn und Oberförster G. Müller die Führung zu den von ihnen seit vielen Jahren musterhaft gepflegten Versuchsbaumschulen im Stauffenburger Revier, wo die echte, autochthone Harzfichte mit schneebruchunempfindlicher Astbildung zurückgezüchtet wurde und durch einen zielbewußten Plenterwaldbetrieb sowohl ein Höchstmaß forstwirtschaftlicher Bodennutzung wie auch zugleich ein jeden Naturfreund beglückendes naturgemäßes Waldbild wiederhergestellt werden konnte. Nach diesem lehr- wie genußreichen Waldbesuch ging die Fahrt weiter über Eisdorf und Westerhof nach Kalefeld zur Besichtigung der im Mittelalter über einem alten Quellheiligtum errichteten „Weißenwasserkirche“ am Südhang des Kühlers. Gelegenheit zu einem abendlichen Imbiß bot schließlich eine letzte Fahrtunterbrechung in Bad Gandersheim. Wer noch aufnahmefähig genug war, schloß sich dort, bevor er sich stärkte, einem Stadtrundgang an, auf dem Dr. Schultz das Innere der Stiftskirche, die Abteigebäude und die Reste der mittelalterlichen Stadtmauer zeigte und erläuterte.

Die halbtägige 5. Studienfahrt am Sonnabend, dem 15. Oktober, diente im gleichen Maße dem Studium der standortgebundenen heimischen Wirtschaft wie dem Besuch mittelalterlichen Kulturstätten im Südeile des Kr. Peine. Zuerst wurden der Tagebau und die Werksanlagen der „Vereinigten Kreidewerke K. G. Dammann“ bei Söhlde besichtigt. Bei der Führung erfuhr man staunend, wieviel zermahlene Kreide dieses Unternehmen, das mit seinem Zweigwerk Itzehoe zusammen als einziges in der Bundesrepublik große Kreidelager abbaut, alljährlich an die Industrie liefert und zu welchen Erzeugnissen sie

benötigt wird, wie z. B. Reifen und Kabeln. Von Söhlde ging es weiter nach Schmedenstedt, wo Pastor Hennig mit berechtigtem Stolz über die vortrefflich gelungene Restaurierung der alten Fachwerkkirche mit ihrer schönen, einheitlichen Innenausstattung aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts sprach. Danach zeigte Dr. Schultz den Heimatfreunden auf dem nahen Friedhof die Stätte der ehemaligen Archidiakonatskirche des wüstgewordenen Dorfes Klein Schmedenstedt, von der nur noch der Wehrturm aus dem 13./14. Jahrhundert inmitten wohlgepflegter Gräber als „Totenturm“ aufragt. Nachdem man den weiten Blick über das Land von diesem stillen Platze aus bei sinkender Sonne beschaulich genossen hatte, fuhr man weiter nach Norden zur Kaffeetafel im „Berggarten“ am Nordrande der Kreisstadt Peine. Dort fanden diese Fahrt und zugleich die Veranstaltungen des Sommerhalbjahrs 1966 ihren geselligen Abschluß.

Die Reihe der Winterveranstaltungen des Halbjahrs 1966/67 wurde am 2. Dezember mit der Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum eröffnet. Der Vorstand des Landesvereins hatte dazu gemeinsam mit der Museumsleitung alle Vereinsmitglieder eingeladen, um die enge Interessengemeinschaft zwischen den Heimatfreunden und ihrem Landesmuseum zu bekunden, die nicht erst seit der Verlegung der Geschäftsstelle des Landesvereins in das Museum (1856) besteht. Schon bei Gründung unseres Vereins im Jahre 1908 übernahm das geschäftsführende Vorstandsmitglied des damaligen Vaterländischen Museums, Paul Walter, das Amt des Schatzmeisters der Heimatschutzbewegung, und sein hauptamtlicher Nachfolger im Museum, Prof. Dr. Karl Steinacker, widmete sich jahrzehntelang so eifrig der Förderung unserer Vereinsaufgaben, daß er an seinem 70. Geburtstag zu unserem Ehrenmitgliede ernannt wurde. Dem Rufe des Vorstandes waren am 2. Dezember 1966 unsere Mitglieder von nah und fern in so überraschend großer Zahl gefolgt, daß das als Fest- und Vortragsaal eingerichtete Dormitorium des ehemaligen Ägidienklosters im Landesmuseum die Gäste kaum zu fassen vermochte. Unter den Gratulanten, die sich nach den Festansprachen des Kultusministers Langeheine, des Verwaltungspräsidenten Dr. Thiele und des Museumsdirektors Dr. Hagen zu Worte meldeten, überbrachte auch Oberkreisdirektor W. Geffers als unser Vorsitzender die Wünsche der Heimatfreunde für das weitere Wachsen und Gedeihen des Museums mit dem Versprechen, die musealen Aufgaben nach besten Kräften zu fördern. Er gab bei dieser Gelegenheit bekannt, daß der Landkreis Braunschweig das in seinem Besitz befindliche „Heimathaus“ in Bortfeld dem Landesmuseum zur musealen Einrichtung und fachlichen Betreuung als Freilichtmuseum unentgeltlich zur Verfügung stellen wolle.

2. Monatsversammlungen

Wie in den vergangenen Jahren, so trafen sich die eifrigsten unter den Mitgliedern auch 1966 wieder fast an jedem ersten Donnerstag eines neuen Monats in der „Badeschänke“ an der Badetwete in Braunschweig zu geselligem Beisammensein mit Kurzreferaten und Aussprachen. Diese Monatsversammlungen fanden am 13. Januar, 3. Februar, 5. Mai, 2. Juni, 4. August, 1. September, 6. Oktober und 3. November statt. Es sprachen Kreisheimatpfleger Behrbohm aus Lehre über „Die Heimatpflege in der Kulturarbeit der Gemeinden und Vereine des Landkreises Braunschweig“, Bauer Erich Friesse aus Zweidorf über „Blicke in die Geschichte der Dreidörfer Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf“, Studienrat Dr. W. Hartwich mit ausgezeichneten Farbdias über „Pflanzen unserer Heimat“, Museumsangestellter H. Keune über „Das ostfälische Dorf als eigenständiger Kulturraum einst und jetzt“, Notar i. R. H. Mollenhauer unter Vorweisung zahlreicher Olbilder, Aquarelle und Zeichnungen von Elisabeth Koch über „Heimatkundliche Beobachtungen in der Umgebung von Braunschweig nach Typen“, Fischzuchtmeister K. Rosengarten mit interessanten Lichtbildern von Einzelheiten der Karpfenzucht über „Die Teichwirtschaft Riddagshausen“ und Oberkustos Dr. H. A. Schultz über seine „Eindrücke vom Niedersachsentag 1966 in Bremerhaven“. Dr. Schultz leitete ferner wieder wie im vergangenen Jahre die Fortsetzung des fröhlichen Ratespiels „Kennst Du die Heimat?“ unter Vorführung einer neuen Auswahl von Farbdias

aus dem Bildarchiv des Landesvereins mit mehr oder weniger bekannten Motiven aus ungewöhnlichen Blickwinkeln und beantwortete an einem anderen Abend zusammen mit Dr. Flechsig allerlei Fragen aus dem Mitgliederkreise nach den verschiedensten Themen der Heimatgeschichte, Volkskunde und praktischen Heimatpflege.

3. Arbeit des Vorstandes

Der Vorstand trat am 9. März, 13. April, 5. Mai, 2. Juni, 4. August, 1. September, 6. Oktober und 3. November zu Sitzungen im Landesmuseum zusammen und besichtigte am 29. Dezember die hervorragende geologisch-mineralogische Privatsammlung des Kaufmanns Otto Klages in Königsutter. Auf der Tagesordnung der Sitzungen standen einerseits Fragen der heimatkundlichen Breitenarbeit, wie die inhaltliche Zusammensetzung und Ausstattung der nächsten Hefte der Vereinszeitschrift, vor allem des auf 6 Bogen erweiterten Doppelheftes 3/4 als Festgabe für das Jubiläum des Landesmuseums, andererseits neu aufgetretene Probleme der praktischen Heimatpflege. Aus dem Bereich der Kulturdenkmalpflege kamen die Wahl des endgültigen Standortes für die wiederhergestellten Reiterstandbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm in Braunschweig sowie Sorgen um die künftige Verwendung des Riddagshäuser Amthauses, der Burg Campen und des Barockschlosses in Obersicht zur Erörterung. An die Braunschweigische Staatsbank wurde der Appell gerichtet, den Neubau ihrer Filiale in Wolfenbüttel so zu gestalten, daß er sich ohne Mißklang in die historische Umgebung einfügt. Aus dem Bereich des Naturschutzes und der Landschaftspflege standen Sorgen um den Bestand geschützter Pflanzen am Heeseberg und Rieseberg und um die Erhaltung von ehrwürdigen Einzelbäumen und Baumalleen in den Grünanlagen der Stadt Braunschweig zur Diskussion. Zur Abwendung von Gefahren, die der bisher unbebauten Landschaft aus einem beim Bundestag eingebrachten Entwurf zur Abänderung des auch im Auslande als vorbildlich geltende deutsche Wohnungsbaugesetzes drohen könnten, richtete der Vorstand durch ein Rundschreiben einen Appell an alle Bundestagsabgeordneten aus dem Verwaltungsbezirk Braunschweig, sich für die Beibehaltung der bewährten bisherigen Regelung einzusetzen. Der Vorstand beschloß ferner, eine neue floristische Bestandsaufnahme im südlichen Niedersachsen seitens der Universität Göttingen durch Einrichtung einer Mittelstelle für den Verwaltungsbezirk Braunschweig nach besten Kräften zu fördern. Wenn auch viele der angeschnittenen Probleme aus den verschiedenen Arbeitsgebieten im Jahre 1966 noch nicht gelöst werden konnten, so werden wir doch unablässig bemüht sein, sie 1967 einer befriedigenden Lösung näher zu bringen. Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Kleinert, Rudolf (Pastor), St. Stephani-Kirche zu Helmstedt. Verlag J. C. Schmidt, Helmstedt, 1965.

Kurz vor Weihnachten 1965 erschien diese kleine, ansprechende Schrift, herausgegeben vom Kirchenvorstand der St. Stephani-Gemeinde zu Helmstedt. Sie schließt eine Lücke. Wohl sind nach dem Erscheinen der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig, Bd. 1 — Kreis Helmstedt (P. J. Meier), 1896“ zwei ähnliche Schriften erschienen, die entweder längst vergriffen sind oder aber die Kirche nur in knapper Form behandeln.

Nun gibt dieses Heftchen dank der Unterstützung des Kulturausschusses der Stadt Helmstedt, insonderheit des Stadtdirektors Dr. Gerlach auf 40 Seiten mit 20 Abbildun-

gen einen guten Einblick in das geschichtliche und kunstgeschichtliche Werden dieser Kirche auf dem Papenberge. Schu.

Alexander Grundner-Culemann, Die Flurnamen des Stadtkreises Goslar. Teil III: Namen aus dem Bereich der Feldmark und der Klosterforst (= Heft 22 der Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar). Goslar 1966 im Selbstverlag des Geschichts- und Heimatschutzvereins Goslar e. V. 188 S. mit 4 Tafeln und 1 Faltkarte Hlbl.

Dem Verfasser, der sich als Stadtforstmeister, zeitweiliger Oberbürgermeister und Heimatforscher jahrzehntelang um Goslar ungewöhnliche Verdienste erworben hat, wurde zu seinem 80. Geburtstage von

der Goslarer Stadtverwaltung und dem dortigen Geschichts- und Heimatschutzverein die Drucklegung des letzten Teiles seiner umfangreichen Flurnamensammlung ermöglicht. Das Werk gliedert sich in eine sorgfältige Beschreibung der als Quellen benutzten Urkunden, Akten, Karten, Stadtansichten und Landbücher sowie der Kopialbücher des Petersbergstiftes (S. 11—24), eine eingehende Darstellung von der Entwicklung der Goslarer Feldmark (S. 25—55) und das alphabetisch angeordnete Verzeichnis der Flurnamen (S. 57—183). Den Beschluß bilden ein Literatur- und ein Abkürzungsverzeichnis. Der mittlere, die geschichtliche Entwicklung darstellende Teil ist untergegliedert in die Abschnitte „Die heutige und die mittelalterliche Landschaft“, „Allgemeine Entwicklung des Besitzstandes in der Feldmark“, „Grenzen“, „Besonderer Besitzstand in der Feldmark“ und „Geschichtstabelle zur allgemeinen Entwicklung des Besitzstandes in der Feldmark Goslar“. Damit hat der Verfasser einen wesentlichen neuen Beitrag zur Stadtgeschichte Goslars geleistet, indem er einen Quellenstoff gründlich durcharbeitete, der von den früheren Historikern noch kaum beachtet worden war.

Der eigentliche Hauptteil des Werkes, das Flurnamenverzeichnis, verrät die gleiche Sorgfalt und Gründlichkeit der Quellenausschöpfung, soweit es sich um Archivalien handelt. Die einzelnen Belege für jeden Namen sind, unter sich chronologisch geordnet, in der jeweiligen Schreibweise der Quelle aufgeführt, dort, wo es erforderlich schien, sogar im vollen Satz zitiert, und mit Lagebezeichnungen versehen. Man vermißt nur Angaben über Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit der aufgeführten Flurstücke, die in vielen Fällen der Namendeutung dienlich sein könnten, sowie die mundartlichen Namenformen, die nicht selten bei uneinheitlicher schriftlicher Überlieferung entscheidende Anhaltspunkte für eine etymologisch zuverlässige Herleitung von Flurnamen zu bieten vermögen. Der Verfasser hat zwar bewußt und mit gutem Grund auf Namendeutungen verzichtet, da dies nicht Sache des Historikers, sondern des Germanisten ist. Aber die Ermittlung und Auf-führung der mundartlichen Namenformen wäre doch für jeden sehr wünschenswert gewesen, der die Flurnamensammlung zur Klärung siedlungsgeschichtlicher, wirtschaftsgeschichtlicher, kulturgeschichtlicher oder volkskundlicher Fragen heranziehen möchte. Das wird jedem Sachkundigen deutlich, wenn er interessante und zugleich problematische Namen in dieser Sammlung

findet wie z. B. „Feddelwiese“ (geschrieben auch Fedel und Fettel), „An der Freße“ (auch Fresche), „Die große Heddehn“, „Mörrelwiese“ (auch Murrel-Wiese), „Ol“ (auch Al), „Rein“ (auch Rön und Rihn), „Saal“ (auch Sattel), „Schierkes Nest“ (auch Giers-nest), „Schlipskamp“ (auch Schliesskamp), „Setz“ (auch Seetz, Sötz), „Trülke“ (auch Druliken, Truleke und Trülleke), „Vörbort“ u. a. m. Vielleicht lassen sich aber die mundartlichen Formen vieler Goslarer Flurnamen heutzutage gar nicht mehr mit Sicherheit ermitteln, weil ein großer Teil der Feldmark in den letzten Jahrzehnten mit Wohnbauten oder Industrieanlagen besetzt wurde und dabei die alten Flurbezeichnungen, soweit sie nicht als Straßennamen übernommen wurden, aus der Umgangssprache verschwanden. Doch sei dem, wie ihm wolle, es bleiben genug eindeutige Namen in der reichhaltigen Sammlung, die ohne weiteres zu erklären und geschichtlich oder volkskundlich auszuwerten sind. Daß sie nun jedem Historiker, Volkskundler und Sprachforscher mühelos zugänglich sind, verdanken wir dem großen Sammel-fleiß von A. Grundner-Culemann, der mit dieser entsagungsvollen Kärnerarbeit seinem Lebenswerk einen gewichtigen Schlußstein einfügte.

Flehsig

Brunsvicensia Judaica. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Braunschweig 1933—1945 (= Bd. 35 der Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig, hrsg. v. B. Bilzer und R. Moderhack). Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei, Braunschweig, 1966. 231 S. und 8. Tafeln, Kart. 15,— DM.

Der vom Städtischen Archivdirektor Dr. Richard Moderhack redigierte Band ist mehr, als der Untertitel anzeigt. Zwar sind die von den Archivangestellten Ingeborg Cuda und Ilse Erdmann auf Grund eingehender Durcharbeitung der Gesetzblätter und jahrelanger mühevoller Nachforschungen in aller Welt erarbeiteten Abschnitte über „Staatliche Maßnahmen gegen die Juden 1933—1945“ (S. 132—151) und „Namen und Schicksale der Braunschweiger Juden von 1933 bis 1945“ (S. 152—218) das dokumentarische Kernstück der Veröffentlichung, hinter dessen knapp gehaltenen biographischen Daten von rund 1000 Braunschweiger Juden sich unendlich viel menschliches Leid verbirgt. Aber durch die vorangeschickten Abschnitte ist das Gedenkbuch zu einer umfassenderen Geschichte der

Juden in Braunschweig vom 18. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkriege ausgeweitet. Am Anfang stehen die Nachdrucke zweier Aufsätze, von Gutmann Rülff über „Alexander David, Braunschweiger Kammeragent von 1707 bis 1765“ und von Paul Zimmermann über „Israel Jacobson“, den Begründer der Jacobson-Schule in Seesen und Kammeragenten des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, aus den Jahrgängen 1906 und 1907 der Zeitschrift „Braunschweigisches Magazin“. Dem Jahrgang 1925 der gleichen Zeitschrift wurde Victor Heymanns Aufsatz „Von der jüdischen Gemeinde in Braunschweig“ entnommen, der die fortschreitende Emanzipierung des Judentums im 19. Jahrhundert bis zur völligen gesetzlichen Gleichstellung mit dem christlichen Teil der Bevölkerung schildert. Daran schließen sich wieder Lebensbilder namhafter jüdischer Einzelpersonlichkeiten des Landes Braunschweig, und zwar „Levi Herzfeld — der erste jüdische Wirtschaftshistoriker“ von Kurt Wilhelm, „Samuel Spier und Samuel Kokosky in den Reihen der Braunschweiger Arbeiterbewegung“ von Georg Eckert, und „Galka Scheyer, Bildnis einer Braunschweigerin“ von Clemens Weiler, der das künstlerische Schaffen dieser Malerin würdigte. Über das rein Biographische hinaus bedeutsam sind die Beiträge „Kindheit in Braunschweig“ von Salomo Rülff und „Erinnerungen eines Braunschweiger Juden nach 30 Jahren in der Fremde“ von Walter Heinemann. Der eine ist aufschlußreich für die Lebensweise einer Rabbinerfamilie, den jüdischen Religionsschulbetrieb und das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in den allgemeinen Schulen wie im Berufsalltag vor dem 1. Weltkriege, der andere gibt ein abgerundetes Bild vom beruflichen Wirken jüdischer Ärzte, Juristen, Industrieller, Bankiers, Kaufleute, Wissenschaftler und Künstler in Braunschweig und ihre gesellschaftlichen Beziehungen zu den nichtjüdischen Kreisen der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten vor der Machtübernahme des Nationalsozialismus.

Bei einer so vielseitigen und tiefgründigen Beleuchtung des jüdischen Lebens in Braunschweig vom 18. bis zu den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wirft das vorliegende Buch natürlich auch manches Licht auf die allgemeinen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zustände der Braunschweiger Bevölkerung und stellt damit einen wesentlichen Beitrag zur Stadtgeschichte des behandelten Zeitraums dar. Das einzige, was den heimischen Historikern nun zur Abrundung der Geschichte des

Judentums in Braunschweig noch zu tun übrig bleibt, ist die freilich wohl sehr langwierige Durchforschung der Urkunden und Akten vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert, um die Einstellung der christlichen Bevölkerung und die Maßnahmen ihrer Behörden zu ergründen, die dem Judentum in Stadt und Land Braunschweig damals schon wechselnd Duldung und Verfolgung widerfahren ließen, bevor sich im Zeitalter der Aufklärung die Periode der Emanzipierung und Assimilierung anbahnte.

Flehsig

Die Schulen im Ambergau gestern und heute. Festbuch zur Fertigstellung der Mittelpunktschule in Bockenem. Herausgegeben von der Mittelpunktschule Ambergau im Selbstverlag, Bockenem 1966. 82 S. auf Kunstdruckpapier mit 56 Fotos und Zeichnungen, kartoniert.

Bis auf Geleit- und Grußworte stammt der Text von Hauptlehrer Friedrich Freytag, in Volkersheim, dem bewährten Chronisten des Ambergau, dem wir schon so manche Buchveröffentlichungen und heimatkundliche Aufsätze verdanken. Als erfahrener Pädagoge hat er es wieder verstanden, seinen Stoff so lebendig zu gestalten, daß das Buch nicht nur für die fachlich interessierten Kollegen, sondern auch für die Schuljugend und deren Eltern, ja für alle am Ambergau interessierten Heimatfreunde fesselnd zu lesen ist. Einige Kapitelüberschriften mögen das verdeutlichen: „Über 600 Jahre Schulwesen in Bockenem“, „Braunschweig war fortschrittlicher“, „Das Volkersheimer Schulpatronat war kein Vorteil“, „Interessantes aus dem Schulleben in Ortschaften“, „Schlewecke hatte durchweg zufriedene Lehrer“, „Das arme Dorfschulmeisterlein im Ringen ums tägliche Brot“, „Schulkrieg in Rhüden, Husaren rücken an“, „Ehret die alten Meister“ usw. Obwohl Quellennachweise nicht gegeben sind, spürt der Leser, wie gewissenhaft der Verfasser eine Fülle von Archivalien, alten Zeitungen und anderen Quellen durchgearbeitet hat, um alles Wissenswerte über Schulorganisation, Unterrichtsbetrieb, Schulgebäude, Lehrerausbildung und -besoldung sowie Lebensläufe besonders verdienter Lehrer zusammenzutragen. Eine willkommene Ergänzung zum Text bieten die zahlreichen Abbildungen von alten und neuen Schulgebäuden und Kirchen wie auch Einzelbildnisse und Gruppenbilder von Lehrern aus dem Ambergau. Verfasser und Herausgeber haben sich wirklich ein Verdienst um diese neue Bereicherung des heimatkundlichen Schrifttums erworben.

Flehsig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

53. Jahrgang

Juli 1967

Heft 2

Aufgaben einer technischen Bodenbiologie in der industriellen Landschaft

von Adolf Brauns

Vorbemerkung der Schriftleitung: Der nachfolgende Aufsatz gibt den Inhalt eines richtungweisenden Vortrages wieder, den der Verfasser auf der Jahreshauptversammlung des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz am 24. März 1966 gehalten hat. Darin wurde erstmalig ein neues, brennendes Problem der Landespflege aus der Sicht der wissenschaftlichen Zoologie behandelt. In Anbetracht der weitreichenden Bedeutung dieser Untersuchungen, die bald auch, wesentlich erweitert, in Buchform veröffentlicht werden sollen, erschien es uns wichtig, den Vortrag ungekürzt und ungeteilt in einem Hefte unserer Zeitschrift abzdrukken. Unsere Leser werden Verständnis dafür haben, wenn diesmal wegen des Umfangs dieses Beitrages kulturgeschichtliche und volkswissenschaftliche hinter den naturwissenschaftlichen Stoffen zurückstehen müssen.

Verlust an naturnaher Landschaft

Im Jahre 1964 nahm der Genfer Soziologe und Nationalökonom WILHELM RÖPKE — als Arztsohn am 10. Oktober 1899 in Schwarmstedt (Kreis Hannover) geboren, mithin gebürtiger Niedersachse — in der „Welt am Sonntag“ in einem Artikel Stellung zu dem Unbehagen, welches ihn und viele seiner Generation angesichts der Entwicklung der menschlichen Umwelt in der Stadt und in der freien Landschaft befällt. RÖPKE wies auf den rapide fortschreitenden Verlust an naturnaher, gesunder Umwelt, auf den Verbrauch oder auf die Zerstörung natürlicher oder naturnaher Landschaft hin.

Am 14. Februar 1966 meldete die Braunschweiger Zeitung, daß am 12. Februar Professor WILHELM RÖPKE im Alter von 66 Jahren verstorben sei und bezeichnete ihn in ihrer Meldung als einen „der profiliertesten deutschen Soziologen und Volkswirtschaftler“. KONRAD BUCHWALD (Hannover), den ich gleich noch eingehender zitieren muß, spricht von naturnaher Landschaft, „wenn diese in ihrem Bild und in ihrem Haushalt vorwiegend von den natürlichen Landschaftsfaktoren geprägt und durch Nutzung nur wenig verändert wurde. Die naturnahe Landschaft nimmt damit eine Mittelstellung zwischen der nur von den natürlichen Landschaftsfaktoren bedingten Naturlandschaft und der im starken Maße von Menschen geformten Kulturlandschaft ein“ (vergleiche ELLENBERG, 1963). BUCHWALD spricht auf dem Hochschultag der Technischen Hochschule in Hannover im Jahre 1964 über „die Zukunft des Menschen in der industriellen Gesellschaft und Landschaft“ *). Neben einem Strukturwandel der Gesellschaft — es zeigt sich eine Wandlung der sozialen Frage in der heutigen Industriegesellschaft — macht BUCHWALD auf einen grundsätzlichen Strukturwandel der Landschaft aufmerksam. Vor allem stellt er wie SCHMITHÜSEN die Landschaft als ein dynamisches, als ein in ständiger Wandlung sich befindendes Wirkungsgefüge heraus.

*) Verlag HANS AUGUST STOLLE, Braunschweig, als Sonderschrift erschienen; 43 Seiten.

Die Landschaft ist ein ökologisches System, „dessen Gesetzmäßigkeiten wir durchaus noch nicht einmal genügend kennen“, welches aber auch außerordentlich empfindlich ist „gegen unsachgemäße Eingriffe“. Wieweit derartige Eingriffe in das ökologische System sich ausweiten können, dafür sei nur folgendes Zitat gegeben: „Die Ausdehnung der industriellen Ballungsräume und anderer Siedlungen, des Verkehrsnetzes, der Flugplätze, Energiegewinnungsanlagen usw. erfolgte und erfolgt vorwiegend auf Kosten der Agrarlandschaften, häufig gerade auf Kosten fruchtbarster bäuerlicher Kulturlandschaften. Das bedeutet während des letzten Jahrzehnts einen **jährlichen Verlust an freier Landschaft**, d. h. von Wald, Wasserflächen, Wiese, Feld, Heide und Moor **von rd. 260 qkm Fläche**, also einer Fläche von der Größe Münchens oder etwa der doppelten Größe Hannovers. Oder anders ausgedrückt: den **täglichen Verlust von zwei mittleren Bauernhöfen**. Heute sind so bereits $\frac{1}{10}$ der Fläche Westdeutschlands überbaut oder durch die Abfälle der Zivilisation wie Staub, Abgase und Lärm beeinflusst. Das sind fast 50 % mehr als 1938“ (BUCHWALD, Seite 11).

ALFRED TOEPFER erklärt auf dem Niedersachsentag in Hildesheim am 10. Oktober 1965 in seiner Ansprache: „Forderungen der Gegenwart an die Landschaft“: „Die technische Zivilisation hat die Landschaft mit Eisenbahnen, Stromleitungen, Halden, Tankstellen, Parkplätzen, Steinbrüchen, Kiesgruben, Kanälen und anderem beglückt“. Von den Straßen hatte der Redner zuvor schon gesprochen. Neben der Existenz einer „industriellen Landschaft“ kommt aber noch folgendes auf uns zu:

Wachsen der Weltbevölkerung

Die Braunschweiger Zeitung vom 16./17. Dezember 1961 erläutert unter der Überschrift: **„Das Weltproblem heißt Hunger“** ihren Bericht dahingehend, daß für die nächsten zwei Jahre die Bevölkerungszunahme etwa 100 Millionen Menschen betrage und unter Zugrundelegung dieses Zahlenwertes sich damit in 40 Jahren die Weltbevölkerung verdoppelt haben würde.

Am 6. September 1962 kann man in der gleichen Tageszeitung lesen: „Das statistische Amt der Vereinten Nationen hat bekannt gegeben, daß die Weltbevölkerung Ende Juni 1962 die drei-Milliarden-Grenze überschritten hat ...“ Bei der gegenwärtigen Zuwachsrate werde um das Jahr 2000 — so heißt es weiter — die Weltbevölkerung die Sechs-Milliarden-Grenze überschritten haben. „Diese Wachstumsrate wirft die Frage auf, ob die Erde ... alle Menschen überhaupt ernähren kann.“

Man hat ausgerechnet, „daß für die Sicherung eines angemessenen Lebensstandards mindestens ein Hektar pro Kopf notwendig ist. Aber die landwirtschaftliche Anbaufläche der ganzen Welt beträgt jetzt nur wenig mehr als 0,4 Hektar pro Kopf und nimmt rasch ab (vgl. W. VOGT in „Road to Survival“)“.

Infolge der Übervölkerung auf der Erde wurde im Januar 1965 von der Presse allgemein die unterirdische Wohnmöglichkeit der Bevölkerung erörtert, „um die für die Landwirtschaft und Erholung notwendige Oberfläche freizuhalten ...“.

Mit der Bevölkerungsexpansion ist übrigens auch ein vermehrter Wasserbedarf der Kulturzentren verbunden. So heißt es etwa in dem Buch „Road to Survival“ von WILLIAM VOGT, dem Leiter der Abteilung für Bodenschutz der Panamerikanischen Union: „Der schädlichste Aufprall des zivilisierten Menschen auf seine Umwelt ist die Erschütterung des hydrologischen Kreislaufs“ — damit sind gemeint die Vernichtung der natürlichen Pflanzendecke über weite Flächen, die daraus resultierenden Bodenerosionen, das Absinken des Grundwasserspiegels, der ungeheure Verbrauch an Wasser überhaupt für den Menschen usw. Und ein intakter Kreislauf des Wassers ist weit-

gehend abhängig von einem intakten Zustand der Bodenschichten. Daß hier eine enge Verbindung existiert, darauf macht schon der weit über die Grenzen Deutschlands bekannte, vor einigen Jahren verstorbene Plöner Hydrobiologe August THIENEMANN aufmerksam — ich erinnere nur an seine beachtenswerten Aufsätze: „Vom Gebrauch und vom Mißbrauch der Gewässer in einem Kulturlande“ (im Jahre 1951) oder an jene Veröffentlichung in der Zeitschrift „Universitas“ (1956) betitelt: „Das Wasser als Sorge Europas.“

Wesenszüge der Bodenbiologie

Damit stehen wir aber eigentlich schon mitten im Fragenkreis, der hier angeschnitten werden soll. Daß wir in einer „industriellen Landschaft“ leben, das braucht wohl kaum näher erläutert zu werden. Doch bisher wurde immer wieder auf die Stellung des Menschen innerhalb dieses Bezugssystems aufmerksam gemacht. Ich möchte einmal auf eine wissenschaftliche Disziplin, auf die Bodenbiologie, hinweisen, die in der Lage ist, die Fragen der Zeit mitzulösen. Es lohnt sich m. E. durchaus, dem Wesen dieses Forschungszweiges nachzugehen, um mit Nachdruck auf die erforderliche, stetige Förderung der Wissenschaft, der wissenschaftlichen Forschung, zu verweisen. „Es geht also darum, im Interesse von Mensch und Landschaft vor auszudenken, vor auszuplanen, zu ordnen und zu gestalten. Dieser Aufgabe widmet sich die Landespflege, ... die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte, parallel mit der wachsenden Gefährdung der Landschaft und der bedrohten Vitalsituation des Menschen entwickelt hat.“ Ihre wichtigsten Arbeitsgebiete sind die Landschaftspflege incl. Naturschutz, Siedlungspflege, Grünplanung in Siedlungsbereichen, so daß man die Landespflege einen „integrierenden Bestandteil“ einer Raumordnung genannt hat (vgl. BUCHWALD, 1964).

Schon im Jahre 1953 sagt BRÜNING in einer aufschlußreichen Veröffentlichung über „Landesplanung, Raumforschung und praktische Geographie“: „... Daher ist der Schutz der Landwirtschaftsflächen — ebenso wie auch der Forstflächen — immer ein wichtiges Anliegen der Landesplanung; vornehmlich findet jede Maßnahme zur Bodenverbesserung, zur Wasserwirtschaft, des standortgerechten Pflanzenbaues, überhaupt der Intensivierung der Landnutzung, um Höchsterträge auf gleichbleibender Fläche zu erreichen, wie auch die Landgewinnung, Moor- und Ödlandkultivierung, Schutz des Mutterbodens und was sonst noch Kulturlächen schaffen kann, das Interesse der Landesplanung“.

Zur Landesplanung gehört nun auch die wissenschaftlich fundierte „Landschaftsökologie“, die wie die technische Bodenbiologie an sich nichts anderes ist als eine Ökologie auf breiterer Basis (vgl. GRIMM, 1962). VOÛTE (1965/66) setzt sich ausführlich in einem Aufsatz mit den Begriffsdefinitionen der „Landschaftsökologie“ auseinander und kommt zu der Feststellung, daß die Probleme der Landschaftsökologie zumeist eine Landschaftsplanung umfassen und deshalb die Aufgabe haben, „Lebensgemeinschaften, Populationen oder Landschaftselemente aufrechtzuerhalten oder dauernd zu eliminieren“. Der Autor beschließt seine Darstellung folgendermaßen: „So möchte ich die Landschaftsökologie als die Wissenschaft definieren, welche die Beziehungen von Individuen, Populationen, Lebensgemeinschaften oder Landschaftselementen einerseits behandelt und andererseits die Landschaft unter dem Gesichtspunkt betrachtet, welche Möglichkeiten das Individuum, die Population, die Lebensgemeinschaft, ihre Elemente und/oder die Landschaften haben, sich selbst zu erhalten.“

Nun aber zu der Frage nach den Wesenszügen der Bodenbiologie und zu der Frage, wie kann diese Disziplin „integrierendes Glied“ in der Kette der vorhin

genannten Arbeitsgebiete sein? Um dies verstehen zu können, müssen wir ein klein wenig ausholen.

Intensivierung bodenbiologischer Forschung

Um die Jahrhundertwende sind die Genetik, die Verhaltensforschung und die Ökologie jene drei Forschungsgebiete und Disziplinen, die sich explosionsartig entwickeln. Die Bodenbiologie ist nur ein Teilgebiet der terrestrischen Ökologie und hat damit Anteil an der fortschreitenden Entwicklung der allgemeinen Ökologie.

Auf zwei Wegen kam es zu einer Intensivierung bodenbiologischer Forschung, einmal

- a) durch die Entwicklung der Ökologie überhaupt, zum anderen
- b) dadurch, daß das Begriffspaar „Bodenleben und Bodenfruchtbarkeit“ an Bedeutung gewann.

Beide Arbeitsrichtungen bewirkten in den letzten Jahrzehnten, daß sich die Bodenbiologie als ein Forschungsgebiet mit vornehmlich biologischen Fragestellungen mehr und mehr aus der Position einer Hilfswissenschaft der Bodenkunde herausgelöst hat (BRAUNS, 1958).

Nicht selten sieht man die Bodenbiologie noch als „jungen“ Forschungszweig an. Auf dem mikrobiologischen Sektor reichen die Anfänge der Forschung eigentlich bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. Ein kurzer Blick in die Geschichte der Entwicklung speziell der Bodenzöologie zeigt, daß auch schon vor mehr als 120 Jahren auf die Bedeutung der Tätigkeiten der kleinsten Organismen hingewiesen wurde (G. CHR. EHRENBURG, 1837 und 1854). In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts fanden dann zwei wissenschaftliche Veröffentlichungen größte Beachtung: a) einmal die „Studien über die natürlichen Humusformen und deren Entwicklung auf Vegetation und Boden“ von P. E. MÜLLER (1887) und zuvor b) „Die Bildung der Ackererde durch die Tätigkeit der Würmer mit Beobachtungen über deren Lebensweise“ von keinem Geringeren als CH. DARWIN (1882).

Doch wieder vergingen Jahrzehnte, bis diese grundlegenden Erkenntnisse von Forschern aufgegriffen wurden. Heute hat sich die Bodenbiologie zu einer vollkommen selbständigen wissenschaftlichen Disziplin entwickelt, die in vielen Ländern der Erde intensiv betrieben wird und eigene internationale Kolloquien abhält. — Im September des Jahres 1966 fand beispielsweise ein derartiges internationales Kolloquium in Braunschweig-Völkenrode statt.

Wohl kaum eine Disziplin, die in den letzten Jahrzehnten in den Blickpunkt des allgemeinen Interesses gerückt ist, kann für sich die Möglichkeit der Nutzanwendung ihrer erarbeiteten Forschungsergebnisse für Wirtschaftsvorhaben des Menschen und dgl. stärker in Anspruch nehmen als der aufstrebende Forschungszweig der „angewandten“ oder wie wir heute besser sagen der „technischen“ Bodenbiologie. Freilich spielt neuerdings die Unterscheidung zwischen angewandter (technischer, praktischer, zweckgebundener) und nicht-angewandter (reiner, zweckfreier) Forschung in vielen Ländern keine bedeutende Rolle mehr. Auch bei uns mehren sich die Stimmen, keine Grenzen zwischen zweckgebundener und zweckfreier Forschung mehr zu sehen. „Wohl ist es Aufgabe der angewandten Forschung, Probleme mit der Zielsetzung praktischer Nutzung zu lösen; dabei muß aber die angewandte Forschung ... auch auf Erkenntnissen und Methoden fußen, wie sie der reinen Zoologie ... (beispielsweise) ... zur Verfügung stehen“ (GÖSSWALDT, 1964).

Forschungsrichtungen der Bodenbiologie

Die starke Verflechtung der Bodenbiologie mit der ökologischen Forschung kommt in der ihr eigenen Struktur zum Ausdruck, die deutlich einen dreistöckigen Aufbau erkennen läßt.

1. Die Verbindung zur Grundlagenforschung wird in der technischen Bodenbiologie unter anderem verkörpert durch die viel Zeit und exakte Einarbeitung erfordernde systematische Arbeitsrichtung, denn auf Artdeterminationen (wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade) wird der Bodenbiologe stets angewiesen sein (Abb. 1).

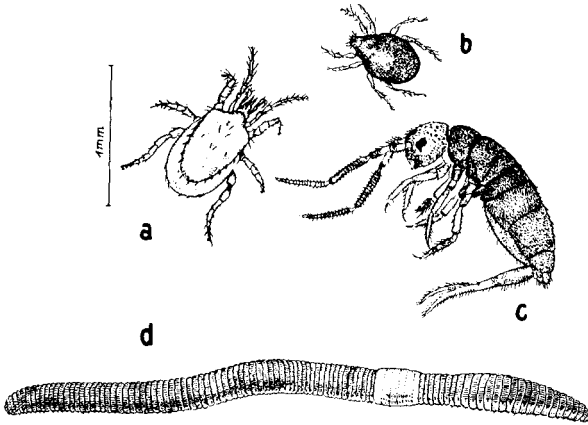


Abb. 1: Ausbildungsformen charakteristischer Bodentiere. a und b: zwei Milbentypen; c: Collembola: *Lepidocyrtus cyaneus* TULLBG., ein Springschwanz mit großer Springgabel am Hinterleibsende; d: *Lumbricus rubellus* HOFFM., wichtigster Streuzersetzer unter den Regenwürmern der Laubholzbestände, aber auch in Komposten nach Abklingen der anfänglich hohen Temperaturen. Das „Clitellum“ (zu den Geschlechtsorganen gehörig) mit seinen verschiedenartigen Drüsen etc. ist in der Farbtönung hell gehalten. **Orig.**, aus BRAUNS (1959).

2. Nicht minder gering sind die Anforderungen in der ökologischen Arbeitsrichtung, gilt es doch, vornehmlich die Beziehungen zwischen verschiedenen Arten (also die interspezifischen Beziehungen), weiterhin die Beziehungen ganzer Organismengesellschaften untereinander und die Auswirkungen des gesamten Bodenlebens auf den Pflanzenverband eines Standortes, daneben die Bedeutung der abiotischen Umweltfaktoren für das biologische Bodengeschehen zu analysieren. Bei den abiotischen Umweltfaktoren sind etwa zu berücksichtigen die Auswirkungen auf das Bodenleben durch die chemischen Verhältnisse im Boden, durch die strukturelle Beschaffenheit des Bodens (etwa Bodenverdichtung und Entwicklung des subterranean Organismenlebens), durch Feuchtigkeits-, Luft-, Licht- und Klimaverhältnisse in den Bodenschichten. In Sonderuntersuchungen (TISCHLER, 1954) hat sich schon gezeigt, daß das Freiland gerade in dieser Forschungsrichtung geeignet ist für die Durchführung von großräumigen, experimentell-ökologischen Arbeiten; freilich wird auf diesem Arbeitssektor die Zusammenarbeit mit benachbarten Disziplinen immer dringlicher (wie schon die Aufzählung der verschiedenen abiotischen Faktoren vermuten läßt).
3. Die dritte Arbeitsrichtung strebt die Möglichkeit zur Verbesserung der Lebensverhältnisse in den Bodenschichten an und damit gleichzeitig Möglichkeiten zu einer Nutzbarmachung der Organismengesellschaften in der Praxis. Wesentliche Aufgabe einer „technischen Bodenbiologie“ bleibt die Sicherung und Erhöhung der Leistungen eines standörtlichen Pflanzenverbandes durch Erhaltung und Intensivierung des biologischen Bodengeschehens.

Nicht selten überschneiden sich die experimentell-ökologischen und die technisch-ökologischen Fragestellungen weitgehend. So müssen etwa die Lebenstätigkeiten und die Leistungen der bodenlebenden Organismen — aus ökologischer Sicht zweifelsohne erforschenswert — aus technisch-ökologischen Erfordernissen heraus im Mittelpunkt aller bodenbiologischen Untersuchungen stehen, nachdem sich beim Nachspüren nach den Ursachen mancher Bodenkrankheiten gezeigt hat, daß vielfach dabei biologische Ursachen vorliegen. So wird unter anderem der mehr oder weniger starke Strukturverfall auf allen unseren Äckern auf das Fehlen der Lebendverbauung der Ackerkrume zurückgeführt, und die Ursache dafür liegt meist in einer mangelhaften Ernährung der Bodenorganismen (vgl. dazu Abb. 2 u. 3).

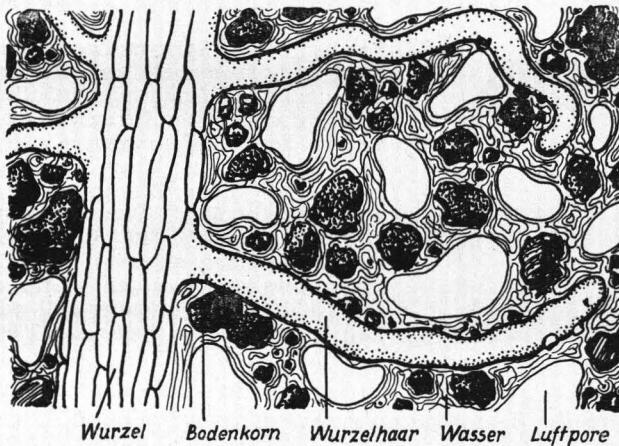


Abb. 2: Strukturmodell des Bodens; schematisch. Gez. nach FABRY/LUTZ (1950) aus WURMBACH (1957).

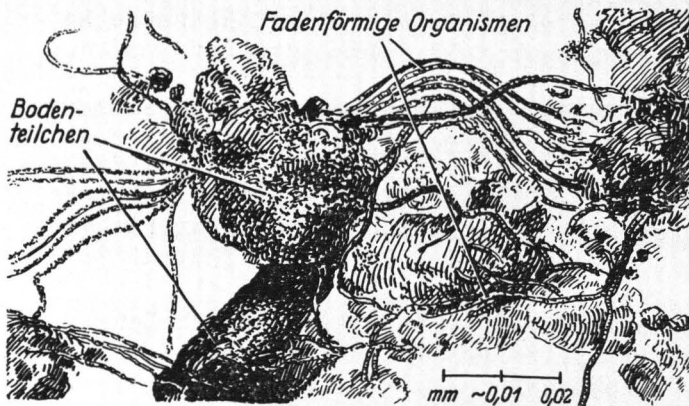


Abb. 3: Lebendverbauung der Ackerkrume durch Organismenfäden. Nach einem Foto aus SEKERA (1951) gez., geringfügig verändert. Aus BRAUNS (1959).

In Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen auf diesem dritten Arbeitssektor, durch gleichzeitige Berücksichtigung der Forschungsergebnisse etwa der Bodenkunde, der Pflanzensoziologie, der Bodenbakteriologie, der Bodenmykologie, der Gelände- und der Bodenklimatologie, der Ertragskunde usw. wird es schließlich zu einer wünschenswerten Ganzheitsforschung kommen, die notwendig erscheint, um grundsätzliche Erkenntnisse der technischen Bodenbiologie für die Praxis so bald als möglich wirksam werden zu lassen. Der sonst vielfach mißbrauchte Begriff „Ganzheit“ kann gerade auf den Boden ohne Bedenken angewendet werden (KÜHNELT, 1953).

Wirtschaftliche Bedeutung der Bodenorganismen

Nach Skizzierung der Forschungsrichtungen der Bodenbiologie ist es naheliegend, zur Frage nach den Einsatzmöglichkeiten einer technischen Bodenbiologie in der industriellen Landschaft zu

kommen, wobei zwangsläufig die wirtschaftliche Bedeutung der Bodenorganismen als wichtigste Untersuchungsaufgabe zunächst angeschnitten werden muß. Im Vordergrund bodenbiologischer Forschung steht heute weniger die zahlenmäßige Erfassung der bodenlebenden Organismen, wie sie bei den anfänglichen Freilandarbeiten in verschiedenen Lebensräumen immer wieder mit großem Eifer durchgeführt wurde, als vielmehr die Erforschung der Leistungen seitens der Organismen zur Erhaltung und Intensivierung des bodenbiologischen Geschehens.

Leistungen der Bodentiere

Einige Angaben allein über die mechanischen Leistungen der Regenwürmer seien hier eingeschaltet. So wurden von FRANZ (1952) in Norddeutschland in Ackerböden bis zu 1 Million Regenwürmer mit einem Gesamtgewicht bis zu 500 kg, in Grünlandböden bis zu 3 Millionen mit einem Gesamtgewicht bis zu 2000 kg und in guten Mischwaldböden weit über 3 Millionen Regenwürmer mit einem Gesamtgewicht bis zu 3000 kg je Hektar ermittelt; die Zahl der zählbaren Regenwurmgänge betrug im Acker im Durchschnitt 284, im Maximum aber 1000 je m². Mit dieser gewaltigen mechanischen Leistung ist eine erhebliche Umarbeitung des Bodens und eine beträchtliche Produktion an „Losung“ verbunden. Ein Schweizer Bodenbiologe sammelte innerhalb eines Jahres auf einem Quadratmeter eines fest gewalzten Rasenplatzes oberflächlich mehr als 8 kg Regenwurmexkremente, das sind 80 t auf 1 Hektar. Außerdem wird Losung auch in den Bodenschichten selbst abgesetzt, die bei dieser Berechnung außer acht bleibt. Bemerkenswert ist übrigens, daß die von einem Regenwurm täglich aufgenommene Nahrung etwa die Hälfte seines Eigengewichtes wiegt (GRAFF, 1952).

Bodenleben und Bodenfruchtbarkeit

Untersuchungen mit der gezielten Fragestellung nach den Leistungen der Bodenorganismen führten nun zur Aufstellung des Begriffspaares „Bodenleben und Bodenfruchtbarkeit“. „Fruchtbarer Boden ist keine tote Masse, sondern ein von ungeheuren Mengen kleiner und kleinster Organismen besiedeltes Substrat. Diese Tatsache hat man lange Zeit hindurch nicht gebührend beachtet, indem man glaubte, mit einer Bodenpflege nach rein chemischen und physikalischen Gesichtspunkten“ ... auszukommen.

„Die chemische Bodenbehandlung bestand zwar überwiegend in der Zufuhr von Pflanzennährstoffen in Form mineralischer Düngemittel, die physikalische Bodenpflege in mechanischer Bearbeitung, wobei in steigendem Maße schwere und schwerste Bodenbearbeitungsgeräte mit motorischer Zugkraft angewendet wurden. Dazu kam eine auf „Ertragspflanzen“ ausgerichtete, meist völlig ungesunde Fruchtfolge. Die Schäden einer derart einseitigen Bodenpflege und -nutzung sind dort, wo sie durch Jahrzehnte geübt wurde, heute bereits unzweideutig sichtbar. Trotz steigender Handelsdüngergaben und wachsender Aufwendungen für mechanische Bodenbearbeitung gehen in zahlreichen Intensivbetrieben die Hektarerträge zurück, oft in solchem Ausmaße, daß dadurch die Rentabilität des gesamten Betriebes in Frage gestellt wird. Den Hinweis auf die tiefere Ursache der vielfach katastrophalen Umfang annehmenden Ertragsausfälle gibt die Untersuchung des biologischen Bodenzustandes“.

„In fruchtbarer Erde finden sich schon in einem Gramm zwischen 100 Millionen und an 1 1/2 Milliarden Bakterien, mehrere Millionen Pilzsporen, Hunderttausende von Pilz- und in den oberen Bodenschichten auch Algenfragmenten, bis über 1 Million Strahlenpilzzellen und Zehntausende einzelliger Tiere (Protozoen). Die Zahl der größeren Bodentiere ist geringer, aber angesichts ihrer bedeutenden Größe und Leistungsfähigkeit nicht weniger bemerkenswert“ (FRANZ, 1949); vgl. dazu Abb. 4.

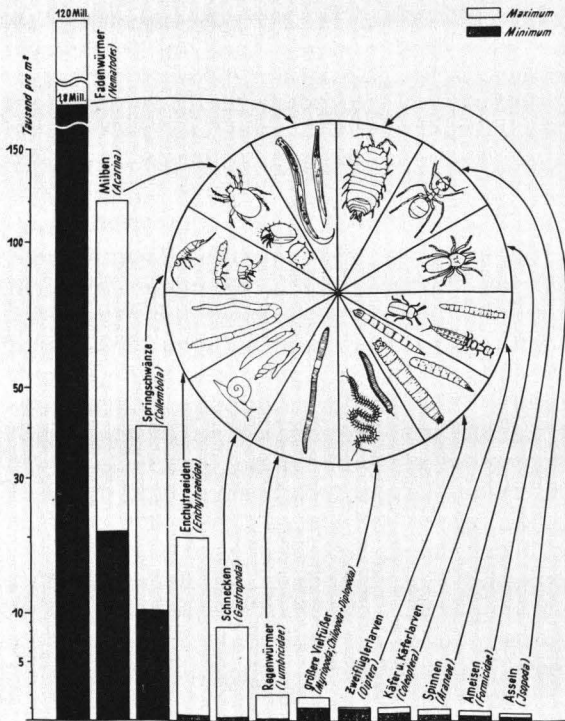


Abb. 4: Besatzdichte eines europäischen Wiesenbodens auf einem Quadratmeter bis zu einer Tiefe von etwa 30 cm. Gez. nach einem Diagramm von KEVAN (1965) auf Grund der Schätzungen von MACFADYEN (1957) und STÖCKLI (1946); geringfügig verändert. Die Skizzen der Tiere sind nicht maßstabsgerecht gezeichnet. Aus BRAUNS (1967).

Freilich ist zu bedenken, daß die zunächst feststellbare größere Besiedlungsdichte eines fruchtbaren Bodens mit Organismen noch nicht den Zusammenhang beweist zwischen der Besatzdichte etwa mit tierischen Gesellschaften und einer damit bedingten Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit. Erst dann läßt sich darüber etwas aussagen, wenn sich zwischen der Tätigkeit der zahlreichen Lebewesen und der Entstehung und Erhaltung wertvoller Bodeneigenschaften eine Beziehung auffinden läßt (BRAUNS, 1955).

Es ließ sich nunmehr tatsächlich nachweisen, daß die Bodentiere, selbst die kleinen Formen, durch ihre Tätigkeit zu einer Lockerung in den Bodenschichten beitragen; die lockere Bodenstruktur ist aber für ein gutes Pflanzenwachstum förderlich. Andererseits besorgen die Bodenorganismen eine „Lebendverbauung“ der Bodenkruken und wirken damit der „Mikro-Erosion“ des Wassers in den Bodenschichten entgegen. Schließlich sind die Kleintiere Produzenten sogenannter humoser Lösungen (vgl. Abb. 5 u. 6). Selbst winzige Tiere spielen hierbei eine beachtenswerte Rolle. Bei der Humusbildung leisten aber die Tiere vielfach wesentliche Vorarbeit (BRAUNS, 1954; FRANZ, 1951). Die Bedeutung des Durchganges von pflanzlichen Resten durch den tierischen Darmkanal liegt unter anderem in der Zerkleinerung der abgeworfenen Pflanzenteile, in der Förderung des Zelluloseaufschlusses, in der Durchsetzung der Losung mit Bakterien usw. Ohne näher auf die Humusbildung im Boden einzugehen, möchte ich nur herausstellen, daß eine gesunde Bodenfauna zu einer guten Humusdurchsetzung des Bodens und damit zu einer guten „Bodengare“ führt, die auf den landwirtschaftlichen Anbauflächen das Sinken der Erträge oder in den forstlichen Beständen den Zuwachsverlust verhindert. Einschränkung muß nur gesagt werden, daß nicht alle Humusformen bodenverbessernd wirken; es lassen sich auch verschiedene Humusqualitäten unterscheiden.

Betrachten wir etwa die Humufizierung des Fallaubes, so lassen sich die Verhältnisse entsprechend den vielseitigen Standortgegebenheiten freilich nicht verallgemeinern, aber wir können durchaus eindeutige „Phasen“ beobachten, die

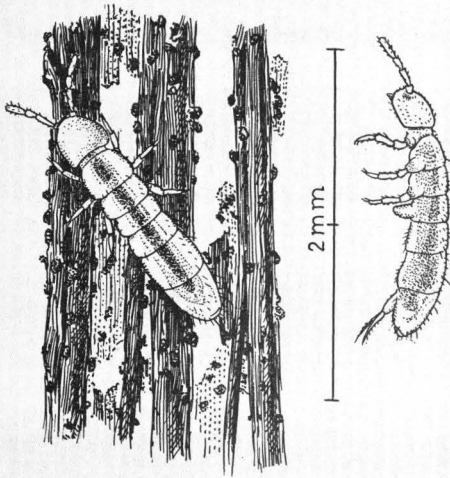


Abb. 5: Typische Springschwanzform (Collembola) aus gut humifiziertem Stroh; gez. nach einem Farbbild und nach Material des Inst. für Humuswirtschaft der FAL Braunschweig-Völkenrode. **Orig.,** aus BRAUNS (1959).

wiederm durch das Auftreten verschiedener tierischer Charakterformen gekennzeichnet sind: In der Oberschicht (in der sogenannten Förna), wo Primärzersetzer aufzufinden sind, in der Mullstufe (in der Fi-Schicht), in der erstmals „Sekundärzersetzer“ (= Zweit- oder Folgezersetzer) auftreten, und schließlich in der H-Schicht, in der eine Vermischung der organischen und anorganischen Substanzen stattfindet (Abb. 7). Dabei wurde mehrfach aufgefunden, daß die bodenbiologische Bedeutung mancher Erstzersetzer vornehmlich in der Produktion der andernorts genannten humosen Exkremente liegt, die selbst bei unvollkommenem Abbau im feuchten Bereich tieferer Schichten anlässlich von Wanderungen abgesetzt und dann den Zweitzsetzern wiederum als Nahrungsgrundlage dienen und von anderen Formen schließlich mit Erde zu dem Ton-Humus-Komplex umgesetzt werden.

„In vegetationsreichen Lebensräumen ... — also in unseren forstwirtschaftlichen Beständen mit ihrer starken Strukturierung während der Vegetationszeit (Abb. 8) — ... gelangt alljährlich eine außerordentlich große Menge abgestorbener Pflanzensubstanz auf die Bodenoberfläche. Würden sich diese Stoffe anhäufen, so käme es zu einem baldigen Abschluß des Bodens von der Atmosphäre, und die ursprüngliche Vegetation des Standortes würde erstickt“ (THIELE, 1964). Um nur wenige Zahlen zu nennen, sei folgendes angegeben: Die jährlich fallende Streumenge in Fichten- und Kiefernbeständen wird auf etwa 15 bis 30 dz/ha, in Laubmischbeständen auf 40 dz/ha und mehr geschätzt.

Die Bodentiere sind nun am Prozeß der Umformung der anfallenden Streu in den Beständen in Humus erheblich beteiligt. Offenbar wird die Streu durch größere Tierarten primär verzehrt und dadurch mikrobiell auch wenig aufgeschlossene Pflanzensubstanz angegriffen.

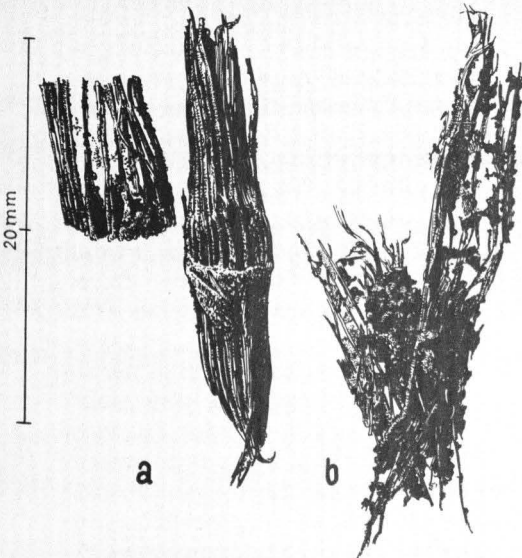
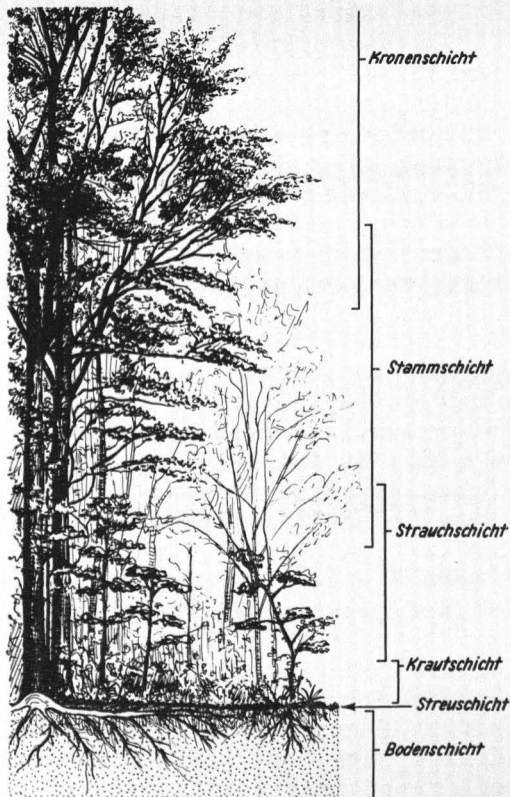


Abb. 6: Fraßspuren an Mulchmaterialien. a: gut humifizierte Strohteile mit Fraßzeichen von Springschwänzen (Collembola); tiefe Fraßrillen an den Stengelgliedern (Internodien). b: desgleichen von Trauermückenlarven (Sciaridae); typisch hier die zusammengeballten Losungspartikelchen in der Mitte des Bildes. **Orig.,** gez. nach BRAUNS (1959).



Abb. 7: Blick auf die Vermoderungsschicht (F-Schicht) eines 40jährigen Buchenstangenholzes, gekennzeichnet durch lange Pilzfäden und teilweise erfolgte Verarbeitung der Fallaubblätter. Oberhalb der F-Schicht die vorjährige Fallaublage („Förna“ genannt), unterhalb der F-Schicht der Humushorizont oder die H-Schicht. **Orig.**, gez. nach BRAUNS (1955).



Über den Vorgang der Humusbildung sei nur so viel nachgetragen, daß in dieser Richtung noch manche Fragen offen sind — es ist zur Zeit ein geradezu stürmisches Anwachsen der Ergebnisse zu verzeichnen: die russische Autorin KONONOWA (1958) stützt ihre Monographie über die Probleme der Humusforschung auf über 400 russische Veröffentlichungen und insgesamt auf über 700 Arbeiten anderer Autoren; SCHEFFER und ULRICH (1960) bringen allein 1400 bibliographische Angaben; KLOKE (1963) behandelt den Fragenkomplex, wie weit die Humusstoffe des Bodens als Wachstumsfaktoren anerkannt werden können und führt dazu über 220 Zeitschriften-Aufsätze und Lehrbücher an. Schon über den Begriff des Humus gehen die

Meinungen auseinander. Vielleicht sei soviel über den Humus gesagt: „Die Nährfunktionen des Humus liegen nicht in einer direkten Verfügbarkeit von Humusbestandteilen für die Pflanze als vielmehr in dem Einfluß des Humus auf die Aufnahme von mineralischen Nährstoffen aus dem Boden“ (SCHEFFER/ULRICH).

Und wenn wir nun noch einmal kurz zurückblenden zu den vorhin schon genannten Streuzersettern, so läßt sich immerhin folgendes festhalten:

1. In der Losung der Erstzersetzer, in der das Streumaterial zerkleinert zum Teil noch vorhanden ist, wird das Wasserbindungsvermögen erhöht.
2. Das zerkleinerte Material ist angreifbar für Sekundärzersetzer.

Abb. 8: Vegetationsschichtung in einem mitteleuropäischen Laubholzbestande zur Sommerzeit; es sind die Bezirke vertikaler Differenzierung aufgezeichnet. In diesem Biotop-Aufriß konnten die verschiedenen Strukturschichten nicht maßstabsgerecht abgegrenzt werden. **Orig.**, gez. nach BRAUNS (1967).

3. Die Losung beider Gruppen bietet vor allem den Bakterien etc. eine besonders günstige Entwicklungsmöglichkeit.

Fehlt nun irgendeiner der günstigen Faktoren, die sonst eine hohe Bevölkerungsdichte in den Bodenschichten bewirken, die gleichmäßige Feuchtigkeit, der Sauerstoff etc. oder ist der Boden zu kalt, so können die organischen Substanzen durch die Bodenorganismen nicht schnell genug verarbeitet werden. Es kann dazu kommen, daß sich ungünstige Rohhumuslagen in Waldbeständen anhäufen, die nach starker Austrocknung leicht unbenetzbar sind und dann das Wasser oberflächlich abfließen lassen. Vorbedingung für die Erreichung eines Wasserausgleiches (zwischen zu starker und zu geringer Wasserführung der Quellen und Wasserläufe) ist aber die Sorge dafür, daß möglichst viel von dem Niederschlagswasser in den Boden eindringt, von diesem, soweit es die Pflanzen nicht produktiv verbrauchen, einige Zeit gespeichert wird, um dann den langsamen Weg über das Grundwasser zu nehmen. Und gerade die Kulturen der landwirtschaftlichen Nutzungsflächen wie auch die forstlichen Bestände stehen in einem engen Verhältnis zum Grundwasser.

Bodenbiologie und Wirtschaftsbereiche der Bodenkultur

Infolge der wesentlich längeren Umtriebszeiten in der Forstwirtschaft gegenüber jenen auf landwirtschaftlichen Nutzungsflächen ist es überhaupt von Bedeutung, an den Problemstellungen in den forstlichen Beständen von bodenbiologischer Seite aus nicht mehr achtlos vorüberzugehen. So lassen der Waldbau und die Bodenbiologie viele gemeinsame Forschungsaufgaben erkennen, denn die bodenbiologische Disziplin hat sich wie der ökologisch fundierte Waldbau mit den bestimmenden Faktoren des Raumes — Boden, Klima und Wasser — auf ökologisch-ganzheitlicher Grundlage auseinanderzusetzen. Ob es sich bei den waldbaulichen Maßnahmen um solche zur Sanierung der Böden (etwa durch Wald-Feldbau) oder durch maschinelle Bodenbearbeitung (auch das bewerkstelligt man heutzutage in unseren Waldbeständen) usw. handelt, oder ob die standortgemäße Holzartenwahl oder vielleicht die Einführung fremdländischer Holzarten zur Diskussion stehen, so bleibt wesentlich, daß die bodenbiologische Forschung stärker denn je an der Lösung dieser immer komplexer werdenden Fragestellungen beteiligt sein muß.

Während nun aber die bodenbiologischen Untersuchungen im Wirtschaftswald infolge der längeren Umtriebszeiten noch am ehesten von Erfolgen begleitet waren und die wirtschaftliche Bedeutung der im Boden wohnenden Organismen deutlich dokumentiert werden konnte, sind die Forschungen im Feldbau und im Gemüse-, Obst- und Gartenbau erst in der Entwicklungsphase. Aber schon bei der Erörterung der Bedeutung bodenbiologischer Forschungsergebnisse kann gezeigt werden — wenn etwa die Einflußnahme angestrebter standortsgemäßer Wirtschaftsführung auf die wasserwirtschaftlichen Belange zur Untersuchung ansteht — daß sich wissenschaftliche Feststellungen in einem Wirtschaftszweig auf die Verhältnisse eines anderen Wirtschaftssektors auszuwirken vermögen.

Diese Tatsache tritt noch stärker in Erscheinung, wenn der Schutz der Bestände oder Kulturen gegen schädliche Einflüsse durch Schadinsekten im Vordergrund steht; man glaubt doch schon Anzeichen dafür auffinden zu können, daß bei den Massenvermehrungen schädigender Insektenarten dem Zustand des Standortes, der sich wiederum auf die Wirtspflanzen hinsichtlich ihrer Empfänglichkeit für

Erkrankungen jeglicher Art auszuwirken vermag, eine entscheidende Rolle zukommt (vgl. SCHWENKE, 1960 und 1962).

Produktionsbiologische Bedeutung der Bodenorganismen

Neuerdings wird schließlich ein neuer Begriff bei der Diskussion um den Fragenkomplex der wirtschaftlichen Bedeutung der Bodenorganismen in den Vordergrund gerückt; es ist dies der Begriff der „produktionsbiologischen Bedeutung“. Damit soll zweifellos die Verflechtung zwischen dem organismischen Bodengeschehen und dem wirtschaftlichen Bodenertrag deutlicher herausgestellt werden als mit der allgemeinen Formulierung einer „Steigerung der Bodenfruchtbarkeit“. In vielen, modernen Darstellungen findet sich direkt ein Abschnitt über die Grundfragen der Produktionsbiologie, weil die Lebensgemeinschaftsforschung zur Charakterisierung des biologischen Geschehens in einem natürlichen Lebensraum unwillkürlich auch nach der Produktivität an Biomasse im Lebensraum fragt, um die Gesetzmäßigkeiten vollends erfassen zu können.

Daß die Formulierung, was unter „Produktion“ dabei verstanden werden soll, durchaus nicht leicht zu geben ist, darauf weist schon THIENEMANN (1956) hin, der in einer ausgezeichneten Skizze „vom Gesamthaushalt der Natur“ auch auf die Definitionen in der Volkswirtschaftslehre zurückgreift. GUTENBERG (1957) zeigt andererseits in seiner umfangreichen Buchveröffentlichung, daß gleichfalls die Betriebswirtschaftslehre sich des „Phänomens der Produktion“ bemächtigt hat. Daß aber trotzdem der Begriff der Produktion in der Volks- wie in der Betriebswirtschaftslehre noch Gegenstand neuerer Erörterungen bleibt, geht aus der Untersuchung von DLUGOS (1961) hervor, wobei die Frage im Vordergrund steht, ob die landwirtschaftliche und die industrielle Produktion einen Gegensatz zueinander bilden oder anders ausgedrückt: ist die Übertragung des Bodenertragsgesetzes auf die industrielle Produktion möglich? Es würde zu weit führen, Einzelheiten dieser Darlegungen hier aufzuführen; es soll damit nur angedeutet werden, daß letztlich die Diskussion um diese Fragen noch im vollen Gange ist.

Vordringliche Einsatzmöglichkeiten einer „technischen“ Bodenbiologie

Die dringlich notwendige Inangriffnahme von bodenbiologischen Untersuchungen, mit- hin vordringliche Einsatzmöglichkeiten einer technischen Bodenbiologie, die bodenertragliche Auswirkungen schon heute vermuten lassen oder die im Zuge der modernen Wirtschaftsführung notwendig erscheinen, dürfte nunmehr zu erläutern sein. Einmal geht es überhaupt um die

Verbesserung unserer Wirtschaftsböden

In seiner experimentellen Ökologie des Kulturpflanzenbaus sagt BARNER (1965): „Ein zu lange Zeit und zu einseitig mit Kulturpflanzen angebauter Boden kann »ermüden« oder sogenannte Bodendegradierungserscheinungen aufweisen. Es können Bodenmangelerscheinungen der verschiedensten Art auftreten, etwa physikalisch-mechanischer Art, z. B. wenn im Laufe der Zeit sich der Boden zu stark verdichtet ... und damit empfindlich den Boden-Lufthaushalt drosselt und die Wurzelatmung unterbindet. Oder nährstoffphysiologisch-chemischer Art, z. B. wenn ein bestimmter Nährstoffvorrat in ein Minimum gerät und damit die Existenz der angebauten Pflanzen gefährdet. Dies kann u. a. bereits durch die Verminderung eines Spurenelements im Boden hervorgerufen werden, dessen Abnahme im Boden zum entscheidenden Anbauhindernis werden kann. Die Mangelerscheinung kann auch bodenbiologischer Art sein, wenn die Bodenorganismen im Boden verschwinden oder in ihrer Vitalität so herabgesetzt sind, daß sie die ihnen zukommenden Funktionen nicht mehr ausüben können. — Mit diesen wenigen

Andeutungen soll nur soviel gesagt werden, daß das Feld der bodenkundlichen Forschung für die Bearbeitung experimentell-ökologischer Probleme im Kulturpflanzenanbau so vielseitig und vielschichtig ist, daß viele experimentell-ökologische Pflanzenbauprobleme ohne bodenkundliche Spezialarbeit überhaupt nicht gelöst werden können."

Aber nicht allein bodenkundliche Spezialarbeit, sondern gerade auch **bodenbiologische Spezialarbeit** dürfte in dieser Hinsicht erforderlich sein, um die experimentell-ökologische Forschung im Kulturpflanzenbau voranzubringen; von den bei BARNER genannten Hauptanwendungsgebieten der experimentell-ökologischen Forschung interessieren den Bodenbiologen insonderheit etwa die Kulturtechnik, die Meliorationen, „die heute lebensnotwendig gewordene Wasserhaushaltsforschung“ und schließlich der Pflanzenschutz.

Bodenbiologie und Phytomedizin

Daß sich die Interessenssphären der technischen Bodenbiologie und des Pflanzenschutzes berühren, geht aus der Zahl der Veröffentlichungen in den vergangenen Jahren hervor, die dieses Thema aufgegriffen haben.

Für die Beziehungen der ökologisch-fundierten praktischen Bodenbiologie mit der Phytomedizin lassen sich vielerlei maßgebliche Gründe aufzeigen, die stichwortartig folgen mögen: 1. Mitglieder der Lebensgemeinschaft — unter ihnen manche Schadinsekten — durchlaufen in den Bodenschichten das Entwicklungsstadium der Verpuppung oder suchen bodennahe Areale zur Überdauerung ungünstiger Jahreszeiten auf. 2. Bei der Förderung unserer Kenntnisse über den gesamten Vertilgerkreis der Schadinsekten (BRAUNS, 1953 a) und bei der Erweiterung ökologischer Untersuchungen auf die wirtschaftlich kaum beachtenswerten Insektenarten (BRAUNS, 1953 b) wird zweifellos die Grundlagenforschung der biologischen Schädlingsbekämpfung, von der die Praxis nicht in kürzester Zeit umwälzende Ergebnisse erwarten darf, deren Intensivierung aber von maßgebender Seite immer wieder angeraten wird, durch die bodenbiologischen Forschungen weitestgehende Unterstützung finden. 3. Schließlich ist auch hier wieder auf den Zusammenhang zwischen Bodenzustand und Befallsdisposition für Erkrankungen jeglicher Art zu verweisen (siehe Seite 43 unten).

Einschneidend für das ökologische Verknüpfungsgefüge in einem Lebensraum wirken sich jene Maßnahmen aus, die durch die chemischen Bekämpfungsmethoden hervorgerufen werden. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß durch den Siegeszug der Insektizide neue und außerordentlich schwerwiegende Probleme im Laufe der Zeit aufgetreten sind. Es kann hier nicht der Ort sein, auf die etwaigen Gefahren hinzuweisen, die bei unüberlegter und großflächiger Anwendung der Insektizide entstehen können; die Erkenntnis dieser Gefahren ist weit verbreitet. SOLOMON(1953) betont etwa, daß wir zweifelsohne auf Insektizide niemals werden verzichten können, daß aber selektive Mittel und überlegtere Anwendung uns behilflich sein können, das ökologische Beziehungsgefüge, in das wir eingreifen, in unserem Sinne dauerhafter zu beeinflussen.

Es ist mithin durchaus nicht abwegig, besonderes Augenmerk den Mitteln zur chemischen Bekämpfung der im Boden lebenden Schädlinge zuzuwenden, da gleichzeitig ein Eingriff in das früher schon zitierte biologische Beziehungsgefüge „Bodenleben und Bodenfruchtbarkeit“ und in alle damit verzahnten Geschehnisse erfolgen kann.

Auch die biologischen Auswirkungen der **Bodenbegiftung**, die gegen Unkräuter angewendet wird, gehören in den bodenbiologischen Interessenbereich.

RAPOPORT und CANGIOLI (1963) schließen aus ihren Versuchen mit handelsüblichen Unkrautvertilgerpräparaten bei einer Probeentnahme nach 6 Tagen bzw. 4 Monaten nach der Behandlung, daß „die absolute Besatzdichte der bodenbewohnenden Klein-Arthropoden nicht nennenswert . . .“ beeinflusst wird. Es dürften jedoch auch hier langfristige Untersuchungen bei unterschiedlichen Witterungsbedingungen noch einmal erforderlich sein. Trotz einer ebenfalls anfänglich harmlos erscheinenden Wirkung von Pflanzenschutzmitteln auf die Bodenorganismen ist aber gleichzeitig auf die eventuell auftretende „Umschichtung des Formenspektrums“ aufmerksam zu machen (KARG, 1966). Vor allem gilt es, nähere Einzelheiten über die Nebenwirkungen von Pflanzenschutzmitteln auf die Bodenfauna zu erarbeiten; diese sind nur zu bekommen, wenn die Auswirkungen der verschiedenen Mittel (insbesondere die der modernen Bodeninsektizide) bei großflächiger Anwendung und über längere Zeitspannen (mehrere Jahre) hinweg untersucht werden.

Erarbeitung neuer Kompostierungs-Verfahren

Weitere Einsatzmöglichkeiten für einen bodenbiologischen Techniker dürften gegeben sein bei der Erarbeitung neuer Kompostierungsverfahren, auch bei der neuerdings sehr aktuellen Kompostfabrikation aus städtischen und industriellen Abfällen (PFEIFFER, 1957).

Interessant sind in diesem Zusammenhange die Untersuchungen von GRAFF (1964) im Institut für Humuswirtschaft der Forschungsanstalt für Landwirtschaft in Braunschweig-Völkenrode über die Bodenfauna im Ackerboden. Als neuere Frage stellte sich in der landwirtschaftlichen Praxis immer häufiger das Problem, „ob man mit bloßem Stroh nicht in ähnlicher Weise wie mit Stallmist eine ausreichende Versorgung des Bodens mit organischer Substanz erreichen könne. Veranlaßt wurde diese Fragestellung — wie GRAFF herausstellt — „beim Übergang einzelner Betriebe zu viehloser bzw. viehschwacher Wirtschaftsweise“. Ein weiteres Problem entstand durch die Forderung nach einer landwirtschaftlichen Nutzung der Siedlungsabfälle größerer Gemeinden . . . GRAFF beobachtete vor allem die Regenwurmaktivität unter diesen Bedeckungsmitteln, zu denen auch noch die Verwendung von überschüssigem Grünblatt als Dünger kam. Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können, sei nur als Ergebnis der Bodendeckungsversuche herausgestellt: Die Bedeckung des Bodens veranlaßt die Ackerregwürmer zur Ablage ihrer Losung an der Bodenoberfläche in höherem Maße als es auf unbedecktem Boden der Fall ist. Die Regenwürmer legen gern ihre Losung an der Oberfläche ab — offenbar weil sie mit ausgeschiedenen Stoffen nicht wieder in Berührung kommen wollen. Auf unbewachsenen Ackerflächen ist die oberflächliche Losungsabgabe gering, weil die Regenwürmer instinktiv das Licht meiden. Die Anwendung von Stadtmüll auf dem Ackerboden ist natürlich zunächst als Ersatz für Wirtschaftsdünger gedacht.

Bezüglich der Wurmexkremeute sei noch nachzutragen, daß schon in den fünfziger Jahren bei der Wurmlosung festgestellt wurde: sie hat „eine meßbar höhere Festigkeit gegenüber Wasser als künstlich geformte Krümel aus demselben Bodenmaterial“.

Als Gesamtergebnis der Untersuchungen zeigte sich, daß mit Hilfe von Bedeckungen eine starke Aktivierung des Bodenlebens erreicht werden kann, und schon allein diese Tatsache sollte — wie GRAFF sehr richtig betont — bei Meliorierungsvorhaben nicht außer acht gelassen werden.

Bodenbonitierung

Als letztes Beispiel der vordringlichen Einsatzmöglichkeiten einer praktischen Bodenbiologie könnte vielleicht die Frage der Bodenbonitierung genannt werden. Schon im Jahre 1944 erläutert FRANZ die Bedeutung der Kleintiere als Anzeiger des Bodenchemismus.

„Man weiß seit langem, daß es Pflanzen gibt, die nur auf Boden mit einem bestimmten Kalkgehalt zu leben vermögen, und daß auch die an Natriumsalzen, besonders Soda, angereicherten sogenannten Salzböden eine ihnen eigentümliche Halophytenvegetation aufweisen. Diese Erscheinung ist so ausgeprägt, daß man von kalkanzeigenden und salzbodenanzeigenden Pflanzen sprechen kann*). Wesentlich weniger ist bekannt, daß ähnliche Erscheinungen auch in der Kleintierwelt des Bodens zu beobachten sind. Mindestens die Sodaböden weisen eine so eigenartige und so streng an einen bestimmten Bodenchemismus gebundene Fauna auf, daß auf Grund des Vorhandenseins bestimmter Landformen auf einen ganz bestimmten Chemismus des betreffenden Bodens geschlossen werden kann.“

Daß es jedoch möglich ist, durch quantitative bodenzologische Untersuchungen bei Erfassung nur der wichtigsten Bodentiergruppen gewisse Aussagen insgesamt über die Güte von Grünland-, Alm- und Ackerböden zu machen, nicht allein über den Chemismus des Bodens stellt FRANZ (1949) in einer späteren Arbeit unter Beweis. „Die Aufdeckung der Ursachen der in einzelnen Fällen aufgetretenen Differenzen führt zur Erkenntnis, daß die biologische Bodenuntersuchung die Bodenbewertung nach gebräuchlichen Methoden in wertvoller Weise zu ergänzen vermag, indem sie exakte Aufschlüsse über klimatische und andere standortlich bedingte Bewertungsfaktoren gibt, die man auf anderem Wege nur gefühlsmäßig einzuschätzen vermag.“

Fraglich ist bei der biologischen Bodenanalyse zur Bodenbewertung eigentlich nur, ob dafür die Bearbeitung einer einzigen Tiergruppe einmal ausreichen würde. Es scheint so, wie wenn dies nicht der Fall sein könnte. Eine Diskussion ist darüber entstanden, welche Tiergruppen sich besonders für bodendiagnostische Zwecke eignen. Der russische Bodenbiologe GHILAROV (1965) gibt eine gut fundierte Übersicht über die zoologischen Methoden einer derartigen Bodendiagnose.

Wie notwendig eine wissenschaftlich fundierte Bonitierung als Voraussetzung für Verbesserungseingriffe sein kann, zeigen entsprechende Untersuchungen von ALGHISI und anderen (1963). Diese italienischen Forscher untersuchten die biologischen Gegebenheiten (einschließlich der bodenkundlichen und bodenklimatischen Verhältnisse) auf einer 1900 m ü. d. M. gelegenen, degradierten Weide in den Ostalpen. Erst nach Erarbeitung der Untersuchungsergebnisse seitens der Vertreter der verschiede-

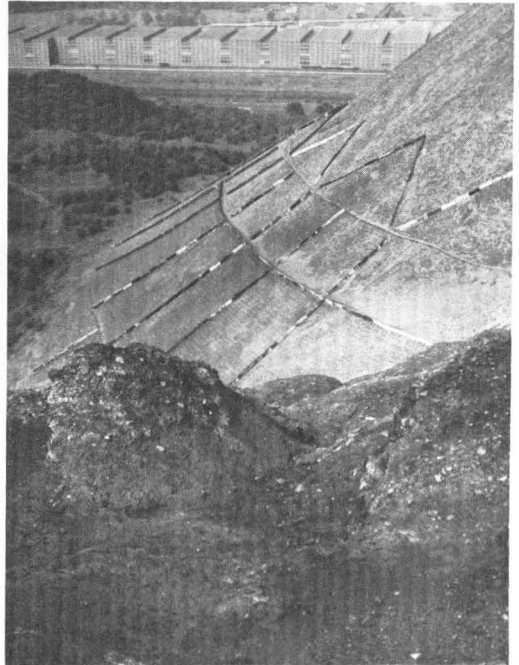


Abb. 9: Blick auf die Nordwestflanke eines Haldenkegels nach dem Bau der Faschinen und auch kurz nach der Einpflanzung mit Robinien. Foto: Obering. ALTPETER in RÖCHLINGSCHE Eisen- und Stahlwerke Völklingen an der Saar.

*) Manche Freilandbiologen halten die Vegetation übrigens nicht für einen „einwandfreien“ Indikator, da ihrer Meinung nach die Pflanzen erst bei einem gewissen „Schwellenwert“ reagieren.

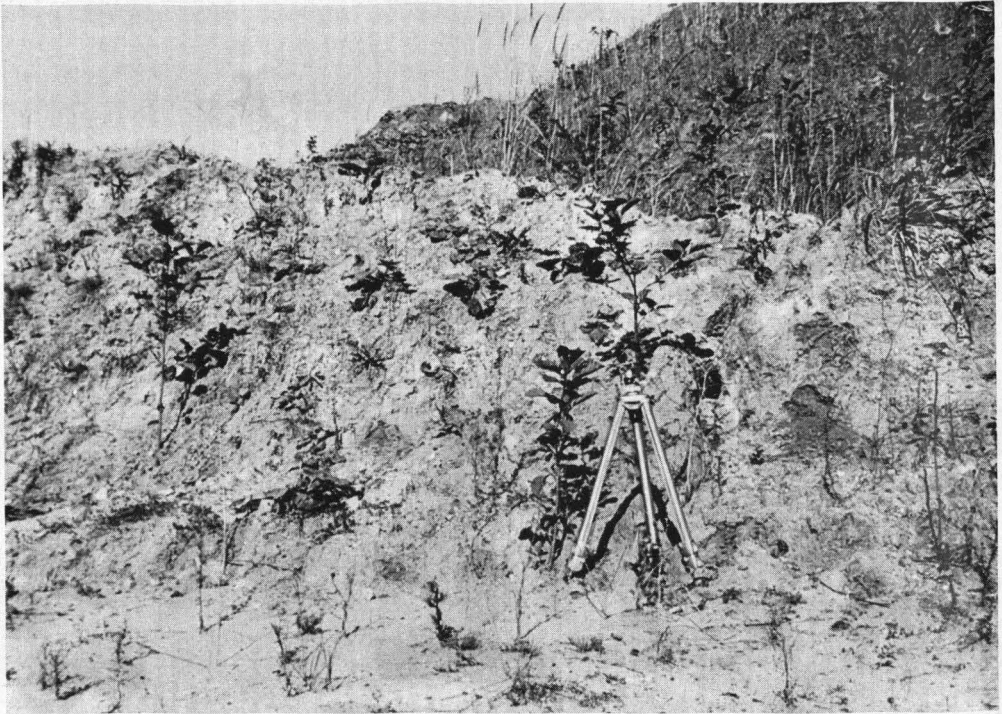


Abb. 10: Rekultivierungsmaßnahmen auf Kipphalden der Braunschweigischen Kohlenbergwerke Helmstedt/Schöningen. Bepflanzung mit Robinie und Roterle im Frühjahr 1965. Foto: 22. Sept. 1965. **Orig.** Fotostativ = Maßstab.

nen Disziplinen (Agrarentomologie, Agrarmikrobiologie, Bodenbiologie, Bodenchemie, Pflanzenpathologie und Waldbau) konnten die Möglichkeiten analysiert werden, wie eine agronomisch vollwertige Weide (etwa mit Trittfestigkeit, Bißfestigkeit und Grünfütterwert der Weidpflanzen) wiederhergestellt und erhalten werden kann oder ob sogar anzuraten ist, sie eventuell wieder in einen Waldbestand umzuwandeln.

Landschaftsökologie — Landschaftsschutz

In unmittelbarer Bezogenheit zu den anfangs skizzierten Problemen des Verlustes an naturnaher Landschaft in der industriellen Umwelt können wir unsere Betrachtungen über die Aufgaben eines aufstrebenden Forschungszweiges nochmals auf die Landschaftsökologie richten: Ich hatte schon erwähnt, daß die Bodenbiologie als ökologisch fundierte Wissenschaft ein Pfeiler der Landschaftsökologie ist und damit im Rahmen des Landschaftsschutzes zu wesentlichen Aufgaben kommt. Daß die praktische Bodenbiologie wie die Landschaftsökologie ein „integrierendes Glied“ in der Kette jener Arbeitsgebiete ist, welche bei dem Auffinden von Entwicklungsmöglichkeiten in wenig erschlossenen und geographisch kaum bearbeiteten Landschaftsgebieten zusammenarbeiten müssen, zeigen die mannigfachen Untersuchungen in Entwicklungsländern. So zeigt BORCHERT (1963) in einer umfassenden, ursprünglich geographischen Studie über Südost-Angola, daß bei der Ermittlung der Bodenfruchtbarkeit und der damit angeschnittenen Frage nach den Möglichkeiten der Bodennutzung für agrarwirtschaftliche Planungen hydrographische, bodenkundliche, morphologische und vegetationskundliche Unter-



Abb. 11: Blick auf eine andere Kipphalde; links: Bepflanzung Frühjahr 1962, rechts: Bepflanzung Frühjahr 1960. — Böschungshöhe 29,7 m; Neigungswinkel: 35 bis 37°; Hanglänge: 50 m. Im Vordergrund des Bildes: Pappeln. Foto: 22. Sept. 1965. **Orig.**

suchungen die Grundlage bilden für Aussagen über den Wasserhaushalt, die Landschaftsgenese, die Landschaftsökologie und die Entwicklungsmöglichkeit. Es fehlen freilich ausgesprochene bodenbiologische Beobachtungen, die gerade in den Tropen gleichfalls fest fundierte Grundlagen zu liefern und bezüglich der Bodenbonitierung gute Stützen zu geben vermögen. Hier ist also ein aussichtsreicher Ansatzpunkt für die praktische Bodenbiologie in großräumigen Landschaftsgebieten. Damit kann die bodenbiologische Forschung die landschaftsökologische Aussagekraft in großräumigen Gebieten weitgehend unterstützen.

Bodenbiologie und Rekultivierungsmaßnahmen von Halden und Kippen

Die Bodenbiologie als ökologisch fundierte Wissenschaft, als ein Pfeiler der Landschaftsökologie, kommt aber auch im Rahmen des Landschaftsschutzes im heimischen Gebiet zu wesentlichen Aufgaben. Als Beispiel sei die Aufforstung von Halden in industriellen Zentren angeführt (vgl. dazu die Abb. 9 bis 12).

Bekannt sind etwa die Halden-Rekultivierungen der RÖCHLINGschen Eisen- und Stahlwerke in Völklingen an der Saar — der Zweck einer Begründung ist weniger „eine Nutzholzgewinnung, sondern in der Hauptsache eine Befestigung der lockeren Halden und damit eine Beseitigung der Staubgefahren“ (ALTPETER, 1964). Im Gegensatz zu Grubenhalden, wo geeignete Baumarten schnell Fuß fassen, bestehen die Halden im Saarland in der Hauptsache aus ausgebrannter Kesselasche und Hochofenschlacke, so daß ein Mangel an Humusboden vorherrscht; so wurde in Völklingen jeder Pflanze eine Schaufel Humuserde — Muttererde aus alten Robinienbeständen mit Wurzelbakterien — beigegeben. Als Pionierpflanzen wurden Ray-Gräser und Malva ausgesät, „um den Boden für spätere



Abb. 12: Aufforstung der Kippalden bei Esbeck (Helmstedt) über ein Runkelrübenfeld hinweg gesehen. Foto: 10. Okt. 1965. **Orig.**

Baumpflanzungen vorzubereiten". Vielleicht sollte noch erwähnt werden, daß die Akazien zunächst im Schutze von Reisig-Faschinen gesetzt werden. Da diese Faschinen sich aber nicht bewährten, arbeitete man später mit Schutzwänden aus Wellblech (Abb. 9), um die regelmäßig abrieselnden Staubmassen aufzufangen. Bemerkenswert war weiterhin der Versuch einer Aussaat von weißem und gelbem Honigkleesamen, teils unter Strohmatten, und die nachfolgende Einpflanzung von Schwarzkiefern, Tamarixe, Ölweiden, Birken, Pappeln, Robinien, falschem Indigo und verschiedenen Baum- und Straucharten.

Demgegenüber haben die Rekultivierungen der Abraumhalden der Braunschweiger Kohlenbergwerke Helmstedt mit anderen Schwierigkeiten zu rechnen. „Da die Kippen*) allen Witterungseinflüssen unbehindert ausgesetzt sind, treten zunächst durch Wasser und Wind starke Erosionserscheinungen auf. Die exponierte Lage schließt auch zunächst jedes günstige Kleinklima aus“ (HOMUTH, 1966).

Im ausgekohlten Gebiet im Braunschweiger Raum wurde bei der Aufforstung mit einer Vorwaldgeneration begonnen. „Als sehr gute Vorwaldbaumarten haben sich Robinie und Roterle erwiesen. . . . Nach ca. 8 Jahren ist die Roterle kaum noch am Kronenschluß beteiligt und beginnt abzusterben. Die Schattengare tritt bald ein und die Flora, die anfangs rein ruderal ist, beginnt sich allmählich umzustellen. Neben Gräsern kommt Holunder, Klettenlabkraut und Brennessel. Nun ist der

*) Erfolgt eine Verstärkung der Massen auf bergbaulich unberührtem Gebiet, so bezeichnet man die Aufschüttung als „Halde“; eine „Kippe“ liegt auf bereits ausgekohltem Gelände.

Zeitpunkt für die Auflockerung des Vorwaldes und den Unterbau gekommen. Unter dem Schutz eines leichten Robinienschirmes gedeiht nach 10 bis 12 Jahren dann Rotbuche, Bergahorn und Esche als zweite Waldgeneration auf tätigem Boden, wo sich sogar schon vereinzelt der Riesenschwingel einfindet" (НОМУТ, 1966).

Zumindest im Bereich der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke zeigt sich, daß die „Wiederherstellung eines harmonischen Landschaftsbildes“ mit Hilfe der forstlichen Rekultivierung gelingt (siehe Abb. 12); die begrüneten Kippen fügen sich in relativ kurzer Zeit in das Landschaftsbild ein. Freilich nicht immer und vor allem nicht überall läßt sich eine Begrünung von Kippen oder Halden mittels eines Vorwaldes durchführen, besonders nicht ohne bodenpflegerische Maßnahmen, so daß hierbei die Einsatzmöglichkeit einer technischen Bodenbiologie voll auf gegeben ist. Andererseits kann die Ermittlung der Neubesiedlung von Halden durch die Bodenfauna für die Einschätzung der bereits durchgeführten Meliorations- und Aufforstungsarbeiten bedeutsam sein.

Wollen wir abschließend unsere Gedanken noch einmal kurz zu dem Thema „Aufgaben einer technischen Bodenbiologie in der industriellen Landschaft“ zusammenfassen, so ergibt sich etwa folgendes:

Die Landschaft als solche ist ein ökologisches System, dessen Gesetzmäßigkeiten wir durchaus noch nicht genügend kennen, welches aber außerordentlich empfindlich ist gegen unsachgemäße Eingriffe. Ausgehend von der Tatsache, daß bisher immer wieder in diesem ökologischen Bezugssystem als einer „industriellen Landschaft“ auf die Stellung des Menschen aufmerksam gemacht wird, versuchen wir hier einmal, einen anderen Weg zu gehen, indem wir auf einen verhältnismäßig jungen Forschungszweig verweisen, der zur Lösung der vielschichtigen Fragen auf den Gebieten der Landschaftspflege und ihrer Nachbardisziplinen, den integrierenden Bestandteilen einer Raumordnung, herangezogen werden kann. Es wird aufgezeigt, daß die Intensivierung bodenbiologischer Forschung — um das vielseitige Leben der Bodenkleintiere und Mikroorganismen geht es — schon um die Jahrhundertwende einsetzt; aber erst in den letzten Jahrzehnten löst sich die Bodenbiologie mehr und mehr aus der Position einer Hilfswissenschaft der Bodenkunde und rückt in den Blickpunkt des allgemeinen Interesses. Nach Skizzierung der verschiedenen Forschungsrichtungen innerhalb des bodenbiologischen Forschungszweiges werden die wirtschaftliche Bedeutung der Bodenorganismen angesprochen und Gedanken über Einsatzmöglichkeiten einer „technischen Bodenbiologie“ in der „industriellen Landschaft“ dargelegt. Damit wird der Leser unter Kennzeichnung des Begriffspaares „Bodenleben und Bodenfruchtbarkeit“ an produktionsbiologische Fragen herangeführt, deren Lösung infolge des explosionsartigen Anwachsens der Menschheit vordringlich ist. Es wird also versucht, weitere Unterlagen aufzuzeigen zu dem Problemkreis, der mit der schon in sieben Sprachen übersetzten Schrift: „Der Wettlauf zum Jahre 2000“ von FRITZ BAADE angesprochen wurde.

L i t e r a t u r :

Sämtliche zitierte Schriften sind eingehend berücksichtigt und mit den erforderlichen bibliographischen Angaben aufgeführt in dem noch in diesem Jahre erscheinenden Buch: BRAUNS, A. (1967): Praktische Bodenbiologie. Verlag Gustav Fischer, Stuttgart. Etwa 350 Seiten; 166 Abbildungen und 12 Tafeln.

A n s c h r i f t des Verfassers: Prof. Dr. rer. nat. Adolf BRAUNS, Oberkustos am Staatlichen Naturhistorischen Museum zu Braunschweig, Pockelsstraße 10 a.

Die Zinngießerfamilie Querner (1680-1843)

von Hermann Querner

In der Genealogie der Querner spielten die Zinngießer eine nicht unwesentliche Rolle; denn sie sind nachfolgend in 4 Generationen und mit sechs Namensträgern als Meister tätig gewesen und nachzuweisen.

Des churfürstlich Sächsischen Hofmusicus Johann Christian Querner (1645 bis 1714 in Dresden) Sohn mit gleichem Vornamen, geboren zu Dresden 1680, lernte dortselbst von 1700 bis 1705 bei Johann Georg Schöps das Zinnhandwerk und wird wahrscheinlich 1714 Meister. Am 31. Juli gleichen Jahres heiratet er Marie, die Witwe des Zinngießers Johann Anton Soltmann in Chemnitz, die schon 1717 als Wöchnerin stirbt, und als Witwer am 12. Juni 1720 Anna Rosina Soltmann, seine Stieftochter aus erster Ehe.

Der Johann Christian Querner wird 1715—32 mehrfach in den Dresdner Zinngießer Lehrlingsmatrikeln bei der Aufnahme und Freisprechung von Lehrlingen erwähnt¹⁾. Ein Fayencekrug mit einem Zinndeckel, datiert 1726 und mit dem Meisterzeichen ICQ 1708 und Dresdner Stadtzeichen versehen, befand sich nach 1920 noch im Besitz des Kaufmanns Buchbinder in Plauen i. Vogtland²⁾. In Glauchau bewahrt eine Familie Gehrt noch eine Taufschüssel mit seinem Meisterzeichen ICQ und der Dresdner Beschau auf³⁾. Johann Christian stirbt am 28. Dezember 1734 und wird am 2. Januar 1735 an der Jakobikirche in Chemnitz begraben. Er hatte es offenbar zu Würden und Vermögen gebracht; denn er war ein „wohlangesehener Bürger“ und Besitzer des Gutes genannt „die Scheibe“.

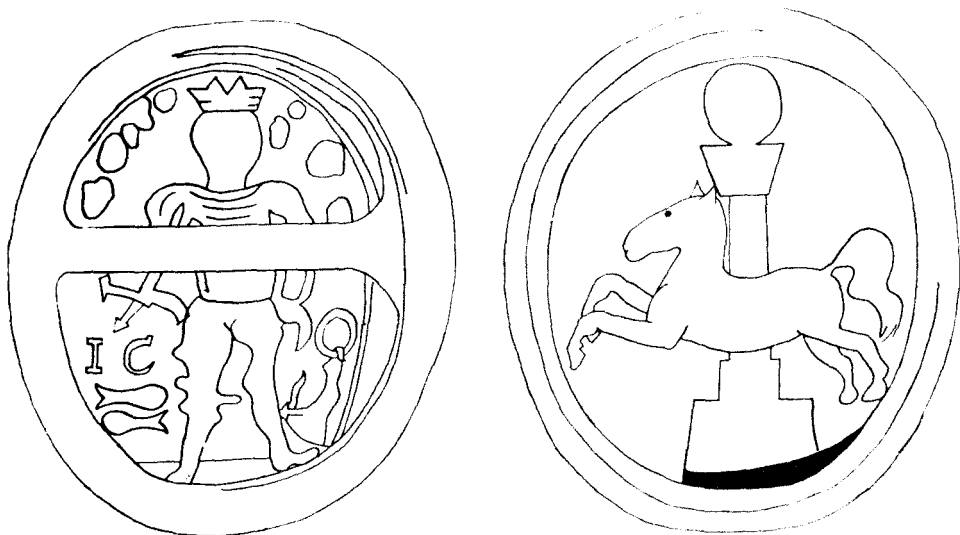
Aus seinen Ehen stammen 9 Kinder, von denen der Älteste, gleichfalls Johann Christian geheißen, am 26. Mai 1715 geboren in Chemnitz und am 9. März 1768 in Wolfenbüttel gestorben, das Handwerk des Vaters ebenso erlernte wie sein wesentlich jüngerer Stiefbruder Gottfried, geb. in Chemnitz 1728 und gestorben in Dresden 1772. Lehrherr dieses Gottfried — sein Vater war ja 1734 gestorben — wurde von 1743 bis 1747 sein Stiefvater Johann Friedrich Evers, der ein Jahr nach dem Tode des Vaters seine Mutter Anna Rosina geheiratet hatte (Chemnitz Jakobikirche). Evers ist bis 1749 bei der Aufnahme und Freisprechung von Lehrlingen in den Dresdner Zinngilde Lehrlingsmatrikeln II B. 84 b, 92 94 erwähnt⁴⁾. Sein Lehrling Johann Gottfried Querner wird in Dresden Meister am 1. September 1767 und stirbt schon 1772⁵⁾. Nach 1920 besaß die Schützengilde in Radeberg-Dresden noch einen Krug mit seinem Meisterzeichen, Höhe 18 cm. Krug graviert, Deckel mit eingravierter Schere, zylindrischer Mantel mit einer Inschrift von 1769⁶⁾.

Daß Johann Christian der Jüngere nach Wolfenbüttel ausgewandert war, war schon angedeutet. Er muß schon vor 1738 nach Wolfenbüttel gekommen sein als Geselle des Zinngießermeisters Gottfried Wintzen, mit dessen Tochter Anna Elisabeth er sich am 3. Juli 1738 vermählte und dessen Werkstatt in der Kanzleistraße 18 er als Meister übernahm. Jedenfalls sind Zinnarbeiten von ihm in diesem Jahre mit ICQ gezeichnet. Das Grundstück war noch Ende des 18. Jahrhunderts im Besitze seiner Erben. Es existiert heute noch. (Es mag nebenbei bemerkt sein, daß der jüngste Sohn von Johann Christian namens Johann Wilhelm Querner mütterlicherseits der Urgroßvater von P. J. Meier gewesen ist⁷⁾.) Johann Christians Ansehen in Wolfenbüttel kann nicht gering gewesen sein; er war Kirchenprovisor und das Kirchenbuch, das sich sonst jeden Urteils enthält, fügt hinzu bei ihm: „Er war ein redlicher Mann.“

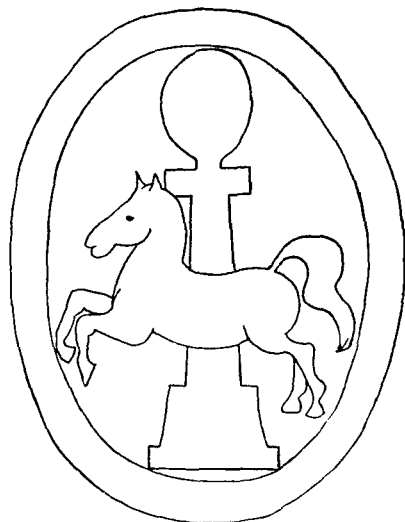
Von seinen sieben Kindern war der Zweitälteste, Johann Christoph — geboren 24. 11. 1742, gestorben 14. 5. 1785 in Wolfenbüttel — gleichfalls Meister im Handwerk seines Vaters, wie auch sein jüngerer Bruder Christian Heinrich Benjamin — geboren 18. 11. 1748, gestorben 5. 1. 1823 —. Hatte letzterer schon seine Werkstatt in eine Metall- und Porzellanhandlung umgetauft, so nannte sich dessen Sohn Heinrich, der letzte Zinngießermeister, auch noch Metallwarenfabrikant. Er war geboren am 30. 8. 1794 und ist am 4. 6. 1843 in Wolfenbüttel gestorben.

Zur Genealogie der Querner darf vermerkt werden, daß Johann Christophs älterer Sohn Anton Wilhelm der Begründer der Firma A. W. Querner wurde. Geboren am 21. Juni 1773 in Wolfenbüttel, verzog er 1814 nach Braunschweig und eröffnete in dem von ihm gekauften Grundstück, Wendenstraße 54, ein Hopfen-, Getreide- und Kolonialwarengeschäft. 1964 sind das 150 Jahre her, daß seine Firma besteht. Seine Grabplatte ist seit kurzem mit anderen der Familie auf dem Hauptfriedhof aufgestellt, nachdem die Grabstätten auf dem Katharinenfriedhof eingeebnet sind. Was ist nun von den Zinnarbeiten der vier Wolfenbütteler Meister auf unsere Tage gekommen?

Im Familienbesitz befindet sich merkwürdigerweise fast nichts! Einige Teller, Becher, Tintenfässer — alles Belanglosigkeiten. Einen Hinweis geben die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig im III. Band Wolfenbüttel⁸⁾, in denen nach der Inventarisierung der Kirchen um die Jahrhundertwende auch die Zinngefäße mit aufgeführt wurden. Solche befanden sich damals in Dettum, Leinde, Remlingen, Seinstedt, Samleben, Warle, Atzum, Barum, Klein Biewende, Watenstedt, Klein Denkte, Immendorf, Wendessen, Hallendorf, Lichtenberg, Sonnenberg mit den Meisterzeichen von Johann Christian und Johann Christoph⁹⁾, in den Kirchen von Bruchmachtersen, Gilzum, Leinde, Neindorf und Wendessen mit den Meisterzeichen von Christian Heinrich Benjamin¹⁰⁾. Ein Meisterzeichen vom letzten Zinngießer, Heinrich, wird nirgends erwähnt. Auffallend ist, daß für das sonstige Gebiet des ehemaligen Herzogtums weder für die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel noch für die ländlichen Gebiete noch für Gebiete außer-



Johann Christian Querner (1714 -1768) Kelch aus Immendorf



Christian Heinrich Benjamin Querner (1748—1823)
Zinnleuchter, antikisierend,
mit Monogramm C. H. B. Querners
in Wolfenbüttel

halb des Herzogtums (z. B. Stadt- und Landkreis Goslar) Werkstücke aus der Wolfenbütteler Zinngießerei inventarisiert sind, noch auch bis jetzt von mir aufgefunden wurden.

Im Laufe des Sommers 1959 haben an Ort und Stelle bei den genannten Pfarrämtern und deren Kirchen von mir vorgenommene Untersuchungen das Ergebnis gehabt, daß von den genannten Ortschaften noch 11 die um 1900 inventarisierten Zinngefäße meiner Vorfahren aufwiesen, nämlich Lichtenberg, Seinstedt, Gilzum, Klein Denkte, Klein Biewende, Klein Stöckheim, Remlingen, Dettum, Immendorf, Watenstedt, Leinde. Das sind 50 % des Bestandes von 1900, was als erträgliches Ergebnis angesehen werden darf, wenn man berücksichtigt, daß zwei Kriege zwischen 1900 und heute liegen.

Das wahrscheinlich älteste Meisterstück von Johann Christian befindet sich in Dettum. Es ist ein Barocker Kelch ¹¹⁾, 17,5 cm hoch, schon 1693 durch eine Dotation von Ilse Mooshake der Kirche gestiftet, edel und schlicht in der Form. Es trägt das Meisterzeichen von ICQ mit der Jahreszahl 1736, also dem Jahre, in dem Johann Christian von Chemnitz nach Wolfenbüttel gekommen war, und die Wolfenbütteler Beschau.

Die Dorfkirchen in Immendorf ¹²⁾ und Watenstedt ¹³⁾ weisen gleichfalls zwei Abendmahlskelche auf, schlichte aber formschöne, beide mit dem Meisterzeichen Johann Christians und der Wolfenbütteler Beschau. Beide ohne Stifterangaben.

Die schlichte Bauernkirche in Gilzum, deren Friedhof den schönsten Blick auf Elm und Assa bietet, besitzt von Christian Heinrich Benjamin eine Taufschüssel ¹⁴⁾, die auf ihrer Rückseite Meisterzeichen und Beschau deutlich erkennen läßt. Das Meisterzeichen trägt die Jahreszahl 1775; die Dotation erfolgte durch IHR und MEN 1805. Es ist nicht ungewöhnlich, daß solche Jahreszahlen auseinanderklaffen, weil die Meisterzeichen oft das Jahr des Beginns des Meisterrechts, nicht das der

Herstellung anzeigen. Der schlechte Erhaltungszustand der Schüssel läßt Anzeichen der Zinnpest erkennen, kleine Bläschen an der Oberfläche, die nach einiger Zeit aufgehen und ein graues Pulver enthalten. Albrecht Röders in Soltau, einer der letzten noch lebenden Zinngießer in Norddeutschland, zugleich Besitzer einer modernen Spritzgußfabrik, hält die Zinnpest für eine Erkältungskrankheit des Metalls, die bei Kältegraden von unter -18°C auftritt.

Ein sehr ähnliches Taufbecken und ein Schraubkrug zur Aufbewahrung des Taufwassers sind in Kl. Denkte aufbewahrt¹⁵⁾, übrigens der einzige Schraubkrug, der aufgefunden wurde. Das Meisterzeichen ICQ, Stifterbuchstaben nicht genau erkenntlich, wahrscheinlich CL.

In Remlingen, in der recht gut wiederaufgebauten Kirche, ist trotz der Kriegszerstörungen eine interessante Oblatenschachtel¹⁶⁾ erhalten geblieben. Sie ist rund, mit 10,5 cm Durchmesser, hat barocke Form und auf dem Deckel ein Zierpunktornament. In den Deckel eingelassen ist eine Medaille, die zur 200-Jahr-Feier der Reformation geprägt war: Luther, vor einem Tisch mit aufgestellter Bibel sitzend, vor ihm ein stehender Schwan¹⁷⁾, das Jubiläum durch die eingepprägten Worte gekennzeichnet:

Zweihundert Jahre steht Luthers Wehr
Durch Gottes Huld vergehts nicht mehr!

Meisterzeichen ICQ, Stadtzeichen Wolfenbüttel, Stifterbuchstaben am Unterboden: IHM 1760.

Das schöne Lichtenberg, das dermaleinst zwei Kirchen beherbergte, besitzt in der noch bestehenden Oberkirche eine Anzahl erheblicher Kostbarkeiten, zu denen das steinerne romanische Taufbecken, wenn auch stark renoviert, die romanischen Leuchter und die kürzlich restaurierte Kreuzigungsgruppe des ausgehenden 15. Jahrhunderts zählen. Die Zinngefäße, das Taufbecken und die Wasserkanne,



Leuchter von Christoph Querner in Leinde

Aufn.: Hilde Brinckmann-Schröder



Remlinger Oblatendose für das 200jährige Reformationsjubiläum
mit Darstellung: Luther am Tisch mit Kelch

Aufn.: Hilde Brinckmann-Schröder

bieten eine überraschend moderne, in der Linienführung vor allem der Kanne so schlicht schöne Form, daß das Meisterzeichen ICQ fast unglaublich wirkt¹⁸⁾.

Unter der Barockkanzel des Kirchleins in Seinstedt stehen auf dem Altar zwei Zinnleuchter, in klarer klassischer Form, beide 53 cm hoch, beide das Meisterzeichen ICQ und die Wolfenbütteler Beschau aufweisend¹⁹⁾. Als Stifter zeichnet R B 1841. Wie mag er erst so spät an den Besitz dieser Leuchter gekommen sein?

Als besonders ergiebig erweist sich die Kirche in Leinde. Beherbergt sie doch von der Hand Christoph Querners zwei Leuchter, 41 cm in der Höhe, auf barockem Dreifuß stehend mit gleichfalls barockem Reliefdekor und gestepptem Schaft, der in einem breiten Lichtteller und langen Dorn endet²⁰⁾.

Von gleicher Hand ist eine runde Oblatenschachtel in barocker Form mit Riffung am Ober- und Unterrund und einem Deckel, auf dem ein achtzackiger Stern durch Stechen und Flecheln — beides Fachausdrücke der Zinngraveure — eingraviert ist. Der Hostienteller als Untersatz für die Oblatendose und der barocke Abendmahlskelch sind Arbeiten des Christian Heinrich Benjamin. Sein Meisterzeichen ist auf der Rückseite des Tellers deutlich sichtbar.

Bei den Leinder Leuchtern wies die Beschreibung in den Bau- und Kunstdenkmälern darauf hin, daß fast übereinstimmende Leuchter sich auch in Sonnenberg befänden²¹⁾. Sie waren bei einem Besuch dort weder auffindbar noch trotz vorgezeigter Fotos aus Leinde dem seit über dreißig Jahren tätigen Küster bekannt. Bei der Besichtigung des für die Dezember-Auktion 1959 von Hünenberg²²⁾ auf-



Hostienteller u. Oblatenschachtel in Kl. Biewende

Aufn.: Hilde Brinckmann-Schröder

gestellten Zinngefäßestapels fielen mir sofort zwei Leuchter auf, die größte Ähnlichkeit mit denen aus Leinde aufwiesen. Nach Ersteigerung und Reinigung konnte einwandfrei das Meisterzeichen ICQ erkannt werden. Die Leuchter kamen aus einer größeren Privatsammlung in der Umgebung von Braunschweig laut Auskunft des Versteigerungshauses. Wie sie, doch höchstwahrscheinlich aus Sonnenberg stammend, dorthin gelangt waren, wird nicht mehr aufzuklären sein.

In Klein Biewende wurden — leider unter sehr primitiven Verhältnissen — noch eine Patene — Hostienteller — und runde Oblatendose aufbewahrt, die durch ihre schlichte Form und den gleich schlichten Deckel stark beeindruckten. Beide tragen das Meisterzeichen ICQ 1738²³⁾ und den Stifternamen D. Angerstein 1722, einen Namen, der im Dorfe noch fortlebt.

Die von der Oker halb umflossene Wehrkirche in Klein-Stöckheim besitzt eine Taufschüssel mit barocken Henkeln. Ihre Meisterzeichen sind die von ICQ 1753²⁴⁾; auch die Wolfenbütteler Beschau fehlt nicht. Die Stifterbuchstaben sind A. R. Dazu gehört ein kleiner Abendmahlskelch, ein sogenannter Krankenkessel, und eine Patene, beide gleichfalls in barocker Form mit gleichem Meisterzeichen.

Die Bau- und Kunstdenkmäler sprechen von zwei Blumenvasen aus Zinn, 24 cm hoch, mit Meisterzeichen ICQ, die aber nicht vorgefunden wurden (Irrtum?).

Über die Gerätekultur der Zeit, in der die vier Generationen Zinngießer Querner wirkten, hat im allgemeinen und auch in bezug auf Zinngefäße im besonderen Walter Dexel in mehreren Veröffentlichungen abgehandelt²⁵⁾.

In der Zeit von 1730 bis 1780, also der des auslaufenden Barock und der des Rokoko, in die die Arbeiten dieser Zinngießer in der Hauptsache fallen, hatte der Gebrauch des Zinngerätes seinen Höhepunkt überschritten. Der Alchimist Böttcher zu Meißen hatte das echte Porzellan nacherfunden, das in vielen Geräten nunmehr das Zinn ersetzt, böhmisches und schlesisches Glas erreichte eine Hochkonjunktur, und auch die Fayencefabriken verdrängten Zinn als Gerät. Die Ergiebigkeit der Zinngruben im Erzgebirge und im Harz begann nachzulassen. Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges waren überwunden, und Edelmetall wurde dem Zinn vorgezogen. Es gibt keine schriftlichen und es gibt keine mündlichen Überlieferungen aus der Generation- und Namensträgerzahl der Zinngießervorfahren. Wir wissen nicht, nach welchen Gesichtspunkten sie ihr Handwerk ausübten, wieweit sie ihre Formen mehr- oder vielfach verwandten; wir sehen an dem Aussehen ihres Gerätes durchaus das Gefühl für die richtige Formgebung, für die weichen geschwungenen Flächen, die dem Zinn den besonderen Reiz geben und den weichen Glanz steigern. Darum mag sich die Schilderung dessen, was von diesen Zinngießervorfahren noch heute für uns lebendig ist, doch wohl rechtfertigen, von diesen Zinn- oder Kandelgießern, von denen Hans Sachs sagt:

Das Zinn mag ich im Feuer fließen,
 Thu danach die Mödel gießen
 Kandel, Flaschen, groß und klein,
 Daraus zu tringen Bier und Wein,
 Schüssel, Blatten, Teller dermass,
 Schenk, Kandel, Salzfaß und Schüsselring,
 und sonst im Haus fast nütze Ding!

¹⁾ Dresdner Zinngießer Lehrlingsmatrikel I. Blatt 48 b, II. Blatt 63, 69, 76.

²⁾ Erwin Hintze: Sächsische Zinngießer Band I p. 194. Lt. frdl. Mitteilung des Kirchenrats Dr. Johannes, Dresden A 20 ist die Familie in Plauen nicht mehr auffindbar.

³⁾ Frdl. Mitteilung des bekannten Zinnsammlers Fritz Bertram Lichtenwalde.

⁴⁾ Erwin Hintze: Sächsische Zinngießer Band I p. 396.

⁵⁾ Dresdner Zinngilde Lehrlingsmatrikel I Bl. 120 II Blatt 92. Meisterbrief I Blatt 55 b.

⁶⁾ Gurlitt a. a. O. Heft 26 S. 203. Lt. Bericht des Kirchenrats Dr. Johannes vom 11. 2. 60 ist die Vitrine der inzwischen aufgelösten Schützengilde Radeberg, die alle Werkstücke, darunter auch den Krug, der Gilde enthielt, von Polen und Russen bei Kriegsende 1945 ausgeraubt und nichts erhalten geblieben.

⁷⁾ Direktor des Herzog-Anton-Ulrich-Museums in Braunschweig.

⁸⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band.

⁹⁾ Wie ⁸⁾; hier II. Band, 39.

¹⁰⁾ Wie ⁸⁾; hier III. Band, 436.

¹¹⁾ B. u. KD d. H. Br. II. Band p. 39.

¹²⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band Tafel XXIII 23.

¹³⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band Tafel XXIII 20.

¹⁴⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band p. 436.

¹⁵⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band Tafel XXIII 20.

¹⁶⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band p. 74 Tafel XXIII 20

¹⁷⁾ Nach Prof. Dr. Jesse Städtisches Museum Braunschweig ist der Schwan auf Luthermedaillen das Symbol göttlicher Kraft. Siehe auch H. G. Kessler: „Luthers Andenken in Jubel Medaillen“, Leipzig 1818. Vielleicht auch nach einem Ausspruch von Huss vor seiner Verbrennung: „Jetzt schlachtet Ihr eine Gans. Nach mir wird kommen ein Schwan“ (Lutherbuche b. Stolberg).

¹⁸⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band p. 52 Tafel XXIII.

¹⁹⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band p. 97.

²⁰⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band p. 65 Tafel XXIII 15.

²¹⁾ B. u. KD d. H. Br. II. Band S. 294.

²²⁾ Auktion Eduard Hünerberg Braunschweig 3. und 4. Dezember 1959.

²³⁾ B. u. KD d. H. Br. III. Band p. 34, 42 Tafel XXIII.

²⁴⁾ B. u. KD d. H. Br. II. Band p. 203.

²⁵⁾ Walter Dixel: Unbekanntes Handwerksgut. Hausgerät, das nicht veraltet. Deutsches Handwerksgut. Propyläenverlag.

Landschaftsschutz im Landkreis Braunschweig

von Klaus Schmidt

a) Planungsgrundsätze

Der Landkreis Braunschweig ist das, was man als plattes Land bezeichnet. Er ist arm an landschaftlichen Reizen und auf den ersten Blick eigentlich gar kein Objekt für Natur- und Landschaftsschutz. Fremde Besucher kommen meist aus verwandtschaftlichen oder gar geschäftlichen Gründen, aber kaum einer wird ihn als Urlaubsziel der Landschaft wegen aufsuchen, da er effektiv nichts bietet. Dazu kommt noch, daß er die Großstadt Braunschweig umschließt und durch die Stadtrandzonen als Landschaft noch mehr an Reiz einbüßt.

Weshalb soll man sich da eigentlich noch Mühe geben und Arbeit machen, um Landschaftsschutzgebiete zu planen, die Schutzverordnungen behördlicherseits, oft gegen große Widerstände, durchzusetzen und die Gebiete gegen alle dann immer wieder erfolgenden Angriffe und Beanspruchungen verteidigen und in ihrem Bestand erhalten? Die Antwort lautet eindeutig: der Menschen wegen.

Die Menschen leben nur noch zum kleineren Teil auf dem Lande, die meisten Menschen wohnen oder arbeiten in der Stadt. Der Mensch ist heute Beanspruchungen ausgesetzt, die vor nur 60 Jahren noch unbekannt waren. Die Luft ist von Gasen und Staubanteilen stark verschmutzt, das offene Wasser fast überall verseucht. Der Lärm in einer Stadtstraße ist enorm, in einer Fabrik vor laufenden Maschinen teilweise gesundheitsgefährdend. Nervosität, Frühinvalidität, psychische Erkrankungen sind bedenklich zunehmende Erscheinungen. Der Mensch bedarf der Erholung. Sie sucht er ja auch an jedem Wochenende. Er fährt im Auto in Kolonne hin und zurück zu renomierten Ausflugsorten, kommt erschlagen heim und geht etwas abgespannter als vorher wieder an die Arbeit. Vorerst ist das Autofahren oft noch Selbstzweck, es macht so unheimlich viel Spaß, es ist noch nicht nur Mittel zum Zweck. Wenn erst die Generation heranwächst, die mit dem Auto aufwächst, wird es sehr an Reiz einbüßen, da es etwas absolut alltägliches geworden ist. Die oben geschilderten physischen und psychischen Belastungen werden in Zukunft eher größer als geringer werden, die Erholungsbedürftigkeit wird ansteigen.

Deshalb muß die Möglichkeit, in nahen, bequem erreichbaren Gebieten ohne Anstrengungen in guter Luft und Ruhe ausspannen zu können, erhalten bleiben oder geschaffen werden. Den Kindern muß ermöglicht werden, die Natur nicht vom Auto aus, sondern durch eigene Entdeckungen kennenzulernen und ein Verhältnis zu ihr zu bekommen. Vorerst ist es ganz gleichgültig, ob davon viel oder wenig Gebrauch gemacht wird. Auf die vorhandene Möglichkeit kommt es an.

Deshalb müssen diese Gebiete gut erreichbar und ruhig sein, gesunde Luft haben, sauber sein und etwa das darstellen, was man bei uns als Natur und freie Landschaft bezeichnet. Kurz sie müssen den erkennbaren Gegensatz zu der sonstigen Umgebung des Städters bedeuten. Deshalb nützt eine noch so ehrwürdige Dorflinde nichts. Die Gebiete müssen eine Mindesausdehnung haben, um diese Forderungen zu erfüllen. Hieraus resultiert eine neue Auffassung des Landschaftsschutzes, nämlich Schutz der Landschaft für den Menschen im Gegensatz zu der klassischen Vorstellung, Schutz der Natur vor dem Menschen.

b) Im Landkreis Braunschweig vorhandene Landschaftsschutzgebiete

Auf der abgedruckten Skizze ist die Lage und Ausdehnung der Landschaftsschutzgebiete (schraffierte Signatur) dargestellt. Die geplanten Gebiete sind durch gestrichelte Linien gekennzeichnet.

Nach den oben dargelegten Planungsgrundsätzen haben wir uns bemüht, einen Grüngürtel um die Stadt zu erhalten und durch Landschaftsschutzverordnungen gegen unerwünschte Beeinträchtigungen und Gebietsforderungen für andere Zwecke abzusichern. Zur Anlage völlig neuer Gebiete, z. B. durch Aufforstung fehlen die gesetzlichen Möglichkeiten. Die Naturschutzbehörde kann nur erhalten, aber nicht gestalten.

Im Osten der Stadt ist als erstes das Natur- und Landschaftsschutzgebiet Ridagshausen zu nennen, das schon vor langer Zeit vor allem durch die Bemühungen des Braunschweiger Arztes Dr. Willke sichergestellt wurde und heute auf Grund der vielseitigen Vogelfauna, bedingt durch das Teichgebiet und die Wiesenauen, zum Europareservat erklärt worden ist.

Diese sehr reizvolle, faunistisch und floristisch wertvolle Landschaft ist durch die unermüdliche Propaganda vieler Braunschweiger, nicht zuletzt durch den Naturschutzbeauftragten der Stadt Braunschweig, Studienrat Schridde, so gut abgesichert, daß niemand auch mit dem wichtigsten Anliegen einen Einbruch durchsetzen kann. Gefährdet wird es durch den sich langsam aber stetig schließenden Bebauungsring im Osten. Um diese Einmauerung und damit verbundene Verödung der Fauna abzuwehren, ist eine erhebliche Erweiterung nach Osten vorgesehen: im südlichen Teil und im nördlichen Teil = Freihaltezonen, zwischen den Gemeinden Volkmarode, Schapen und Weddel durch Landschaftsschutzverordnungen. Von Westen rückt die Stadt unaufhaltsam näher, so daß Versuche, hier aufzuhalten, ziemlich aussichtslos sein werden. Welcher Grundeigentümer wird es kampflos hinnehmen, wenn sicheres Bauerwartungsland durch Landschaftsschutz entwertet wird?

Weiter im Süden liegt der Wald der Forstgenossenschaft Mascherode und Rautheim. Dort befindet sich eine artenreiche Krautflora, die nur von Kennern voll gewürdigt werden kann. Starke alte Eichen- und Lindenbestände kennzeichnen das Waldbild. Die Fichtenaufforstungen sind nicht standortsgerecht, aber rentabler und sollten nicht über Gebühr ausgeweitet werden. Besonders Mascherode dürfte bald eingemauert sein. Es ist aber groß genug, um die Erholungsfunktionen zu gewährleisten, und deshalb als dringend notwendig besonders schutzbedürftig. Die gerade zur Debatte stehende Sportplatzenerweiterung und Flutlichtanlage würde eine erhebliche Herabminderung als Naherholungsgebiet bedeuten.

Im Nordosten, unmittelbar an die Stadt angrenzend, liegt der Querumer Wald. Ein großes und in der Bestandszusammensetzung sehr abwechslungsreiches Gebiet, aber auch ein Muster- und Schulbeispiel für Sünden am Wald und damit an der Stadtbevölkerung. Ständig wurde und wird heute noch dieser Wald als Reserve- land für Siedlung und Industrie angesehen, anstatt ihn sinnvoll in die Bauentwicklung einzuplanen. Dadurch sind in den letzten 30 Jahren 150 ha Waldfläche am Stadtrand verschwunden. In diesem Jahr gehen weitere 15 ha verloren. Diese Waldverluste vor ihrer Haustür nimmt die Bevölkerung widerspruchslos hin, während man sich über das Fällen von Bäumen, eine notwendige Erntemaßnahme der Forstwirtschaft, ständig neu erregt.

Im Norden der Stadt liegt der Wald von Thune, Staatswald und genossenschaftlicher Besitz. Ein ruhiger, sehr schöner Eichen-Hainbuchen-Wald. Im Frühjahr ist der Waldboden von ganzen Maiglöckchenrasen bedeckt. Hier sind die vom Wald umschlossenen und unmittelbar angrenzenden Feldstücke zur Abrundung und Sicherung mit in den Landschaftsschutz einbezogen.

Im Westen der Stadt liegen im Landkreisgebiet nur der kleine Lammer-Busch und das neue Landschaftsschutzgebiet Gleidinger-Holz und Timmerlaher Busch. Hier hat sich der Naturschutz in guter Zusammenarbeit mit anderen Verwaltungsstellen einmal bewährt. Eine Siedlungsgesellschaft wollte den Wald der Forstgenossenschaft Timmerlah (74 ha) aufkaufen und dort 1000 Wohnungseinheiten bauen. Dieser Plan konnte abgewendet werden, und schließlich kaufte die Staatsforstverwaltung diesen Waldteil, der dann auch sofort mit dem Gleidinger Wald und Feldteilen als Vorgelände unter Landschaftsschutz gestellt wurde.

Auf diese Weise ist für den Westteil der Stadt ein im ganzen etwa 180 ha großes Erholungsgebiet erhalten worden, das hier von ganz besonderer Bedeutung ist, da rundherum öde Kultursteppe liegt. Gewiß wird mancher Besucher heute sagen, dieser Busch ist die Mühe nicht wert; im Augenblick ist er nicht sonderlich einladend, aber es sollen Wege angelegt, die Buschkade geläutert und Edellaubhölzer angepflanzt werden. Der kommenden Generation wird er sich schon bedeutend besser präsentieren, und für die ist er auch mitgeplant.

Damit ist der engere Ring um die Stadt aufgezehlt. Leider ist es nur eine brüchige Kette mit fehlenden Gliedern, eine Folge völlig fehlender Grünplanung, die in anderen Städten, z. B. Lübeck seit langem betrieben wird.

Als äußeren Gürtel hat der Kreis sicherheitshalber alle Wälder und Wäldchen im Westteil unter Schutz gestellt, wie Denstorf, Sonnenberg, Wierthe, Wedtlenstedt, Bodenstedt, Vallstedt, Bettmar, Liedingen, Bortfeld, das große Gebiet von Sophiental — Sierße — Wahle, das Meerdorfer-, Wendburg-Zweidorfer-Holz, den Thansen nördlich Meerdorf und als ältestes Gebiet Neubrück. Im Süzipfel liegt der Wald Klein Stöckheim — Salzdahlum und ganz im Osten der Elm, der in seiner ganzen Ausdehnung über alle Kreise hinweg unter Schutz gestellt wird. Das neueste Landschaftsschutzgebiet ist die Erse-Aue bei Harvesse.

c) Geplante Landschaftsschutzgebiete

Die Erse-Aue ist die erste Schutzverordnung für die weiterhin vorgesehenen Flußauengebiete: so z. B. die Okeraue zwischen Kanal und Autobahn. Leider ist die Kanalisierung der Oker beschlossene Sache. Das Bestreben des Naturschutzes geht dahin, im Rahmen eines Landschaftspflegeplanes die Erhaltung der Altwässer durchzusetzen, um wenigstens etwas von dem jetzt noch in seiner natürlichen Meandrierung fließenden Flüssen zu retten. Der Kanal wird sehr öde und langweilig werden, aber da sich alle hohen und höchsten Stellen für dieses sehr kostspielige und unrentable Meliorationsprojekt eingesetzt haben, besteht für den Naturschutz, der entgegengesetzter Auffassung ist, keine Aussicht auf Erfolg.

Geplant ist ferner, das Auegebiet von Lamme bis an den Fürstenauerwald und das Aue-Dumbruch-Gebiet bis zur Kreisgrenze im Süden zu schützen. Dadurch würde ein breites Band als Querriegel im Westen gelegt. Hoffentlich gelingt es später durch die Anpflanzung von kleineren Gehölzen und Baum- und Buschgruppen diesen Streifen noch deutlicher herauszuheben, etwa in der Art wie heute die Landschaft zwischen Köchingen und Vechelde im Auegebiet aussieht.

Maßstab 1:50 000



Ein großes, aus Wald und Feld gemischtes und gerade durch diesen Wechsel sehr ansprechendes Gebiet ist östlich der B 248 von Volkmarode bis kurz vor Lehre vorgesehen sowie eine Erweiterung zwischen Mascherode und Hötzum.

Aus dieser langatmigen und nicht gerade kurzweiligen Aufzählung der Schutzgebiete und der weiteren Planung kann man entnehmen, daß der Landschaftsschutz in den letzten Jahren sehr intensiviert und auf große Flächen ausgedehnt wurde.

Als ständige Aufgabe nach Durchführung der Planung bleibt die Erhaltung, die Ausgestaltung und vor allem die Verteidigung gegen alle Ansprüche. Hierbei wird als großer Mangel die fehlende Resonanz aus der Bevölkerung empfunden. Stumm und ohne Widerspruch wird die Zerstörung von Landschaftsteilen, Abholzung von Wäldern, Errichtung von Fabriken in Waldnähe (z. B. Mascherode), die Verschmutzung von Waldrändern mit Müll und ähnlichem hingenommen, so daß der Naturschutz sehr oft nur als Einmannfront gegen massive wirtschaftliche Interessen auftritt und meist nicht ganz ernst genommen wird. Wie anders wäre die Stellung, wenn man sich auf viele Zuschriften aus der Bevölkerung stützen könnte. Trotz allem lohnt der Einsatz für die Erhaltung eines gesunden Lebensraumes für uns und kommende Generationen.

Neues heimatliches Schrifttum

Uwe Pape, Die Orgeln der Stadt Braunschweig. (= Heft 2 der Reihe Norddeutsche Orgeln). 145 S. mit 10 Abbildungen von Orgelprospekten auf Tafeln und 1 Lageplan. Selbstverlag des Verfassers Dipl.-Ing. Dr. Uwe Pape, 334 Wolfenbüttel, Fontaneweg 4.

In mühevoller, langwieriger Kleinarbeit hat der Verfasser alles zusammengetragen, was er im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel, im Stadtarchiv Braunschweig, im Archiv des Landeskirchenamtes Wolfenbüttel, im Stadtkirchenbauamt Braunschweig, in Pfarrarchiven und im Archiv der Firma Emil Hannover, Hannover, an schriftlichen Nachrichten über Braunschweiger Orgeln finden und von Orgelbaufirmen an mündlichen Auskünften erfahren konnte. Im ersten Teil seiner Arbeit bringt Pape die ermittelten Angaben über die Orgeln selbst, gliedert in die Abschnitte „Alte Kirchen“, „Kirchen von 1800 bis 1920“, „Kirchen nach 1920“ und „Sonstige Orgeln“ außerhalb der Kirchen in öffentlichem oder privaten Besitz. Der zweite Teil bietet eine chronologisch angeordnete Übersicht über die bisher bekanntgewordenen Lebens- und Werkdaten der in Braunschweig von 1499 bis zur Gegenwart nachweisbaren Orgelbauer. Ein Literaturverzeichnis, ein Abbildungsnachweis sowie ein Orts- und Personenregister erleichtern in willkommener Weise die Auswertung des angehäuften Stoffes.

Um die Kosten der Veröffentlichung möglichst niedrig zu halten, hat der Verfasser den reichen Stoff, in gedrängter Kürze, meist stichwortartig dargeboten, soweit nicht wörtliche Quellenauszüge geboten erschienen. Er hat auch bewußt der Verlockung widerstanden, gleich die Beziehungen des Braunschweiger Orgelbaues zur Orgelbaugeschichte der Nachbargebiete in zusammenhängender Darstellung zu erörtern. Er hat gut daran getan, denn es ist wichtiger, zunächst durch eine musterhafte Quellenpublikation über ein verhältnismäßig eng begrenztes Gebiet ein sicheres Fundament zu schaffen und damit ähnliche Publikationen in anderen Landesteilen anzuregen, als schon jetzt Betrachtungen anzustellen über die Bedeutung der einzelnen Orgelbauer und ihre gegenseitige Beeinflussung im Wandel der Zeiten, solange noch nicht alle Orgelbauprovinsen gleichmäßig gut erforscht sind. Papes Buch ist ein zuverlässiger Grundstein für alle weiteren Beiträge zur Geschichte des niedersächsischen Orgelbaues. Daß er in seine Stoffsammlung auch die Gegenwart einbezogen hat, sei besonders rühmend vermerkt. Denn das, was heute noch lebendiges Werden ist, wird schon bald auch der Vergangenheit angehören und dann würdiger Gegenstand musikgeschichtlicher Darstellungen sein.

Flechsigg

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

53. Jahrgang

Dezember 1967

Heft 3/4

Über den Nutzen der Teichmuschel in unseren Gewässern

von Ellen Weber-Oldecop

Als im vergangenen Herbst das Wasser der Teiche im Naturschutzgebiet Riddagshausen zum Abfischen der Weihnachtskarpfen abgelassen wurde, fing mir der Fischereipächter einige große Teichmuscheln (*Anodonta cygnaea* [L.]). Ich konnte sie aber nicht gleich abholen, und so legte er sie unter einen kleinen Bootssteg hinter seinem Haus auf den trockenliegenden Teichboden, in der Meinung, hier könnten sie absterben und das Muskelfleisch vertrocknen. Es regnete aber stark, so daß sich der Schapenbruchteich rasch wieder mit Wasser füllte. Als ich dann meine Muschelschalen abholen wollte, war trotz eifrigen Suchens keine einzige zu finden! Die Tiere waren „weggelaufen“. Nun fragt man sich, wie kann eine Muschel, an der keine Füße zu entdecken sind, laufen?

Geht man an ruhigen Sommertagen durch das Riddagshäuser Teichgebiet, sieht man oft im Sand oder Schlamm des Teichgrundes breite, unregelmäßige Furchen, die bald gerade, bald spiralförmig verlaufen, und an deren Ende sich meistens eine senkrecht stehende Teichmuschel befindet. Plötzlich rüttelt und schüttelt sie sich und bewegt sich ein Stück vorwärts. Nimmt man ein solches Tier schnell aus dem Wasser, sieht man, wie es ein ziemlich großes fleischiges, pfugförmiges Gebilde zwischen die Schalenklappen zurückzieht. Das ist der „Fuß“. Durch Einpressen von Blut schwillt er stark an und kann z. B. bei Gefahr durch Muskelkontraktionen wieder eingezogen werden. Das Laufen geht so vor sich, daß dieser Fuß sich in den Sand oder Schlamm bohrt, und die Muschel sich daran nachzieht.

Die Teichmuschel steht stets etwas schräg im Wasser, und man kann an dem aufragenden Teil zwischen den Schalenklappen zwei Öffnungen erkennen, von denen die untere mit Fransen umgeben ist. Nimmt man einmal ein lebendes Tier mit nach Haus, setzt es in ein Glasgefäß mit Wasser und läßt es eine Zeitlang stehen, damit es sich beruhigt, kann man einen Versuch durchführen, bei dem sich die Nahrungsaufnahme gut beobachten läßt. Etwas roter, aufgelöster Farbstoff mit einer Pipette in die Nähe des unteren, mit Fransen umgebenen Loches gebracht, verschwindet alsbald darin. Mit dieser Öffnung nimmt die Muschel das Atemwasser und damit im Wasser schwebende Partikelchen, die als Nahrung dienen, auf. Die Öffnung ist aber keineswegs der Mund selbst, sondern nur die Einstromöffnung. Mit Hilfe der sich am Rand befindenden Fransen wird das Wasser eingestrudelt, wandert an den Kiemen vorbei und transportiert die Nahrungsteilchen zu dem „inneren Mund“. Nach etwa 20 Minuten tritt der in unserem

Fall unverdauliche Farbstoff aus der oberen Öffnung wieder aus. Hier handelt es sich also um die Ausströmöffnung für verbrauchtes Atemwasser und Exkremente.

Durch Versuche mit Muscheln konnte festgestellt werden, daß 1 Liter Wasser in ca. 40 Minuten den Körper der Versuchstiere passierte und damit auch filtriert wurde. Wenn man bedenkt, welch ungeheure Mengen von Teichmuscheln im Herbst z. B. beim Ablassen der Riddagshäuser Teiche zum Vorschein kommen, läßt sich leicht vorstellen, daß diese zahlreichen großen Muscheln bei der biologischen Reinigung unserer Flüsse und Seen eine nicht geringe Rolle spielen.

Ein zweiter wichtiger Faktor bei der Sauberhaltung unserer Gewässer dürfte die Schlammbindung sein. Füllt man zwei Gefäße mit lehmgetrübtem Wasser und setzt in das eine eine Muschel, läßt sich beobachten, daß das Gefäß mit Tier schneller geklärt ist, als das ohne Muschel. Außer der schnellen Klärung läßt sich aber auch der Bodensatz schwerer aufwirbeln, da er durch die Schleimsubstanz der Muschel gebunden ist. Das ist von Nutzen in größeren Seen mit starkem Wellenschlag, denn das Bodenmaterial kann kaum aufgewirbelt werden.

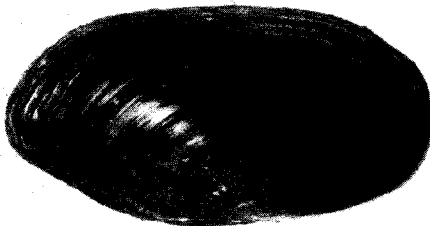


Bild 1: Linke Schale einer Teichmuschel
(*Anodonta cygnaea* [L.]).

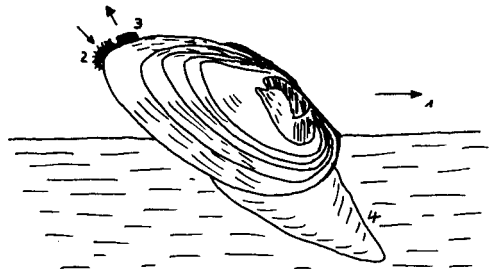


Bild 2: Eine kriechende Teichmuschel.
1 Bewegungsrichtung,
2 Einströmöffnung,
3 Ausströmöffnung,
4 „Fuß“. (Verkleinert.)

Warum unternehmen unsere Teichmuscheln aber Wanderungen, wenn ihnen ihre Nahrung einfach mit dem Atemwasser hereingestrudelt wird? Es hat sich bei Magenuntersuchungen herausgestellt, daß sich die Muschel nicht nur von im Wasser schwebenden Teilchen und Organismen, sondern auch von Bodenmaterial, z. B. herabgesunkenen und schon zersetzten Pflanzenteilen, ernährt, die sie beim Vorwärtsrücken aufwirbelt. Dabei werden Sand und Schlamm beiseite geschoben und leichteres, organisches Material vom Wasser nach hinten getragen, wo es durch die Einströmöffnung eingestrudelt wird. Die Teichmuschel unternimmt bei ihren Wanderungen also keine „Vergnügungsfahrten“, sondern wird vom Nahrungsbedürfnis getrieben.

Zwei wichtige Bedeutungen der Teichmuschel für unsere Gewässer wären nun herausgestellt, die Filtration und die Schlammbindung. Aber noch ein dritter Punkt verdient Aufmerksamkeit. Hierbei handelt es sich um einen fischereiwirtschaftlichen Faktor.

Die Fortpflanzungsverhältnisse der Teichmuschel sind recht eigenartig. Das weibliche Tier stößt die reifen Eier in seinen Kiemengang, wo sie mit den vom Männchen einfach in das Wasser entleerten Samen, die mit dem Atemwasser in die weiblichen Kiemen gelangen, befruchtet werden. Aus diesen Eiern entwickeln

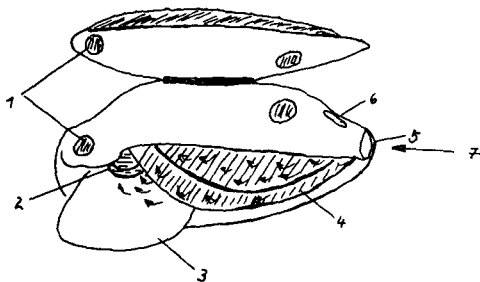


Bild 3: Schema einer geöffneten Teichmuschel. 1 Schließmuskeln, 2 Mundlappen mit „innerem Mund“, 3 Fuß, 4 Kiemen, 5 Einströmöffnung, 6 Ausströmöffnung, 7 Einfuhr des Wassers, vermischt mit Nahrungsteilchen.

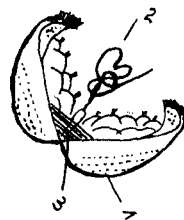


Bild 4: Larve einer Muschel (Glochidie) stark vergrößert. 1 Schalenklappen, 2 Faden mit klebriger Substanz zum Festheften in den Fischkiemen, 3 Schließmuskel.

sich Larven, sogenannte Glochidien, die noch eine Zeitlang im Kiemenbereich der Mutter verweilen, wo sie gut mit Sauerstoff versorgt sind. Die etwa $\frac{1}{3}$ mm langen Larven haben schon eine zweiklappige Schale, aus deren Mitte ein feiner, klebriger Faden herausragt, der bis 1,5 cm lang sein kann. Nach der Winterentwicklung strudelt das Muttertier die Glochidien meistens im Mai aus. Durch Wellen- und Strömungsbewegung werden sie durch das Wasser getragen und, wenn sie Glück haben, gelangen sie mit dem Atemwasser vorüberschwimmender Fische in deren Kiemen, wo sie sich mit dem Klebfaden fest verankern. Hier verweilen sie etwa 2–4 Wochen und entwickeln sich zu vollständigen kleinen, ca. 5–8 mm großen Muscheln. Obwohl die Glochidien in den Kiemen der Fische ein Schmarotzerdasein führen, erleiden die Wirte keinen Schaden, ja sie bemerken ihre Gäste wohl kaum. Diejenigen Muschellarven, die in keinen Wirt gelangen, gehen zugrunde.

Die kleinen Muscheln wachsen heran und bilden, weil sie recht bald Fett ansetzen und bis zu einer gewissen Größe noch keine starken Schalen besitzen, eine ausgezeichnete Fischnahrung. Da im Laufe der Zeit ein großer Teil von schwebenden Partikeichen und Bodensubstanz durch den Verdauungskanal unserer Teichmuscheln wandert, und damit in wertvolle Fleischnahrung für Nutzfische umgesetzt wird, kommt den Muscheln auch in diesem Punkt, dem fischereiwirtschaftlichen, eine Bedeutung zu.

Man müßte sich doch eigentlich wundern, daß trotz der komplizierten Entwicklung in unseren Flüssen und Seen so viele Muscheln gefunden werden, denn einerseits muß die Glochidie Glück haben, in die Kiemen eines Fisches zu gelangen, und andererseits ist die Muschel selbst ständig der Gefahr ausgesetzt, bis zu einer gewissen nicht mehr „mundgerechten“ Größe von Fischen, Wasservögeln usw. als Leckerbissen gefressen zu werden. Aber hier hat die Natur wieder einmal vorgebeugt. Die Arterhaltung ist dadurch gesichert, daß eine Muschel bis zu $\frac{1}{2}$ Million Eier produziert und ausstößt!

Die Teichmuschel ist in der Braunschweiger Gegend in Altwässern und Fischteichen noch weit verbreitet, da sie gegen verschmutztes Wasser nicht allzu empfindlich ist. 1957 und 1958 wurden sogar in der Oker noch einige Exemplare gefunden. Dieses Vorkommen ist aber inzwischen erloschen, denn der Fluß ist einerseits für die Muschel jetzt zu stark mit Abwässern belastet, andererseits wird in der letzten Zeit zu viel reguliert und entschlammt, so daß die Tiere keine Möglichkeit haben, ihre ruhige Lebensweise auf dem Flußboden fortzusetzen.

Ostfälische Flurnamen als Zeugnisse für Wein- und Weidenanbau in alter Zeit

von Werner Flechsig

Während des Mittelalters wurde auch in solchen Gegenden Deutschlands Wein angebaut, die nach unseren heutigen Vorstellungen dafür aus klimatischen Gründen oder wegen der Bodenverhältnisse ungeeignet sind. Es kam dabei nicht auf die Güte des gewonnenen Rebensaftes an, sondern auf die Deckung des Bedarfes der Kirchen und Klöster an Abendmahlswein aus eigenen Ländereien. Auch in Ostfalen gab es in alter Zeit Weinberge und Weingärten bei zahlreichen Orten. Das ist hinlänglich erwiesen durch Hilmar v. Strombeck in seinem Aufsatz „Einige Bemerkungen über den Weinbau im nördlichen Deutschland“ (Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 3. Jahrgang, 1870, S. 361 ff.) und durch Hermann Blume in seinem Aufsatz „Weinbau und Weinberge im südhanoverschen Berglande“ (Die Spinnstube 2. Jahrgang, 1925, S. 273ff. und 300 ff.). Danach befanden sich u. a. auch in nächster Nähe der Stadt Braunschweig Weinberge, so im Westen der Stadt bei der Broitzemer Straße, am Nußberge, in der Buchhorst bei Riddagshausen, bei Klein Schöppenstedt und am Thieder Lindenberge. Nicht wenige der Weinberge leben noch in Flurnamen fort, so daß ihre Lage genau bestimmt werden kann.

Es wäre jedoch übereilt, mit einem Flurnamen, der in hochdeutscher Form mit Wein- zusammengesetzt ist, früheren Rebenbau auf dem betreffenden Flurstück beweisen zu wollen, wenn darüber keine Urkunden oder Akten Auskunft geben. Solche Flurnamen können nämlich aus plattdeutschen Formen mit Wīn- im 17. bis 19. Jahrhundert durch Geistliche, Kanzleischreiber oder Feldmesser falsch verhochdeutsch worden sein. Wīn ist zwar das plattdeutsche Wort für Wein, doch kann es auch die Mehrzahl des Baumnamens Weide bedeuten, wenn die eigentlich zweisilbige Form Wīen bei schnellem und flüchtigem Aussprechen in zusammengesetzten Wörtern zu einer einsilbigen zusammengezogen ist.

Alle heimischen Weidenarten führen in Ostfalen die mundartliche Bezeichnung Wīe bzw. in den zwielautenden Mundarten Wāīe, Waīe, Wöīte oder Woīte. Durch ein hinzugefügtes Bestimmungswort wird gewöhnlich nur die Salweide als Sōl- oder Sōlwīe usw. von den übrigen Weidenarten unterschieden. Unsere Form Wīe geht zurück auf altsächsisch *wītha* und erscheint im späteren Mittelalter als *wīde*. Der lautgesetzliche Ausfall des d zwischen langem Stammsilbenvokal und kurzen e der Folgesilbe vollzog sich im Laufe des 16. Jahrhunderts, wie die mnd. Schriftquellen erkennen lassen. Der Ortsname *Wiedelah* wird 1567 als Familienname zum ersten Male *Wiela* geschrieben¹⁾.

Mundartliche Orts- und Flurnamen, die mit dem Bestimmungsworte Wīn- zusammengesetzt sind, dürfen also nicht auf den Weidenbaum bezogen werden, wenn sie vor dem 16. Jahrhundert schon mit Formen ohne —d— bezeugt sind. Dazu gehören z. B. Wienhausen im Kreis Celle, mundartlich Wīnhūsen, 1315 schon Winhusen geschrieben²⁾, oder auch Wienrode im Kreise Blankenburg, mundartlich Wīnrō(e), 1237 und 1442 als Wiegenrode überliefert³⁾.

Andererseits bleibt für jeden verhochdeutschen „Weinberg“ oder plattdeutschen Wīnbarch die Beziehung zur Weinrebe zweifelhaft, wenn der fragliche

Flurname nicht aus Schriftquellen vor dem 16. Jahrhundert mittelniederdeutsch als winberg oder wingarden überliefert ist. Unter den als Weinberg bzw. Winbarch, Weingarten bzw. Wīngårn oder Weinkamp bzw. Wīnkamp bezeichneten Flurstücken mag sich also noch mancher ursprüngliche Weidenberg, -garten oder -kamp verstecken, der erst bei Auffindung mittelalterlicher Namensbelege eindeutig erklärt werden kann.

Wo solche eindeutigen Namensformen aus dem Mittelalter fehlen und auch keine Nachrichten über früheren Weinbau aus Urkunden, Akten oder erzählenden Quellen vorliegen, bieten gleichwohl manche Flurnamen selbst durch die Art ihrer Zusammensetzung einen Anhaltspunkt für die Entscheidung, ob sie auf die Weinrebe oder auf den Weidenbaum zu beziehen sind. Zweifellos können solche Namen nichts mit dem Weinbau zu tun haben, deren Grundwörter auf Wald, Wasser oder Niederungen weisen wie etwa -brauk, -busch, -grund, -hagen, -häch, -holt, -host, -knick, -kulk, -lâ, -lake, -paul, -sprink, -strük, -weder und -wische. Selbst wenn solche Zusammensetzungen in hochdeutscher Form mit „Wein-“ als Bestimmungswort überliefert sind, besteht kein Zweifel, daß sie nach Weidenbäumen benannt wurden. Ein klassisches Beispiel dafür bietet A. Grundner-Culemann, der im 3. Bande der „Flurnamen des Stadtkreises Goslar“ (1966) auf S. 179 eine Nachricht aus dem Jahre 1800 über den „Weinbrunnen“ bei Goslar mit folgendem Wortlaut mitteilt: „Mit dem Wein hat diese Quelle nicht die geringste Ähnlichkeit, und ihr Name muß eigentlich Weidenbrunnen heißen, weil die Gegend, wo sie herkommt, mit Weiden stark bepflanzt ist, von denen auch die Weidemühle ihre Benennung führt.“

Umgekehrt sollte man meinen, daß Zusammensetzungen mit -barch bzw. hochdeutsch -berg stets auf den Weinbau hinweisen, weil die Rebenpflanzungen nur auf Abhängen gedeihen können, die in wirksamer Weise die Sonneneinstrahlung aufzufangen vermögen. Auch scheinen Berge keine geeigneten Standorte für Weidenbäume zu sein, die feuchte Niederungen bevorzugen. Gleichwohl gibt es Gelände, die sowohl dem Wein wie der Weide genügen. Das zeigt z. B. eine als Register im 5. Bande des Urkundenbuches des Hochstifts Hildesheim unter Nr. 196 mitgeteilte Urkunde von 1345 über ein Stück Land bei Hildesheim zwischen der Innerste und dem Weinberge, das mit Weiden bestanden war. Im übrigen muß ein Wī(e)nbarch nicht unbedingt als ein Berg mit Weiden gedeutet werden, sondern kann auch einen Berg an Weiden bezeichnen. Beispiele dafür, daß bei Zusammensetzungen mit dem Grundwort -berg das Bestimmungswort nicht die Zugehörigkeit, sondern nur die Nachbarschaft anzeigt, gibt es hierzulande genug. Dasselbe wie für -barch gilt auch für andere Hangbezeichnungen, z. B. -brink, -dâl, -hang und -höp. Daß die Grundwörter -barch, -brink, -dâl und -höp durchaus auch dem Namen der Weide als Bestimmungswort verbunden werden konnten, beweisen vor allem die eindeutigen Zusammensetzungen mit Wīt.

Bei der Behandlung der Eiche, Birke, Buche, Linde und Esche in ostfälischen Flurnamen habe ich schon früher darauf hingewiesen, daß diese Baumnamen nicht nur in der flektierten Form mit der Endung -en als Bestimmungswörter verwendet wurden, sondern auch unflektiert unter Weglassung des Endvokals der Nominativformen, also neben Aiken-, Berken-, Boiken-, Eschen- und Linnen- auch Aik-, Berk-, Bauk- oder Boik-, Lind- und Asch- oder Esch- (vgl. die Aufsatzreihe „Heimische Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flur-, Orts- und Personennamen Ostfalens“ in unserer Zeitschrift, 47. Jahrgang, 1961, S. 43 ff.

und 73 ff., 48. Jahrgang, 1962, S. 1 ff. und 33 ff.). Genauso stehen in ostfälischen Flurnamen Formen mit Wīen- und mit Wīt- nebeneinander. Wie die folgende Liste zeigt, erscheint Wīt- in Verbindung mit den Grundwörtern -barch, -brauk, -brink, -busch, -dāl, -dōr, -gāren, -hāgen, -hāch, -hoff, -holt, -hōp, -host, -kamp, -strūk, -stücke, -winkel und -wische. Besonders bemerkenswert ist darunter die Verbindung Wītgāren, weil sie zeigt, daß man auch bei den „Weingärten“ im Zweifel sein kann, ob sie richtig aus Wīngāren oder falsch aus Wīengāren verhochdeutsch sind. Die Zuweisung der einzelnen Flurnamen mit Wein- bzw. Wīn zu der einen oder der anderen Pflanzenart läßt sich also vom Grundwort her nicht entscheiden, solange eindeutige mittelalterliche Lautformen oder archivalische Zeugnisse über Wein- oder Weidenanbau am jeweiligen Standort nicht beizubringen sind.

Obwohl die Weide gewöhnlich nicht so stattliche Ausmaße erreicht wie etwa Eiche, Linde, Buche und Esche, so muß es früher hier und da doch besonders auffällige Weidenbäume gegeben haben, sonst wären wohl nicht Personen nach ihnen benannt worden wie etwa 1370 *Bele under der Widen* in Braunschweig⁴⁾. Bemerkenswert waren offensichtlich auch die dicken Weiden bei Gr. Quenstedt, Kr. Halb. (1319 *gegen de dicken wyden*⁵⁾) und die hohen Weiden b. Wasserleben, Kr. Wer. (1510 *Die hohen Weiden*, 1810 *Bei der hohen Weide*)⁶⁾. Weitere schmückende Beiwörter finden sich auf der Altstädter Feldmark der Stadt Braunschweig (1345 *by den Borneken widen*, 1642 *In den Borneken Widen*)⁷⁾, bei Lüerdissen, Kr. Holz (1760 *Auf den Horwieden*), und Rottorf, Kr. He. (*B. d. Kopfweide*). Ohne jeden Zusatz erscheinen:

Wīen, schriftl. *Wieden* oder *Weiden*: b. Rohrsheim, Kr. Halb. (1567/68 *vp de widen vor der borch*)⁸⁾, Heudeber, Kr. Halb. (1647 *teygen den wyden*)⁹⁾, Goslar (1625 *bei der Weiden*, 1706 *nach der Wieden*), b. Adenstedt, Kr. Al. (*Hinter den W.*), b. Averhoy, Empede, Evensen, Helsdorf, Luthmarsen und Mandelsloh, Kr. Neu.

Zahlreich sind die zusammengesetzten FLN. mit Weide oder Wein als Bestimmungswort.

Wīen-Acker: 1952 *Wäinackern*, 1858 *Weidenackern* b. Beinum, Stkr. Sa.; 1757 *Weinäcker* b. Seesen, Kr. Ga.;

Wī(e)n**barch**: 1952 *Wīenbarch*, 1867 *Weinberg* b. Warberg, Kr. He.; 19. Jahrh. *Weidenberg* b. Alversdorf, Kr. He.; 1771 *Am Wiedenberge* und *Am Wienberge* b. Goslar; 1761 *Am Weidenberge* Forstort b. Kaierde, Kr. Ga.; 1935 *Wīnbarch*, 1568 *Weinbreite* b. Schöningen, Kr. He. (hier seit 1120 bis 1663 Weinbau nachweisbar!); „*Weinberg*“ 18./19. Jahrh. b. Braunschweig, 1751 b. Kl. Schöppenstedt, Kr. Br., 1755 b. Jerxheim, 19. Jahrh. b. Mackendorf, 1754 b. Wolsdorf, alle 3 im Kr. He., 19. Jahrh. b. Barneberg, Kr. Hald., 19. Jahrh. b. Altenweddingen, Behrendorf, Bleckendorf, Domersleben, Eggenstedt, Hadmersleben, Hohendodeleben, Pesekendorf, Schermke, Seehausen, Unseburg, Wanzleben und Wolmirsleben, alle im Kr. Wanzleben, 19. Jahrh. b. Offleben, Oschersleben u. 1755 b. Hessen, alle im Kr. Oschersleben, 19. Jahrh. an 3 Stellen b. Goslar, b. Gr. Döhren und Neuenkirchen, Kr. Goslar, 19. Jahrh. b. Bad Harzburg (Fo. Harzburg II: *Weinbergskopf*), Gr. Heere und 1778 b. Schliestedt, alle im Kr. Wolf., 19. Jahrh. b. Bockenem, Nette und Werder im Kr. Hi.-Ma., b. Hachenhausen, Kr. Ga., b. Imsen,

Limmer u. Röllinghausen, Kr. Alf., 1771 b. Daspe, 1756 b. Holenberg und 19. Jahrh. b. Rühle im Kr. Holzm.¹⁰⁾, ferner zahlreiche Belege f. „Weinberg“ aus Göttingen-Grubenhagen, die hier nicht alle aufgeführt werden sollen, da Vollständigkeit nicht angestrebt wurde; wichtig sind aber noch als bezeugte Weinbauplätze 1446 Sassen Winberg b. Guntershausen, Weinberg am Wernigeröder Schloßberg, 1562 Überm Weinberg südl. der Lust u. Weinberg in der Forst b. Wernigerode.

Witbarch: Am Wiedeberge b. Lochtum, Kr. Go., Wiethberg b. Jeinsen, Kr. Springe, mda. *Witbarch*, 1660 *Wietberg* b. Nordburg und mda. *Wittbarch* (!), 19. Jh. *Wielberg* b. Scharnhorst, Kr. Celle;

Wienblēk: Vor dem Weidenflecke b. Veckenstedt, Kr. We.;

Wienbōm: hd. Weidenbaum b. Hadmersleben, Kr. Wanzl., Thartun und Westeregeln, Kr. Staßfurt;

Wienborn: 1480 *up dem wydenbornewege*, 1503 *Auf dem Widenbornweg* b. Harsleben, Kr. Halb.¹¹⁾, *Auf dem Weidenborne* b. Badeleben, Kr. Hald., *Weidenbrunnen* b. Hahndorf, Kr. Gos., 1739 *Wienborn*, 1800 *Weinbrunnen* b. Goslar, 1587 *Wienborn* b. Hassel, Kr. Celle;

Witbrauk, hd. *Wiedbruch*: Wald und Acker b. Kl. Twülpstedt, b. Rümmer, 1756 *Wiedbruch-Kamp* b. Velpke, alle im Kr. He., 1759 *Am Wiehbruch* b. Besingen, Kr. Ho., *Wiebrauk* b. Pollhöfen, Kr. Celle;

Wienbrauk: *Weidenbruchskamp* b. Mardorf, Kr. Neu.;

Winbraie: 19. Jahrh. Weinbreite b. Harbke, Kr. Hald.;

Witbrink: 1760 *Am Wietbrinke* b. Dielmissen, Kr. Ho.;

Wienbū: 1669 *Wienbüh*, 19. Jh. *Wiedenbühwiese* b. Langlingen, Kr. Celle;

Witbusch: b. Behrendorf, Kr. Wanzl., 1770 *Bei den Wiedbüschen* b. Baddenstedt, 1752 *Bei dem Wiedbusche* b. Emmerstedt, 1758 *Am W.* b. Gr. Twülpstedt, 1767 *Bei den Wiedbüschen* b. Ingeleben, *Der W.* b. Süpplingenburg, alle im Kr. He., 1765 *In Wiedbüschen* b. Achim, 1750 *In den W.* b. Aazum, 1760 Kr. He., 1765 *In Wiedbüschen* b. Achim, 1750 *In den W.* b. Atzum, 1760 *In den W.* b. Schöppenstedt, 1750 *Am Wiedbusche* b. Wendessen, alle im b. Jerstedt, Kr. Gos., 1757 *W. bei Seesen*, Kr. Ga., b. Oldendorf, Scharnhorst und Sülze, Kr. Celle;

Wienbusch: *Weidenbuschbreite* b. Marienborn, Kr. Hald., *In'n Wäienbusche* b. Engerode, Strkr. Salz., *Wäienbuschacker* b. Vöhrum, Kr. Peine, *Wiedenbusch* (mda. *Wiegenbusch*) b. Altensalzkoth und *Wiehebusch* b. Ummern, Kr. Celle, *Wiebusch* b. Neustadt a. Rbg., 1759 *Bei dem Weidenbusche* b. Bisperode, Kr. Ho.;

Witdāl: 1496 *Wythdal*, 1532, 1551 *up dem W.* b. Seehausen, Kr. Wanzleben¹²⁾;

Wiendāl: *Weidental* b. Wolmirsleben, Kr. Wanzl., 1427/28 *dat Wydendal*, Fo. b. Wernigerode, 1490 *Weydendal*, 1526 *Weigendal*, 1583 *Weidenthal* b. Daringerode, Kr. Wern.¹³⁾, mda. *Wäiendal* b. Jerstedt, Kr. Gos., 1355 *Wynedall*, 1389 *Widendal*, eine Holzung des Klosters Neuwerk im Harz¹⁴⁾;

Witdōr: 1746 *Vor dem Wiedthore*, mda. 1952 *Vor'n Widōre* b. Warberg, Kr. He.;

Wiengåren: 1747 *Weingarten* b. Hedeper, Kr. Wolf., b. Bockelskamp, Kr. Celle, zu Weide oder zu Wein: 1746 *Der Wiedt-Garte*, mda. 1952 *Witgåren* b. Warberg, Kr. He., 1775 *Weingarten* b. Abbenrode, Kr. Br., 1755 *Weingarten* b. Süpplingen und 1760 b. Calvörde, beide im Kr. He., 19. Jh. *Weingarten* b. Echte, Kr. Osterode (früher Wiese!), u. b. Wahmbeck, Kr. Northeim, 1356 *Wingarden to Rimbeke*, 1628 *Weingarten* b. Drüeck u. 1545 *Weingarten* b. Wernigerode, alle im Kr. Wern.;
Witgåren: *Im Wiedgarten*, mda. 1940 *In'n Woitgar n* b. Harsum, Kr. Hi.-Ma.;
Wiengrauwe: 1383 *to der Widengrove*, Grube im Oberharz¹⁵);
Wiengrund: *Weidengrund* b. Ampfurth, Kr. Wanz;
Wiðhågen: 1859 *Wiedhagen*, mda. 1953 *Woithågen*, mda. 1953 *Woithågen* b. Wolperode, Kr. Ga.;
Wienhågen: b. Brase, Kr. Neust.;
Wiengang: *Weidenhang*, Fo. b. Hasselfelde, Kr. Blank.;
Wiðhäch: 1942 mda. *Wäithäch* b. Ohlendorf, Stkr. Salz.;
Witthoff: 1948 mda. *de Wäithoff*, Straße in Woltwiesche, Kr. Wolf., 1750 *Im Wiedhof*, 1923 mda. *de Wäithoff*, ein Acker b. Lesse, Stkr. Salz.;
Wienhoff: 1752 *Der Weidenhof* b. Bornum, Kr. Wolf.;
Witholt: b. Bleckendorf, Kr. Wanz., *Das große Witholz* b. Barleben, Kr. Wolm., 1287 *Widholt*, Wald b. Schlanstedt, Kr. Osch.¹⁶), 1746 und 1772 *Wiedholz* b. Schulenrode, Kr. Br., 1760 *Im Wietholze* b. Vorwohle, Kr. Holz.;
Wienholt: *Weidenholz* b. Wolmirstedt;
Wiðhōp: 1664 *Wiethōper Wisch* b. Gr. Hehlen, 1770 *Withopen*, 19. Jh. *Wiethöfen* b. Wittbeck, beide im Kr. Celle, b. Bühren, Dedensen und Schneeren, Kr. Neust.;
Wienhōp: 1754 *Vor dem Wienhop* b. Flechtorf, Kr. Br.;
Witthost: *Im Wiedhorst* b. Meinkot, Kr. He., *Die Wiethorst* b. Bortfeld, Kr. Br.;
Wienhost: *Weidenhorst* b. Wolmirsleben, Kr. Wanz., *Weinhorst* Fo. b. Miesterhorst, Kr. Gard.;
Witkamp: 1758 b. Gr. Sisbeck, b. Gr. Twülpstedt und 1756 b. Volkmarsdorf Kr. He., b. Mascherode, Kr. Br., 1763 *In dem Weidkamp* b. Münchhof, Kr. Ga., b. Nordburg und 1669 b. Offensen, Kr. Celle;
Wienkamp: *Weidenkamp*, mda. 1935 *Winkamp* b. Barmke, Kr. He., 1735 *Im Wiedenkamp* b. Braunschweig (Altstädter Feldmark) und b. Lehndorf, Stkr. Br., 1771 *Wiedenkamp* b. Denstorf, und 1751 *Wiedenkamp* b. Gr. Gleidingen, Kr. Br., 1750 *Wiedekamp*, 1951 mda. *Waienkamp* b. Atzum, Kr. Wolf., *Wiehenkamp* b. Altwallmoden und 1764 b. Ostharingen, Kr. Go., 1758 *Am Weinkamp* (zu Weide oder Wein?), b. Ammensen und 1935 mda. *An'n Wäienkampe* b. Naensen, Kr. Ga., *Weidenkamp*, mda. *Wigenkamp* b. Beckendorf, Kr. Celle, *Weienkamp* b. Suttorf, Kr. Neu.;
Wienkåwel: *Auf der Weidenkabel* b. Altenrode, W. b. Darlingerode, *Die Weidenbaumkabeln* b. Minsleben, Kr. Wer.;
Wienknick: *Weidenknick* b. Alfeld;
Wienkulk: *Weidenkulk* b. Oschersleben;

Wienlâ: 1754 *Wiesen in der Weinlage* b. Dibbesdorf, Kr. Br., ON. *Wiedelah*, Kr. Gos. (1312 *curia et castrum Widela*, 1341 *dat hus to dem Widenla*, 1353 *Widenlah*, 1427 *dat wydenla*¹⁷⁾, 1950 mda. *Wäielâ*;

Wienlâke: *Weidenlake* b. Kreuzhorst, Stkr. Magdeburg, und Schernke, Kr. Wanz.;

Wienpaul: 1558 *widenpoell*, 1578 *Widen polen*, 1689 *wieden Pöhle* b. Seesen, Kr. Ga.¹⁸⁾;

Wiensprink: *Weidenspring* b. Liebenburg, Kr. Gos.;

Witstrūk: 1771 *Wiestruck* Anger b. Denstorf, 1751 *Wied-Struken* b. Sierße und 1754 *Über den Wißstrucken* b. Sonnenberg, Kr. Br., *Wiedstruck*, Acker b. Othfresen, Kr. Os.;

Witstücke: *Auf den Wiedstücken* b. Kl. Mahner, Kr. Gos.;

Wienwäch: *Auf dem Weidenweg* b. Gremshem, Kr. Ga.;

Wienwēder: *Weidenwerder* b. Neustadt a. Rbg.;

Witwinkel: 1759 *Wietwinkel*, 1934 mda. *Wienwinkel* b. Mackendorf, Kr. He., 1593 Kr. Hald.;

Weidenwinkel b. Vöhrum, Kr. Peine¹⁹⁾;

Witwische: 1752 *Die Wiedwiesen* b. Sierße, Kr. Br.

Wienwört: 1398 *to der wyden wort* b. Silstedt, Kr. Wer.²⁰⁾.

An Ortsnamen, die mit dem Namen der Weide als Bestimmungswort gebildet sind, kenne ich außer dem schon genannten Wiedelah aus Ostfalen nur Wieda im Kr. Blankenburg, benannt nach dem gleichnamigen Fließchen, an dem der Ort im Mittelalter entstand. Der Wasserlauf wird 1249 zuerst als *aqua Wida* erwähnt, 1253 die Umgebung als *silva Wida*²¹⁾, und heute mundartlich wie der Ort Wide gesprochen. Nicht hierzu gehören, wie schon eingangs erwähnt, Wienhausen und Wienrode. Zusammensetzungen mit den frühen Suffixen -ithi, -ari und -ingi fehlen ebenso wie mit den Grundwörtern -stedt, -heim, -hause, -rode, -hagen, -ara, -beck und -au, obwohl bei der Vorliebe der Weide für die Ufer von Wasserläufen gerade Bildungen der drei letzten Arten nahegelegen hätten.

Einige Zusammensetzungen, die uns zufällig nicht als Flurnamen in Ostfalen überliefert sind, kennen wir aber noch von Familiennamen, die nach solchen Flurnamen gebildet worden sind, z. B. *Dedeke Wiedenfelt* in Braunschweig²²⁾ um 1520²²⁾ und *Thonius Wedenbeck* in Br. 1568²³⁾, *Thomas Wienback* in Harste, Kr. Göttingen 1585, *Bartold Widenborg* in Feinsen, Kr. Springe²⁴⁾, dazu der häufigere Name *Wiedemann* oder *Wiemann* gebildet wie *Eschemann* und *Lindemann* entweder nach einem als Wahrzeichen am Hause des ersten Namensträgers stehendem Baume oder nach dem Herkunftsort, dessen Bestimmungswort ein Baumname ist, also in unserem Falle entweder „Mann beim Weidenbaume“ oder „Mann aus Wieda“.

Heutzutage, wo uns das weiche Weidenholz geringwertig erscheint, können wir uns kaum vorstellen, warum überhaupt so viele Flurnamen mit der Weide als Bestimmungswort gebildet worden sind, obwohl dieser Baum weder in seinem Wuchs mit Eiche, Buche, Linde und Esche in Wettbewerb treten kann noch nach unseren neuzeitlichen Begriffen eine erhebliche volkswirtschaftliche Bedeutung hat. Noch vor 100 Jahren war das aber ganz anders. Kiepen und Körbe der verschiedensten Formen und Zweckbestimmungen, aus Weidenruten geflochten, ge-

hörten früher in jeden ländlichen und städtischen Haushalt, als schmiegsames Bindemittel diente die Weidenrute, plattdeutsch Wē'e genannt, zur lockeren Befestigung beweglicher Teile aneinander, wie z. B. die Plauchwē'e am alten Pfluge zur Verbindung der Plauchkäre mit dem Plauchstell; vor allem aber fanden Weidenäste und -ruten Verwendung bei der Herstellung von Flechtwänden für Hoch- und Tiefbauten, sei es als lehmüberstrichene Füllung in den Gefachen der Fachwerkhäuser, sei es als Faschine bei der Befestigung von Böschungen.

J. A. Cramer kennzeichnete 1798 die Verwendungsmöglichkeiten der gemeinen Weide folgendermaßen: „Die gelbe und rothe Weide ist unter diesen Sorten am nützlichsten; man giebt ihr dieses Beiwort wegen der Farbe ihrer Zweige, die sehr biegsam sind, und, ohne zu zerbrechen, können zusammengedreht werden; diese dienen zum Flechten der Körbe, Stühle, Horden, Anbinden junger Bäume, zu Bandstöcken, Einbinden der Zäune, auch Verzäunungen selbst, wie sie denn auch zu Fachstöcken, Walhölzern und andern Geräthe, wozu leichtes (sol) Holzwerk nöthig, die beste Art, und also in der Landwirtschaft von großem Nutzen ist, dauert aber nicht über etliche Jahre in der Witterung, welches allen Hauswirthen bekannt genug ist. Man kann auch von allen Weidenarten kleine Mulden, Tröge, Schaufeln und dergleichen machen“²⁵⁾. Wegen dieser vielseitigen Verwendbarkeit der Weidenbäume wurden sie im 17. und 18. Jahrhundert durch landesherrliche Verordnungen immer wieder gegen Baumfrevel geschützt, und ihre Anpflanzung wurde von Staats wegen gefördert. Unter den Holzarten, denen damals aus volkswirtschaftlichen Gründen besondere behördliche Fürsorge zuteil wurde, steht die Weide nach der Eiche an zweiter Stelle²⁶⁾. Daher erklärt es sich auch, daß in Inventarverzeichnissen von Rittergütern, Domänen und Bauernhöfen aus dem 18. Jahrhundert der Bestand der Ländereien an Weiden, falls solche vorhanden waren, stets mit genauen Zahlenangaben, geordnet nach Alter und Wert der Bäume, sorgfältig verzeichnet wurde. So gab es z. B. auf den Ländereien der Domäne Lichtenberg nach dem Inventar von 1745 3235 alte, 270 junge und 147 trockene, d. h. abgestorbene „Weydenbäume“.

¹⁾ Stadtarchiv Braunschweig B II 5a, Schoßregister der Altstadt. — ²⁾ P. Alpers und Fr. Barnscheer, Celler Flurnamenbuch. 2. Aufl. 1952; hier S. 102. — ³⁾ K. Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Blankenburg. Wolfenbüttel 1921; hier S. 207. — ⁴⁾ Stadtarchiv Braunschweig B I 19, Degedingebücher der Altstadt. — ⁵⁾ O. Doering, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Kr. Halberstadt. Halle 1902; hier S. 109. — ⁶⁾ W. Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929; hier S. 147. — ⁷⁾ Stadtarchiv Braunschweig, H V (Sacksche Samml.), Bd. 21. — ⁸⁾ Ilsenburger Urkundenbuch Bd. 2, S. 505. — ⁹⁾ a. a. O. wie ⁵⁾; hier S. 50. — ¹⁰⁾ Über die frühere Verbreitung des Weinbaues in einem Teile Ostfalens ist nachzulesen in dem Aufsatz von H. Blume über „Weinbau und Weinberge im südhannoverschen Berglande“ (Zeitschr. „Die Spinnstube“, Jahrg. 2, 1925, S. 273 ff. und 300 ff.). — ¹¹⁾ a. a. O. wie ⁵⁾; hier S. 47. — ¹²⁾ Handschriftl. Flurnamensammlung von Dr. Albert Hasen - Ostfalen in Eilsleben, Bez. Magdeburg. — ¹³⁾ a. a. O. wie ⁶⁾; hier S. 147. — ¹⁴⁾ Goslarer Urkundenbuch Bd. V, Nr. 513. — ¹⁵⁾ Goslarer Urkundenbuch Bd. II, Nr. 359. — ¹⁶⁾ Bau- und Kunstdenkmäler des Kr. Goslar, bearb. von E. Borchers; hier S. 265; Urkundenbuch der Familie v. Saldern, Bd. I, Nr. 504; Stadtarchiv Braunschweig B II, 1 Allgem. Kämmererechn. — ¹⁷⁾ Stadtarchiv Wolfenbüttel, Erbreigister Amt Seesen. — ¹⁸⁾ H. Niehaus, Flurnamensamml. von Vahrensen. — ¹⁹⁾ a. a. O. wie ⁹⁾; S. 147 unter Stichwort „Weidenkabeln“. — ²⁰⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 367. — ²¹⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Gildeprozesse. — ²²⁾ Urkundenbuch der Stadt Braunschweig Bd. II, S. 513. — ²³⁾ M. Burchard, Bevölkerung des Fürstentums Calenberg - Göttingen gegen Ende des 16. Jahrh. Leipzig 1935; hier S. 46 und 215. — ²⁴⁾ Johann Andreas Cramer, Anleitung zum Forstwesen. Neue Aufl. Braunschweig 1798; hier S. 44. ²⁵⁾ W. Flechsig, Staatliche Fürsorge für Naturschutz und Landschaftsgestaltung im Lande Braunschweig während des 18. Jahrhunderts (in: Braunschweigisches Jahrbuch, Dritte Folge, Bd. 4, S. 53 ff.; hier S. 57 f.).

Julius von den Brincken, ein braunschweigischer Forstmann

von Kurt Schmidt

Julius von den Brincken entstammt einer westfälischen Familie, die mit dem Deutschritterorden in die Ostseeländer zog und in Kurland in mehreren Zweigen begütert war. Im 17. Jahrhundert zog von dort ein Nicolaus (Klaus) v. d. Brincken nach Braunschweig und ließ sich als Lakenmacher und Handelsmann nieder. Sein einziger Sohn Ernst hatte ein Fuhrgeschäft und war gleichzeitig Seidenfärber. Sohn (Ernst Conrad) und Enkel (Burkhard Johannes Andreas) wandten sich dem geistlichen Berufe zu und waren Pfarrer zu Vorsfelde und Twülpstedt. Erst der Sohn des letzteren, Friedrich Ludwig Ernst, wechselte in den Forstberuf über, mußte sich aber, bedingt durch den frühen Tod seines Vaters, auf die übliche praktische Ausbildung im Forsthaus Ampleber Kuhle bei dem reit. Förster Brandes beschränken und wurde zunächst als Wildmeister in Blankenburg angestellt.

Hier wurde Albrecht Julius von den Brincken am 26. 2. 1789¹⁾ als erstes Kind geboren²⁾. Nach Hausunterricht in den Anfangsgründen besuchte er die unteren Klassen des Städtischen Gymnasiums, mußte aber infolge der Versetzung seines Vaters als Forstmeister nach Hasselfelde mangels ausreichender Schulmöglichkeiten wieder durch einen Hauslehrer unterrichtet werden. Infolge Unzulänglichkeit des letzteren wurde Julius wieder nach Blankenburg und anschließend nach Wolfenbüttel auf das Gymnasium geschickt, das er bis zum Jahre 1805 besuchte. Gelegentlich eines Aufenthaltes des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand in Blankenburg wurde er durch seinen Vater vorgestellt und erhielt vom Herzog das Angebot einer Einstellung als Jagdjunker. v. d. Brincken sen. verstand es geschickt, dieses ehrenvolle Angebot abzulehnen mit dem Hinweise, daß sein Sohn sich diese Gnade erst durch eine entsprechende Ausbildung verdienen müsse. Hatte er doch klar erkannt, daß die Zeiten des holzgerechten Jägers mit betont jagdlicher Ausbildung vorbei waren und daß nur eine gediegene forstliche Ausbildung später zu einer leitenden Stellung befähigen konnte. Er verzichtete daher für seinen Sohn auch auf das noch übliche kameralistische Studium und schickte ihn fünf Semester (1805—1807) auf die Forstakademie Dreißigacker. So war Julius v. d. Brincken wahrscheinlich der erste braunschweigische Forstbeamte, der ein ausgesprochen *forstliches* Studium absolvierte.

Es ist erklärlich, daß v. d. Brincken in Dreißigacker ein anderes Wissen vermittelt wurde, als es herkömmlicherweise bisher die Forstleute nach mehrjähriger praktischer Lehrzeit aufzuweisen hatten. Und so wird er wohl gelegentlich seiner Besuche zu Hause seine theoretischen Kenntnisse nicht verhehlt, vielmehr sein Wissen herausgestellt haben. Dabei wäre es nicht verwunderlich, wenn er als junger Student die Theorie überschätzte und stark betonte. Hinzu kam der Gegensatz zwischen dem wägenden Alter und der aufstrebenden Jugend, kurz, es zeigten sich schon Gegensätze, die später noch krasser hervortreten sollten. So findet sich, wahrscheinlich durch diese Umstände veranlaßt, in einem Einrichtungswerke³⁾ v. d. Brinckens (sen.) die Bemerkung: „Der Forstmann, welcher die Theorie seiner Wissenschaft allein gehört hat oder sich nur pro forma vorbereitet, um von dem Apparat des Jägers und des grünen Rockes einen *scheinbaren* Gebrauch zu

machen, wird, wenn er je einiges davon gehört hat, die Forsttaxation bis in sein graues Alter als eine Hauptsache anstaunen, die seinem Wahne nach keinen Widersprüchen unterworfen ist, zumal wenn er Mühe und Erfahrungen und Resultat davon im Walde zu sammeln zu beschwerlich findet, oder solche zu sammeln keine Gelegenheit gehabt hat. Es geschah dem Ersteren gewöhnlich wie dem jungen Mediziner, welcher, wenn er die Hörsäle verläßt, glaubt, daß die verordnete Medizin durchaus die Wirkung bei den Patienten hervorbringen muß, wie er sie in seinen Heften niedergeschrieben hat.

Nur durch Erfahrung wird er von dieser Meinung durch anhaltende Beobachtungen erst geleitet und überzeugt, daß die Natur ihren eigenen Gang gehet, welche sich nicht unter seine Hefte beuge.“

Absichtlich ist dieser kleine Zug ausführlicher geschildert, da er für Charakter und spätere Einstellung des jungen Brincken aufschlußreich ist.

Nach Abschluß seines Studiums kehrte v. d. Brincken in die Heimat zurück. Hier hatten sich inzwischen die Verhältnisse grundlegend geändert. Durch die Teilnahme des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand am Feldzuge gegen Napoleon und durch die Niederlage Preußens war das Herzogtum Braunschweig dem Königreich Westfalen eingegliedert, Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, der Gönner v. d. Brinckens, war gestorben. So blieb Julius nichts anderes übrig, als sich bei der westfälischen Regierung in Kassel um eine Anstellung im Forstdienst zu bewerben. Da er dort aber über keine guten Beziehungen verfügte, wie er selbst einmal schreibt, wurde er seinem Vater, dem inzwischen als Inspecteur des eaux et des forêts die Inspektion Zellerfeld übertragen war, als Titularförster mit einem Gehalt von 800 frcs. zur Unterstützung zugeteilt.

Erst nach mehreren Jahren erinnerte man sich seiner wieder, und er mußte sich einem Examen unterziehen, da nunmehr kein Forstbeamter ohne Prüfung seiner Kenntnisse angestellt werden durfte. Er bestand das Examen vor einer vom Finanzministerium in Kassel eingesetzten Prüfungskommission unter dem Vorsitz des Staatsrates von Witzleben mit „gut“ und wurde im Jahre 1811 zum westfälischen Oberförster ernannt. Vorübergehend wurde er mit der Verwaltung des Bezirks Walkenried beauftragt, war aber für eine Stelle am Deister vorgesehen, als unerwartet die Oberförsterstelle Königsthal (Grafschaft Hoya) frei und ihm übertragen wurde.

Hier scheint er reichlich weitgehend die Interessen der französisch-westfälischen Regierung wahrgenommen zu haben; jedenfalls galt er unter der Bevölkerung als ein eifriger Anhänger der Fremdherrschaft. Man machte ihm besonders zum Vorwurf, daß er Konscribierte, d. h. zum französischen Heeresdienst eingezogene frühere preußische oder braunschweigische Untertanen, die sich vielfach dem Militärdienst durch Flucht zu entziehen suchten, verhaften ließ, ferner auch die Aufkäufer von Beutepferden denunzierte und der Bestrafung zuführte. Kurz, er erregte in der ganzen Umgebung allgemeinen Widerwillen, so daß eine Katastrophe unvermeidlich war, die dann später für seine Zukunft in Deutschland bestimmend werden sollte.

Als zu Anfang des Jahres 1813 mit der Erhebung gegen die Fremdherrschaft der preußische Major Friedrich Hellwig mit seinem Freicorps die Gegend von Königsthal durchstreifte, wurde ihm Brincken als schlechter Patriot bezeichnet. Nach kurzer Untersuchung ließ Hellwig ihn eines Nachts durch seine Husaren

nebst einigen Freiwilligen ausheben und ihm 50 Hiebe als Strafe verabfolgen. Ferner mußte Brincken auf einer Quittung mit Namensunterschrift bescheinigen, daß er „dafür als eine wohlverdiente Strafe danke und die ihm zur Last gelegten Unrechtfertigkeiten namentlich anerkenne“.

Ganz klar ist indes diese Angelegenheit nie geworden, nach einer späteren Darstellung v. d. Brinckens wurde der Überfall durch plündernde Marodeure ausgeführt, der Haupträdelsführer später von einem preußischen Gerichte bestraft. Jedenfalls erhielt der Kaufmann und Gastwirt Brune aus Wolfenbüttel, der am Überfall beteiligt war, im Jahre 1814 dafür sechs Wochen Gefängnis; nachgewiesen durch ein öffentlich verkündetes Urteil des Kriegsgerichts Wolfenbüttel.

Als im Verlaufe der Freiheitskriege in Braunschweig ein Herzogliches Jägercorps aufgestellt wurde, erhielt auch Brincken seine Einberufung als Oberjäger. Bei der Bildung der einzelnen Kompanien traten einige Offiziere und Jäger, sämtlich Söhne von Forstbeamten, vor die Front und erklärten, mit einem solchen Vaterlandsverräter nicht zusammen dienen zu wollen. Nach einem Zeugnis des Capitain Mahner und des Leutnants Degering, das später noch einmal Bedeutung erhalten sollte, wurde v. d. Brincken daraufhin aufgefordert, das Corps nunmehr zu verlassen und seine Rechtfertigung vor einer Untersuchungskommission zu betreiben.

Nach eigener Angabe war Brincken aus einer durch die preußische Regierung angestellten Untersuchung völlig gerechtfertigt hervorgegangen, er blieb jedenfalls weiterhin im preußischen Staatsdienst und verwaltete weiter die Oberförsterei Königsthal. Seine Versetzung nach Erfurt stand kurz bevor, als plötzlich im Jahre 1814 durch Kgl. Cabinetsorder die Entlassung aller „Ausländer“ aus dem Staatsdienst angeordnet wurde.

Das Nächstliegende war natürlich, daß v. d. Brincken sich um eine Anstellung in Braunschweig bewarb, wohin sein Vater inzwischen als Cammerath berufen war, und auch Brincken jun. einflußreiche Gönner besaß. Sein Gesuch um Anstellung bereitete indes der Herzoglichen Cammer große Kopfschmerzen. Vor allem wurde es durch den Oberforstmeister von Löhneysen, einen Freund seines Vaters, befürwortet. Dieser schilderte den jungen Brincken als einen Mann mit guten Kenntnissen, dessen Übernahme im Hinblick auf das gute westfälische Examen ohne weitere Anstellungsprüfung erfolgen könne.

Aber wie sollte man ihn verwenden? Zum wirklichen Oberförster wollte man ihn nicht ernennen, da er als Vorgesetzter noch zu jung erschien. Daher schlug die Herzogliche Cammer am 22. 12. 1814 die Einstellung als Titularoberförster mit 300 Talern Jahresgehalt vor. Eine Stelle als Cammer-Assessor dagegen, die Vater wie Sohn hauptsächlich im Auge hatten, wollte man ihm nicht geben, um ältere Cammersekretäre durch eine solche Bevorzugung nicht zu kränken, zumal Brincken nicht den vorgeschriebenen Ausbildungsgang durchlaufen hatte. Auch eine Anstellung als Cammersekretär kam nicht infrage, da diese Stellen bereits überbesetzt waren. Man erwog auch seine Anstellung als „Forstkommissar“, ein Titel, den in altbraunschweiger Zeit höhere, aber nicht adlige Forstbeamte geführt hatten. Kurz, man konnte sich nicht entschließen, wollte ihn andererseits mit Rücksicht auf seinen Vater auch nicht abweisen. Zum Unglück v. d. Brinckens tauchte wieder das Gerücht von der Prügelstrafe durch preußische Freicorpsangehörige auf, obwohl v. d. Brincken die Angelegenheit in seinem Anstellungsgesuche bereits als Überfall durch Marodeure angegeben hatte.

Schließlich fand sich ein Ausweg: von den Brincken wurde ohne Titel⁴⁾ seinem Vater, der den Vorsitz der neu gebildeten Taxationskommission innehatte, zugeteilt und ihm das „enorme“ Gehalt von monatlich 25 Talern bewilligt. Allerdings hatte er davon auch sämtliche Reisekosten usw. zu bestreiten! Herzog Friedrich Wilhelm, der wie sein Vater der Familie Brinckens großes Wohlwollen entgegenbrachte, versprach ihm entsprechende Anstellung nach seiner Rückkehr vom Feldzuge, sofern er sich bei seiner auftragsweisen Beschäftigung gut bewährt habe.

Und wieder spielte das Schicksal v. d. Brincken einen Streich, der Herzog fiel bei Quatrebras, und damit wurde die Erfüllung dieses Versprechens wieder sehr zweifelhaft, zumal Brincken außer dem Oberforstmeister von Löhneysen keine Freunde in der Cammer hatte. Allerdings brachte man ihm von seiten der Regierung, dem Fürstlichen Gouvernement, das die Führung der Regierungsgeschäfte für den noch unmündigen Herzog Carl übernommen hatte, großes Wohlwollen entgegen.

v. d. Brincken ließ sich durch alle Widrigkeiten nicht verdrießen, sondern nahm tatkräftig die ihm übertragene Aufgabe wahr, die in Forsteinrichtungsarbeiten, also Vermessungen und Kartierungen, Vorratsschätzungen, Aufstellung von Wirtschaftsplänen usw. bestand. Er konnte jetzt so recht seine Fähigkeiten unter Beweis stellen, und die Forsteinrichtungsvorschrift von 1815 wie die in der Folge ausgearbeiteten Einrichtungswerke sind ausschließlich auf seine Initiative zurückzuführen. Die Tätigkeit seines Vaters, der als Cammerrath noch andere Aufgaben zu erfüllen hatte, beschränkte sich auf eine gewisse Obergewalt, so daß schon verschiedentlich seine Abberufung aus der Taxationskommission in Erwägung gezogen wurde.

Praktisch war jedenfalls v. d. Brincken jun. der Leiter der Taxationskommission, und es ist ihm nicht zu verargen, daß er 1816 ein Gesuch um feste Anstellung und Gehaltsaufbesserung einreichte. Neben seinem persönlichen Ehrgeiz, einen seiner Tätigkeit entsprechenden Titel und damit innerhalb seines Wirkungskreises auch die entsprechende Stellung zu erhalten, veranlaßte ihn vor allem seine schlechte pekuniäre Lage zu diesem Schritt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß er für seine Dienstreisen, zu denen er sich Reitpferde anmieten mußte, keinerlei Reisekosten, Tagegelder oder Aufwandsentschädigungen erhielt. Er ersuchte daher um Bewilligung des Gehaltes eines planmäßigen Oberförsters mit dem Titel eines Cammer-Assessors und um Erlaubnis, an den Sitzungen der Forstsection der Cammer teilnehmen zu dürfen, um die Forsteinrichtungsangelegenheiten besser vertreten zu können. Die Cammerräte sprachen sich aber mit einer Ausnahme (v. Löhneysen) gegen seine Anstellung aus; und man bewilligte ihm am 22. 7. 1816 neben einem Fixum von 300 Talern noch einen Tagegeldsatz von 1 Taler. Auch v. Löhneysen verstand man schließlich gegen v. d. Brincken einzunehmen, indem man die Richtigkeit der Taxationen anzweifelte. Wie so oft, urteilte man über Dinge, von denen man nichts verstand. Ein Cammerrat schlug sogar vor, den Cammer-Assessor Melsheimer mit der Nachprüfung der v. d. Brinckenschen Einrichtungswerke zu beauftragen. Vorsichtigerweise wurde dem widerraten, mit der Begründung, daß Melsheimer wohl nicht der geeignete Mann dazu sei. Die häufig auftauchende Abneigung gegen die Forsteinrichtung, fußend auf mangelhafter Kenntnis, suchte nun nach anderen Gründen, die Gerüchte um die Prügelstrafe, die Ausstoßung aus dem Jägercorps tauchten wieder auf. Jetzt

machte aber die Fürstliche Regierung dem Treiben gegen Brincken ein Ende. Sie entschied, daß diesem eine einmalige Gratifikation zu zahlen sei, und sagte ihm für 1817 die Übertragung einer planmäßigen Stelle zu, die für ihn im Etat geschaffen werden sollte.

Inzwischen scheint sich aber v. d. Brincken, jetzt 27jährig, unter der Forstbeamtenschaft wenig Freunde erworben zu haben. Die Cammerberichte an die Regierung schildern „seinen großen Stolz und seinen Eigendünkel gegen die zur Taxation zugezogenen Forstbeamten, die er mit Geringschätzung behandle“. Inwieweit zu der Abneigung gegen v. d. Brincken die Reviervorwalter der eingerichteten Reviere beigetragen haben, ist nicht ganz ersichtlich. Es ist durchaus denkbar, daß sich v. d. Brincken hier manchen Feind geschaffen hat. Seine Einrichtungswerke schildern mit nicht zu übertreffender Deutlichkeit, beinahe Grobheit, den durch Unwissenheit und Gleichgültigkeit verursachten schlechten Zustand der Waldungen. Vielleicht wurde auch sein Bestreben, dem alten Schlen-drian ein Ende zu machen und feste Wirtschaftsvorschriften einzuführen, als unbequem empfunden. Wie dem auch sei, es kam zum Eklat, als v. d. Brincken mit Wirkung vom 13. 2. 1817 über die Cammer hinweg von der Fürstlichen Regierung den Charakter eines Forstmeisters erhielt — allerdings ohne endgültig angestellt zu werden!

Die Oberforstbeamten des Landes reichten umgehend einen Protest im Interesse der Standesehre ein, indem sie „um die Erlaubnis baten, die Gründe darlegen zu dürfen, die es ihnen nicht zu gestatten scheinen, mit einem Manne in Dienstverhältnisse zu treten, dem sie ihre Achtung zu versagen gezwungen sind und der sich durch sein früheres Betragen der Ehre unwürdig gemacht hat, einen Posten zu bekleiden, der bisher nur Männern von unzweideutigem Rufe anvertraut zu werden pflegte“ 5).

In den weiteren Ausführungen wurde aufgrund des Zeugnisses der bereits erwähnten Offiziere die Bestrafung Brinckens durch Freicorpsangehörige geschildert und als besonders erschwerend die Ausstellung der Quittung hingestellt, die in Abschriften unter den Forstbedienten des Landes umlaufe. Allerdings war das Original der Quittung verschwunden, doch waren die Unterzeichner bereit, glaubhafte Zeugen zu stellen, die beschwören wollten, die Quittung gesehen zu haben. Der Protest gipfelte in der Forderung, die Ernennung v. d. Brinckens zurückzunehmen, da weder Vorgesetzte noch Untergebene vor ihm Achtung haben könnten. Die Regierung blieb indes fest und beließ von den Brincken den Titel „Forstmeister“.

Nun hatte sich v. d. Brincken alle Sympathien verscherzt. Alles Erdenkliche wurde gegen ihn vorgebracht. Sein 3. Gesuch enthält noch einmal die frühere Forderung: Definitive Anstellung als Oberförster oder Gehaltszulage unter Gleichstellung mit dieser Rangklasse. Zugleich wies v. d. Brincken auf seine schlechten Einkommensverhältnisse hin, die es ihm nicht gestatteten, im Frühjahr 1818 mit den Einrichtungsaußenarbeiten zu beginnen.

In einem Bericht der Cammer an die Regierung wurde das Gesuch als anmaßend bezeichnet, seine Weigerung, ohne genügende Geldmittel an die Außenarbeiten zu gehen, als Trotz ausgelegt, als „Drohung durch Sistierung des Taxationsgeschäftes zu zwingen, ihn anzustellen . . . daß der von den Brincken definitiv

angestellt zu werden wünscht, steht ihm nicht zu verargen, aber höchst zu mißbilligen ist es, daß seine Vorstellung vom 24. 3. einen Beweis großer Anmaßung liefert, welche für keinen jungen Mann paßt, der seine Carrière im hiesigen Lande erst anfängt . . . indem er sich nicht zuviel sein läßt, die dreiste Behauptung aufzustellen, wie es sich von selbst verstehe, daß die reitenden Förster ihm als Forstmeister nachstehen müßten . . .“ Kurz, es wurde ihm zunächst von der Regierung eine extraordinäre Gratifikation sowie die Liquidierung von Tagegeldern genehmigt, aber hinsichtlich seiner Anstellung blieb alles beim alten.

Das Kesseltreiben seitens der Fürstlichen Cammer ging weiter, anstelle sachlicher Gründe wurde alles Erdenkliche herangezogen und ihm mit dem Hinweise, die Einrichtungsarbeiten verschlängen zu viel Geld, es würden unnötige Ausgaben gemacht und dgl., ein Monitum erteilt, das Brincken zurückwies.

Daraufhin beschwerte sich die Cammer bei der Regierung. „Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß die liquidierten Kosten von 505 Thalern 5 ggr. um ein Bedeutendes verringert werden konnten, wenn die Taxationskommission sich bemüht hätte, unnötige Ausgaben zu vermeiden. So erscheint z. B. der gewählte kostbare Einband der Bewirtschaftungspläne mit Maroquinleder, goldenem Schnitt usw. als ein ganz unnötiger Luxus, und ebenso überflüssig dürfte es sein, daß die ersten Seiten der gedachten Pläne mit Kupferstichen geziert und gedruckt sind, da sie füglich *sauber geschrieben* werden könnten . . .

Auch die beträchtlichen Kosten für das Velinpapier, welches ohnehin nicht einmal dauerhaft ist⁶⁾, indem es leicht bricht, hätten gespart werden können, besonders zu tadeln möchte aber sein, daß die beiden Commissarien der Forsttaxation eigenmächtig — ohne Anfrage oder Genehmigung — einen solchen Kostenaufwand herbeigeführt haben, welches wohl in der Absicht geschehen sein mag, um ihren Arbeiten ein imposantes Aussehen zu verschaffen.“ Die Regierung konnte sich einer solchen Achtungsverletzung gegenüber der Cammer nicht ganz verschließen, sie genehmigte zwar die Mehrausgabe, ließ aber Brincken durch die Cammer ein erneutes Monitum erteilen.

In der Folge wuchsen die Mißhelligkeiten. v. Löhneysen, der einzige Gönner von den Brinckens in der Cammer, starb am 17. 2. 1818. Schließlich sah sich Brincken gezwungen auszuschcheiden und trat noch im gleichen Jahre (am 1. Oktober) aufgrund eines Angebotes des polnischen Staatsrates Graf Broel-Plater in polnische Dienste als Oberforst- und Jägermeister⁷⁾. Polen war damals als Königreich dem russischen Zarenreich eingegliedert, hatte aber noch (bis 1831) größere Freiheiten. v. d. Brincken wurde Generalforstmeister, im Range eines Generals, mit einem Jahresgehalt von 12700 Zloty. Seine Hauptaufgaben lagen auf dem Gebiete der technischen Forsteinrichtung und einer neuen Organisation der Forstwirtschaft. Ferner sollte er bei der Gründung einer Forstschule mitwirken, zumal er neben seiner Muttersprache auch die französische und polnische Sprache beherrschte.

Am 6. 12. 1823 erhielt v. d. Brincken ein polnisches Freiherrndiplom, das unter dem 5. 12. 1823 bestätigt war. Auch am Zarenhofe in St. Petersburg war Brincken angesehen und erhielt 1825 den Stanislaus-Orden II. Klasse mit Stern für seine Verdienste. Im Jahre 1825 heiratete er Eleonore v. Libiszowska, Truchsessin von Opocno.

Außerdienstlich war Brincken schriftstellerisch tätig. So redigierte er die Forstzeitung „Der polnische Sylvan“, die wahrscheinlich auch von ihm begründet war. Im Jahre 1826 widmete er dem Zaren Nikolaus I. seine Abhandlung (in französischer Sprache) über den Urwald in Bialowies (*Mémoire descriptif sur la Forêt de Bialowieza en Lituanie/Vorsowie* 1826), für die er als Anerkennung einen Brillantring im Werte von 2000 Rubeln erhielt.

v. d. Brinckens Stellung in Polen war allerdings nicht einfach. Er war Deutscher, und vor allem ist es wenig glaubhaft, daß er seine früheren, leicht Anstoß erregenden Eigenschaften, ganz abgelegt hatte. Kurz es wurden ihm im Laufe der Zeit Unterschleife bei Holzhandelsgeschäften, ferner auch die Bevorzugung Deutscher bei Zurücksetzung polnischer Forstleute zum Vorwurf gemacht. Nach dem polnischen Aufstande 1831 mußte er seine Demission erklären und nach Deutschland zurückgehen. Erst nach Niederwerfung des Aufstandes durch russische Truppen konnte er 1833 wieder nach Polen zurückkehren, ohne indes aus politischen Gründen seine frühere Stellung wieder zu übernehmen. Vielmehr setzte ihm der Zar mit Dekret vom 10. 8. 1834 eine jährliche Pension von 4760 Zloty aus. Von dieser Zeit an scheint von den Brincken das Leben eines Privatmannes geführt zu haben. Lediglich im gleichen Jahre widmete er nochmals dem Zaren, als dessen treuer Diener er sich stets bezeichnete, seine zweite größere Arbeit: „Ansichten über die Bewaldung der Steppen europäischen Rußlands mit allgemeiner Beziehung auf die rationale Begründung des Staatswaldwesens“⁸⁾. Als Belohnung überwies ihm der Zar eine mit Brillanten besetzte Tabaksdose. Daneben verfaßte v. d. Brincken auch Werke belletristischen Inhaltes, blieb aber ständig um eine erneute Einstellung im russischen Forstdienste bemüht. Als endlich sich eine Möglichkeit in einer innerrussischen Provinz bot, starb er am 1. 6. 1846 zu Warschau an Typhus.

Wie man ihn auch beurteilen mag, jedenfalls war mit ihm ein Mann aus der braunschweigischen Forstverwaltung ausgeschieden, der aufgrund umfangreicher Kenntnisse, allen Widerständen zum Trotz, sich mit großer Tatkraft bemüht hatte, der braunschweigischen Forstwirtschaft einen neuen Geist aufzuzwingen und anstelle von bisheriger Planlosigkeit und Willkür feste, auf sorgfältiger Planung aufbauende Wirtschaftsrichtlinien zu schaffen. Seine Einrichtungswerke wie seine Vorschrift blieben auch für die weiteren Einrichtungsarbeiten unter der Leitung des Grafen Werner v. Veltheim richtunggebend und wurden fast unverändert übernommen. In den wenigen Jahren seines Wirkens hatte v. d. Brincken den Grund für eine geordnete Waldbehandlung gelegt, ja, von seinen Planungen ab kann überhaupt erst von einer wirklichen Forstwirtschaft im Lande Braunschweig gesprochen werden.

¹⁾ Braunschwg. Tageblatt 1869 Nr. 23 A, vom 23. 1. 1869. — ²⁾ Paten waren Fürst v. Anhalt und Fürstin v. Sondershausen. — ³⁾ 1805/06 für die Blankenburger Oberen Forsten. — ⁴⁾ Entscheid des herzogl. Geheimratskollegiums vom 6. 1. 1815 ... Da jedoch dieser Junge Mann in seinem früheren Dienstverhältnisse (und zwar wie es scheint durch sein unvorsichtiges Betragen) sich manche Unannehmlichkeit zugezogen hat ... — ⁵⁾ Der Protest trägt die Unterschriften: August Friedrich von Löhneysen Ofm., Carl Philipp Heinrich Forstsekretär Friedrich August Breyer, H. J. E. von Böhlen, Forstmeister, Georg von Praun Forstmeister, Werner Graf von Veltheim Forstmeister, G. v. Bülow. — ⁶⁾ Es ist heute nach 130 Jahren noch fast unverändert. — ⁷⁾ v. d. Brincken in Polen vgl. Buchholz Allg. Forstzeitschrift 1936. — ⁸⁾ Gedruckt in Braunschweig 1833.

Die Orgeln des Herzogtums Braunschweig um 1750

Eine Übersicht von Uwe Pape

Die auf Befehl des Herzogs Carl zu Braunschweig und Lüneburg (28. Mai 1746) in der Zeit von 1747 bis etwa 1765 von den Pfarrern im Lande Braunschweig angefertigten Corpora bonorum (Kirchen-Hauptbücher) enthalten unter anderem Angaben über die Kirchen und das kirchliche Inventar. In Kapitel 1, Abschnitt 6, werden Mitteilungen zu Ornat, Gerät, Orgel und Glocken gemacht.

Untersuchungen über Orgeln des Herzogtums haben ergeben, daß nur sehr wenige Gemeinden um 1746 eine Orgel in ihrer Kirche aufzuweisen hatten. In der vorliegenden Arbeit werden über Orgeln Kurzmitteilungen veröffentlicht, die bei Durchsicht aller im Landeskirchlichen Archiv Braunschweig vorhandenen Corpora bonorum notiert wurden. In vielen Fällen wird eine Orgel als nicht vorhanden gekennzeichnet. In anderen Fällen wird eine Orgel überhaupt nicht erwähnt; dies bedeutet fast immer, daß keine Orgel vorhanden war. Wird eine Orgel erwähnt, so wird in vielen Fällen die Registerzahl, zuweilen auch die Disposition genannt. Sehr häufig wird bemerkt, daß es sich um ein schlechtes, zum Teil unbrauchbares Instrument handele.

Quellen:

Corpora bonorum des Landeskirchlichen Archivs, Braunschweig, Kannengießergasse. Vgl. auch „Serenissimi Gnaedigste Verordnung...“ vom 28. Mai 1746 in „Consistorial rescripta“ 1746—1750.

Abkürzungen:

O. n. v.	Orgel nicht vorhanden	Reg.	Register
O. n. e.	Orgel nicht erwähnt	Man.	Manualwerk
O. v.	Orgel vorhanden	Ped.	Pedalwerk
Pos. v.	Positiv vorhanden	HW.	Hauptwerk
kl. O. v.	kleine Orgel vorhanden	OW.	Oberwerk
e.	erwähnt	BW.	Brustwerk
erb.	erbaut	RP.	Rückpositiv
vm.	vormals	NW.	Nebenwerk
erw.	erweitert	PK.	Pedalkoppel
ak.	angekauft	Stftg.	Stiftung
Rep.	Reparatur	s.	siehe
Disp.	Disposition		

Abbenrode	1750	O. n. e.	Allrode	1753	O. n. e.
Achim	1750	O. n. v.	Altendorf	1751	O. n. v.
Ackenhausen	1749	O. n. v.	Altgandersheim	1749	Pos. v.
Adenstedt		O. n. e.	Alverstorf	1753	O. n. v.
(Ölsburg)	1752		Alvesse	1749	O. n. v.
Adersheim	1751	O. n. v.	Amelungsborn	1753	O. mit 7 Reg. v.
Ahlshausen	1750	O. v., erb. 1715 von J. A. Graff, Wolfenbüttel. Disp. mit 9 Reg. (Man.) und 5 Reg. (Ped.)	Ammensen	1748	O. n. e.
			Apelnstedt	1765	O. n. v.
			Arholzen	1750	O. n. v.
			Astfeld	1749	O. n. v.
Ahlum	1750	O. n. e.	Atzum	1750	O. n. v.

Badenhausen	1751	Pos. mit 7 Reg. v.	Bündheim	um 1750	O. v.
Bahrdorf	um 1750	O. n. e.	Burgdorf	1746	O. n. v.
Bansleben	1750	kl. O. v.			
Barbecke	1753	O. n. v.	Calbecht	1750	O. n. e.
Barmke	1748	O. n. e.	Calvörde	1750	O. von 1742 mit 12 Reg. v.
Barnstorf	1776	O. n. e.	Calvörde	1777	O. von 1742 v., Disp. mit 9 Reg. (Man.), 3 Reg. (Ped.)
Bartshausen	1753	O. n. e.	Cattenstedt	1752	O. n. e.
Barum	1751	O. n. e.	Claus (Schöningen)	1750	O. n. v.
Beddingen	1750	O. n. v.	Clus (Gandersheim)	1750	O. n. v.
Beienrode	1750	O. n. e.	Cramme	1751	O. n. e.
Beierstedt	1750	O. mit 6 Reg. von 1732 v.	Cremlingen	1749	O. n. v.
Bellingen	1768	O. n. v.			
Bentierode	1748	O. n. e.	Dahlum, Groß	1754	O. n. e.
Benzingerode	1749	O. mit 11 Reg. von 1742 v.	Dahlum, Klein	1754	O. n. e.
Berklingen		O. n. v.	Dankelsheim	1750	O. n. v.
Berel	1749	O. n. v.	Deensen	1749	O. n. v.
Bessingen		O. n. v.	Delligsen	1753 ff.	Pos. v.
Bettingerode	1749	O. n. e.	Denkieshausen	1751	O. n. e.
Bettmar	1756	O. mit 7 Reg. v., vm. Braunschweig, St. Petri	Denkte, Groß	1750	O. v., 1749 ak.
Beulshausen	1748	O. n. e.	Denkte, Klein	1750	O. n. v.
Bevenrode	1750	O. n. e.	Denstorf	1836	O. von 1764 v., Disp. mit 8 Reg. (HW.), 8 Reg. (OW.), 4 Reg. (Ped.)
Bevern	1749	O. v.	Derenthal	1753	O. n. v.
Bienrode	1750	O. n. e.	Destedt	1751	O. n. v.
Biewende, Groß	um 1750	O. n. v.	Dettum	1708, 1749	O. n. e.
Biewende, Klein	um 1750	O. n. v.	Dielmissen	1751	O. n. v.
Billerbeck	1748	O. n. e.	Dobbeln	1750	O. n. v.
Bisperode	1766	O. n. v.	Dohnsen	1751	O. n. v.
Blankenburg	1747 ff.	Nachtrag: O. 1676, 1706, 1712 erw., 1747 Rep.	Drütte	1751	O. n. v.
Bleckenstedt	1750	O. n. e.	Duttenstedt		O. n. e.
Bodenburg					
St. Johannis	um 1750	O. n. e.	Eilum	1749	O. n. v.
St. Laurentii	um 1750	Orgelbauer e. (ständige Ausgaben)	Eimen	1753	O. n. e.
Bodenstedt	um 1750	O. n. v.	Eitzum	1749	O. n. v.
Börßum	1777	O. n. e.	Ellierode	1749	O. n. v.
Börnecke	1749	O. v.	Elsebeck (Calvörde)	1777	O. n. e.
Boßfen	1753	O. v., erb. 1747 von Kohlen, Gottsbühren	Emmerstedt	1766	O. n. v.
Boimstorf	1750	O. n. e.	Engelnstedt	1750	O. n. v.
Bornhausen	1750	O. mit 7 Reg. v., Stftg.	Engerode	1753	O. n. e.
Borum			Erkerode	1752	O. n. v.
(Wolfenbüttel)	1752	O. n. v.	Erzhausen	1748	O. n. v.
(Königslutter)	1752	O. n. v.	Esbeck	1753	O. mit 8 Reg. (Man., Ped.) v., Stftg.
(Seesen)	1750	O. n. v.	Eschershausen	1751	O. mit Springladen v., Disp. mit 9 Reg. (Man.)
Bortfeld	vor 1766	O. v., Stftg.	Essinghausen	1753	O. n. e.
Braak	1750	O. n. e.	Evessen	1750	O. n. v.
Braunlage	1748	O. mit 16 Reg. (Man., Ped.) v.			
			Flechtorf	1750	O. n. e.
Bremke	1751	O. n. v.	Frellstedt	1750	O. n. e.
Broistedt	1750	O. n. v.	Fümmelse	1751	O. n. v.
Broitzem	1766	O. n. v.			
Bruchmachersen	1750	O. n. v.	Gandersheim	1763	O. v.
Brunkensen	1750	O. v.	Gardessen	1750	O. n. e.
Brunsen	1749	O. n. e.	Garsleben	1748	O. n. v.
Brunshausen	1749	O. n. e.			
Brunsröde	um 1750	O. n. v.			
Büddenstedt	1753	O. n. v.			

Gebhardshagen	1750	O. von 1698 v.	Hessen		O. von 1653—55 v., erb.
Gehrenrode		Pos. mit 4 Reg. v., vm. Bodenburg			von Jonas Weigel, Braunschweig. 1696, 1703, 1709, 1728 Rep.
Geitelde		O. n. e.	Heyen	1751	O. n. v.
Gevensleben	1753	O. n. e.	Hötzum	1750	O. n. v.
Gilzum	1750	O. n. v.	Hohe	1749	O. n. v.
Gittelde,			Hohegeiß	um 1750	O. n. e.
St. Mauritius	1751	O. mit 8 Reg. v.	Hohenassel	1746	O. n. e.
St. Johannis	1751	O. mit 6 Reg. v.	Hohenbüchen	1750	O. n. v.
Gleidingen, Groß	1764	O. n. e.	Hoiersdorf	1753	O. n. e.
Gleidingen, Groß	1836	O. n. v.	Holzen	1751	O. n. v.
Gleidingen, Klein	1836	O. n. e.	Holzminde	1750	O. mit 2 Man. und Ped. v.
Glentorf	1750	O. n. e.	Hondelage	1749	O. n. v.
Golmbach	1750	O. von 1726 mit 8 Reg. v.	Hordorf	um 1750	O. n. e.
Grafhorst	1749	O. n. v.	Hoyershausen	1748	O. n. e.
Grasleben	1748	O. n. e.	Hüttenrode	1751	O. n. e.
Grave	1750	O. n. e.	Hunzen	1751	O. n. v.
Greene	1748	O. von 1689 v., erb. von A. Schweimb, Einbeck, Disp. mit 10 Reg. (Man.)	Ildehausen	1753	O. n. v.
Gremshaus	1749	O. n. v.	Immendorf	1751	O. n. v.
Groß Biewende		s. Biewende, Groß	Ingeleben	1749	O. n. e.
Groß Dahlum		s. Dahlum, Groß			
Groß Denkte		s. Denkte, Groß	Jerxheim	1749 (1776)	O. v., Disp. mit 9 Reg. (Man.)
Groß Gleidingen		s. Gleidingen, Groß	Jerze	1751	O. n. v.
Groß Steinum		s. Steinum, Groß	Jeseritz	1777	O. n. e.
Groß Stöckheim		s. Stöckheim, Groß			
Groß Twülpstedt		s. Twülpstedt, Groß	Kalme	1750	O. n. e.
Groß Vahlberg		s. Vahlberg, Groß	Kaierde	1753 ff.	O. n. e.
Groß Winnigstedt		s. Winnigstedt, Groß	Kemnade	1750	O. n. v.
Grünenplan	1872	O. n. e.	Kirchberg	1751	O. von 1688 v., Disp. mit 8 Reg. (Man.) und angeh. Ped.
Hachum	1750	O. n. v.	Kirchbrak	1751	O. von 1733 mit 9 Reg. v.
Hahausen	1750	O. n. v., Nachtrag: 1807 Stftg.	Kissenbrück	1753	O. von 1718 v., Disp. mit 8 Reg. (Man.)
Halchter		O. n. v.	Klein Biewende		s. Biewende Klein
Halle	1751	O. von 1691 v., Disp. mit 9 Reg.	Klein Dahlum		s. Dahlum, Klein
Hallendorf	1750	O. n. v.	Klein Denkte		s. Denkte, Klein
Hallensen	1753	O. n. e.	Klein Gleidingen		s. Gleidingen, Klein
Harderode	1751	O. n. v.	Klein Rhüden		s. Rhüden, Klein
Harlingerode	1749	O. n. e.	Klein Schöppenstedt		s. Schöppenst., Mönche-
Harvesse	1753	O. n. e.	Klein Stöckheim		s. Stöckheim, Klein
Harzburg	1750	O. v., vm. Kloster Dorstadt	Klein Vahlberg		s. Vahlberg, Klein
Hasselfelde	1748	O. n. e.	Klein Winnigstedt		s. Winnigstedt, Klein
Heckenbeck	1749	O. v., 1741 ak.	Kneitlingen	1753	O. n. v.
Hedeper	1749	O. n. e.	Köchingen	1749	O. n. v.
Heerte	1751	O. n. v.	Königslutter,		O. mit 10 Reg. (HW.),
Hehlen	1753	O. n. v.	Stadtkirche	1752	7 Reg. (RP.), 4 Reg. (Ped.) v.
Heinade	1751	O. n. e.			
Helmstedt,		O. v., Disp. mit 10 Reg.	Kreiensen	1748	O. n. e.
St. Stephani	1754	(HW.), 6 Reg. (BW.), 12 Reg. (RP.), 7 Reg. (Ped.), 1 PK.	Küblingen	1749	O. von 1741 v., Disp. mit 8 Reg. (Man.), 2 Reg. (Ped.)
St. Walpurgis	1760	O. v., 1758 Rep. Disp. mit 9 Reg. (Man.), 2 Reg. (Ped.)	Lamme	um 1750	O. n. v.
Hemkenrode	1751	O. n. v.	Lamme	1770	O. n. e.
			Lauingen	1752	O. n. v.

Lebenstedt	1750	O. n. v.	Rhüden, Klein	1753	O. v., Disp. mit 10 Reg. (HW.), 9 Reg. (NW.), 4 Reg. (Ped.)
Leinde	um 1750	O. n. v.	Rickensdorf	um 1750	O. n. e.
Lehre	1750	O. n. e.	Riddagshausen	1753	O. von 1619 v., Disp. in allen Einzelheiten angegeben
Leiferde	um 1750	O. n. e.			
Lelm	1750	O. n. v.			
Lesse	1750	O. mit 10 Reg. v.			
Lichtenberg	1750	Pos. v.			
Lichtenhagen	1750	O. n. e.	Rimmerode	1750	O. n. e.
Liedingen	1749	O. n. v.	Rittierode	1750	O. n. e.
Linden	1749	O. n. v.	Rotenkamp	1750	O. n. e.
Linse	1751	O. n. v.	Rühle	1749	O. n. e.
Lobmachersen	1750	O. n. v.	Rühme	1750	O. n. v.
Lucklum	1752	O. n. e.	Rüningen	1875/78	O. von 1858 v.
Lüerdissen	1751	O. n. v.	Runstedt	1750	Pos. v.
Lütgenade	1750	O. n. e.			
Lunsen	um 1750	O. mit 20 Reg. v.	Saalsdorf	1750	O. n. e.
Lutter a. B.	um 1750	O. v., Disp. mit 8 Reg. (Man.)	Salder	1750	O. v.
			Salzdahlum	1750	O. mit 9 (8) Reg. v.
			Sambleben	um 1750	O. mit 8 Reg. v.
			Sambleben	1776	O. v., erb. von J. D. Boden, Helmstedt, Disp. mit 8 Reg. (HW.), 7 Reg. (OW.), 3 Reg. (Ped.)
Mackendorf	1750	O. n. e.			
Mahlum	1750	O. n. e.	Sauingen	1749	O. n. e.
Marienborg		O. v. gewesen	Schandelah	1750	O. n. e.
(Helmstedt)	1763		Scharfoldendorf	1751	O. n. v.
Mariental	1748	O. n. e.	Scheppau	1750	O. n. e.
Mascherode	1750	O. n. e.	Schlewecke		O. mit 8 Reg. v.
Meerdorf	1751	O. n. v.	(Harzburg)	1749	
Meinbrexen	1753	kl. O. v., Stftg.	Schlewecke (Seesen)	1750	O. n. v.
Melverode	1750	O. n. v.	Schliestedt	1749	O. mit 10 Reg. v., Stftg.
Merxhausen	1751	O. n. e.	Schöningen,		
Meynkoth	1750	O. n. e.	St. Nicolai	um 1768	O. n. v.
Mönche-Schöppenstedt		s. Schöppenst., Mönche-	St. Stephan	1749	O. n. e.
Mönche-Vahlberg		s. Vahlberg, Mönche-	Schöppenstedt	1749	O. v., Disp. mit 10 Reg. (HW.), 7 Reg. (OW.), 6 Reg. (Ped.)
Münchhof	1749	O. n. v.			s. Schöppenst., Mönche-
			Schöppenstedt, Klein		
Naensen	1748	O. n. v.	Mönche-	1750	O. n. e.
Neindorf	1749	Pos. v.	Schulenrode	1749	O. n. v.
Neuhof	um 1750	O. n. e.	Seesen, St. Andreas	1750	O. v., Disp. mit 10 Reg. (HW.), 8 Reg. (RP.), 8 Reg. (Ped.)
Neuwerk	1760	O. n. e.			
Nordassel	1746	O. n. e.	Seesen, St. Viti	1750	O. von 1683 v., 1690, 1725 Rep., Disp. mit 8 Reg. (HW.), 8 Reg. (RP.), 7 Reg. (Ped.)
Nordsteimke	1750	O. n. e.			
			Seinstedt	1749	O. n. v.
Oberlutter	um 1750	O. n. e.	Semmenstedt	1750	O. n. v.
(heute zu Königslutter)			Sickte	1749	O. n. v.
Olber a. w. W.	1750	O. n. v.	Sierße	1750	O. n. e.
Offleben	1753	O. n. e.	Söllingen	1749	O. m. ca. 15 Reg. v.
Olxheim	1748	O. n. e.	Sonnenberg	1766	O. n. v.
Opperhausen	1756	kl. O. mit 6 Reg. v.	Sotmar	1750	O. n. v.
Ortshausen	1751	O. n. v.	Stadtoldendorf	1750	O. mit Springladen v., Disp. 9 Reg. (Man.), angeh. Ped.
Orxhausen	1748	O. n. e.			
Osterlinde	1750	O. n. v.	Steinum, Groß	um 1750	O. n. e.
Offenstein	1750	kl. O. v.	Steterburg	um 1750	O. n. e.
Pabstorf	1731	O. n. e.			
Parsau	1750	O. n. v.			
Räbke	1753	Pos. mit 6 Reg. v.			
Rautheim	1749	O. n. v.			
Reileifzen	1750	O. n. v.			
Reinstorf	1753	O. n. e.			
Remlingen	1749	O. n. e.			
Reppner	1749	O. n. e.			

Stiddien	um 1750	O. n. e.	Wahrstedt	1750	O. n. e.
Stöckheim, Groß	1750	O. n. v.	Walkenried	um 1750	O. n. e.
Stöckheim, Klein	1750	O. n. v.	Wangelnstedt	1750	O. n. v.
Stroit	1749	O. n. e.	Warberg	1750	O. v.
Süpplingen	1752	O. mit 8 Reg. v.	Warbsen	1750	O. n. e.
Süpplingenburg	um 1750	O. mit 14 Reg. v.	Warle	1750	O. n. v.
Sunstedt	um 1750	O. n. v.	Watenbüttel	1763	O. n. v.
			Watenstedt		
			(Jerxheim)	1749	O. n. e.
Thedinghausen	um 1750	O. n. e.	(Lebenstedt)	1750	O. n. v.
Thiede	um 1750	O. n. v.	Watzum	1749	O. n. v.
Timmenrode	1765	O. n. e.	Weddel	um 1750	O. n. e.
Timmerlah	1766	O. n. v.	Wedtlenstedt	1753	O. n. v.
Timmern	1750	O. n. v.	Weferlingen	1749	O. n. v.
Trautenstein	1753	O. mit 10 Reg. (Man.),	Wendeburg	1750	O. n. v.
	(1754, 1761)	5 Reg. (Ped.) v.	Wenden	1749	O. n. v.
Tuchtfeld	1751	O. n. v.	Wendezelle	1750	O. n. v.
Twieflingen	1750	O. n. v.	Wendhausen	um 1750	O. n. v.
Twülpstedt, Groß	1749	O. n. e.	Wendessen	1751	O. n. e.
			Wenzen	1753	Pos. mit 5 Reg. v.
Ufingen	1749	O. n. e.	Westendorf (Schöningen)		O. n. e.
Uehrdä	1749	O. n. v.	Westerlinde	1750	O. n. v.
Uthmöden	1750	O. n. e.	Westerode	1749	O. n. e.
			Wetzleben	1749	O. n. e.
			Wieda	um 1750	O. n. e.
Vahlberg, Groß	1749	O. von 1742 v., Stftg.	Wienrode	1765	O. n. e.
Vahlberg, Klein	1749	O. n. v.	Wierthe	1749	O. n. v.
Vahlberg, Mönche-	1708	O. n. e.	Windhausen	1746	Pos. v.
Vahlberg, Mönche-	1750	O. n. e.	Winnigstedt, Groß	1750	O. n. v.
Vallstedt	1749	O. n. v.	Winnigstedt, Klein	1750	O. n. v.
Varrigsen	1753 ff.	O. n. e.	Wittmar	1750	O. n. v.
Vechele	1753	O. n. e.	Wobeck	1750/77	O. n. v.
Vellstorf	1777	O. n. e.	Wolfenbüttel,		
Velpke	1750	O. n. e.	St. Johannis	1749	O. v., 1663 Stftg., vm.
Veltheim	1750	O. n. v.			Schloß Hessen
Völkenrode	1763	O. n. v.	St. Trinitatis	1750	O. v., 1722 Stftg., vm.
Voldagsen	1753	O. n. e.			Schloß Schöningen.
Volkersheim	1746	Pos. v.			Disp. mit 8 Reg. (HIW.),
Volkmarode	um 1750	O. n. e.			7 Reg. (BW.), 6 Reg.
Volkmarsdorf	1750	O. n. v.			(Ped.)
Volzum	um 1750	O. n. v.	Wolfshagen	1749	O. n. v.
Vorsfelde	1749	O. von 1669 v., erb.	Wolperode	1749	O. n. v.
		von Ernst Müller (?),	Wolsdorf	1750	O. n. v.
		Helmstedt	Woltwiesche	1749	O. n. v.
Vorwohle	1753	O. n. v.	Wulfersdorf	1749	O. n. e.
Waggum	1750	O. n. e.	Zobbenitz	1750	O. n. e.
Wahle	1750	O. n. v.	Zorge	um 1750	O. n. e.

Zur Zeit der Bearbeitung waren Corpora bonorum von

Ampleben
Heimburg

Langelsheim
Olzburg

Ostharingen
Roklum

nicht auffindbar. Außer den hier aufgeführten waren im Landeskirchlichen Archiv keine Corpora bonorum von Kirchengemeinden nachweisbar.

Sprachunterschiede und Dorffeindschaften an der Ostgrenze des Kernostfälischen zwischen Harzrand und Großem Bruch

von Rudolf Wehrstedt

(Vorbemerkung der Schriftleitung: Die folgende Untersuchung wurde angeregt durch die Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums f. Geschichte und Volkstum, die der Verfasser in den Jahren 1957—1960 für seinen Heimatort Zilly ausfüllte. Methodisch neu und richtungweisend ist die Heranziehung von Freund- und Feindschaften zwischen benachbarten Orten für siedlungsgeschichtliche Fragen.)

Eigenartig ist der scharfe Gegensatz zwischen den Nachbardörfern Zilly und Langeln im nördlichen Harzvorlande, die heute zum Kr. Halberstadt gehören. Erst die politische Entwicklung nach 1945 ließ die von Generation zu Generation übernommene Abneigung merklich abklingen, und bald wird sie der Vergangenheit angehören. Es kommt mir jedoch darauf an, Gegensätze zwischen den Ortschaften aufzuzeigen, wie sie bis 1945 bestanden haben. Nur dadurch können Rückschlüsse auf die geschichtliche Entwicklung meiner Heimat um Zilly gezogen werden. Die Zillyer ließen früher an den Langelnern kein gutes Haar, und umgekehrt war es dasselbe. *„De Langelschen sind mit'n Socken escho't'n, ut Langeln kummet nist Gescheutes“*, sagten die Zillyer, d. h. die Langelner sind mit dem Hausschuh geschossen (also verrückt), aus Langeln kommt nichts Gescheites. *„In Zillich gift et blōt Pack, da gift seck en anstänniger Minsche nich midde ât“*, erwiderten die Langelner, d. h. in Zilly gibt es nur Pack (verkommenes Gesindel), damit gibt sich ein anständiger Mensch nicht ab. Kein Langelner kam nach Zilly zum Tanz, und umgekehrt war es ebenso. Und wenn es doch einmal geschah, dann gab es Prügel!

Verächtlich bezeichnen die Zillyer die Einwohner des Nachbardorfes Berßel als *„De bërßelschen Blinnen“*, d. h. die Berßeler Blinden. Das Verhältnis zwischen Langeln und Berßel war dagegen gut. Unbeliebt sind in Zilly auch die Osterwiecker, während man die Derenburgener trotz ihres Spottnamens *„Strohköpfe“* leiden mochte. Keinen Kontakt hat Zilly zu Danstedt, und schwach ist der Kontakt zu dem seit 1848 auf der Straße nach Halberstadt liegendem Athenstedt. Recht gut war stets das Verhältnis zwischen Zilly und den Dörfern Heudeber, Reddeber, Wasserleben und Dardesheim. Eigenartig ist zwar, daß bis zum 2. Weltkrieg von Generation zu Generation die Schuljugend von Zilly und Dardesheim an der Flurgrenze am Felsenkeller zusammenkam, um sich zu prügeln. Dies war im Sommer stets die Beschäftigung am Sonntagnachmittag. Zu ernsthaften Prügeleien kam es jedoch nie. Zu den Sommerfesten dagegen besuchten sich Zilly und Dardesheim gegenseitig. Dort herrschte Burgfrieden: Dardesheim hatte schon im Mittelalter Stadtrechte und war Markort für Zilly. Trotz des sonst guten Einvernehmens zwischen Zilly und Dardesheim bezeichneten die Zillyer die Dardesheimer spöttisch als *„Pålbörger“* (Pfahlbürger).

Das Plattdeutsch weicht zwischen Zilly und Langeln/Berßel voneinander ab. Noch größer sind die Unterschiede zwischen den weiter westlich liegenden Dörfern wie Abbenrode, Lüttgenrode, Hoppenstedt, Bühne, Osterode a. Fallstein. So stellte ich Nachforschungen nach dem genauen Verlauf der Sprachgrenze zwischen dem in Zilly gesprochenen Ostostfälisch und dem westlich angrenzenden Kernostfälisch an.

Zwischen dem einen Sprachgebiet und dem anderen befindet sich fast immer ein Sprachmischgebiet. Dies ist auch hier der Fall. Wie man die Sprachgrenze zieht, ist eine Ansichtssache über den Verlauf ganz bestimmter Ausdrücke oder Formen der Selbstlaute. So legte Prof. Dammköhler aus Blankenburg die Sprachgrenze so fest, daß Stapelburg, Schauen, Langeln, Berßel, Osterwieck, Deersheim und Hessen zum gleichen Sprachgebiet gehören wie Zilly, nämlich zum Ost-ostfälischen. Er ließ sich davon leiten, daß in allen diesen Orten noch einfache lange i, u und ü gesprochen werden, während die westlich angrenzenden Dörfer bereits Zwielaute haben. Über den Verlauf der Sprachgrenze zwischen dem ost-ostfälischen und dem kernostfälischen Platt vertrete ich einen anderen und zwar folgenden Standpunkt: Bei sesshafter Bevölkerung wandern in Ost-Ostfalen neue Wortformen nachweisbar seit dem Mittelalter stets von Ost nach West, nie umgekehrt. Hier einige Beispiele: Bereits im Mittelalter wanderten aus der Mark Brandenburg die Ausdrücke „*wai hebben*“ und „*wai weeren*“ für „*wai hett*“ und „*wai weert*“ (wir haben, wir werden) über die Elbe in die Magdeburger Börde. Bei allen nach 1875 geborenen Einwohnern des Raumes westlich Halberstadt wurden sm, sn, sw zu schm, schn, schw, z. B. aus Smett, Snai, Swien wurde Schmett, Schnai, Schwien. Die Börde und das Harz-Vorland östlich Halberstadt hatten diesen Lautwandel schon früher vollzogen. Diese Lautveränderung in allen Dörfern um Zilly, die ich in meinen Kinderjahren selbst miterlebte, ist heute abgeschlossen, da die vor 1875 geborenen Einheimischen verstorben sind. Ein kleines heimliches Feuer machen hieß 1917/25 in Zilly *poistern*, ostwärts Halberstadt *kookeln*, in Zilly und Umgebung damals ein unbekanntes Wort. Heute hat dieses Wort selbst in der hochdeutschen Umgangssprache in Zilly Eingang gefunden. Die engen Verkehrsverbindungen der Gegenwart beschleunigen wohl diese Entwicklung, sie rufen sie aber nicht hervor.

Dieses Wandern der Worte und die Entwicklung der Laute von Ost nach West veranlaßten mich, den Verlauf der Sprachgrenze dort festzulegen, wo am weitesten östlich kernostfälisches Wortgut festzustellen ist. Infrage kamen folgende Worte: *Fiewe/Fünnewe* für ‚fünf‘; *Rummeln/Turnips* (Ternitz, Turnuks) für ‚Futterrüben‘; *dat wait eck nich/datt wett eck nich* für ‚das weiß ich nicht‘; *up/op* für ‚auf‘; *Kaileken/Kaiseken* für ‚schwarze Holunderbeeren‘; *vorrlaisen/vorrlaiern* für ‚verlieren‘; *fraisen/fraiern* für ‚frieren‘; *Schüte/Spân* für ‚Spaten‘. Wo nur eines dieser erstgenannten Worte als früher ortsüblich überliefert wurde, zählte ich diesen Ort dem Kernostfälischen zu. So wurde der Verlauf der Sprachgrenze wie folgt festgestellt: Ostostfälisch sind von Süd nach Nord gesehen die Orte Ilsenburg, Veckenstedt, Reddeber, Heudeber, Zilly, Athenstedt, Badersleben, Westerburg, Dedeleben. Hier wird die Zonengrenze erreicht, auf dem Gebiet der Bundesrepublik konnte ich von Zilly aus keine Erhebungen anstellen. Bekannt ist jedoch der früher starke Gegensatz zwischen Dedeleben und dem westdeutschen Jerxheim. Zum kernostfälischen Gebiet zählte ich Stapelburg, Abbenrode, Schauen, Wasserleben, Langeln, Berßel, Deersheim, Dardesheim, Rohrsheim, wo die Zonengrenze wieder erreicht wird. In allen genannten kernostfälischen Ortschaften war mindestens eins der kernostfälischen Worte feststellbar.

Wie im Wortwandel von Ost nach West die Städte der Entwicklung vorangehen, dafür gibt Osterwieck ein gutes Beispiel. Während in Berßel noch mehrere kernostfälische Wörter festzustellen waren, wie z.B. *fraisen* für frieren, *vorrlaisen* für verlieren, *meck früst* für mich friert usw., ist in Osterwieck nur noch das Wort *Rummeln* ortsüblich. Der verstorbene Osterwiecker Mundartdichter

Fritz Gille verwendete bei seinen Dichtungen für ‚auf‘ stets das Wort *up*. Heute ist die Osterwieck nur noch *op* üblich. Auch vollzog sich in Osterwieck schon viel früher der Wandel von *sm* zu *schm* usw. wie z. B. *schmalt statt Smalt* für ‚Schmalz‘.

Ähnlich die Entwicklung der Dardesheimer Mundart. Bereits im Mittelalter hatte es Stadtrechte und war Markort im Bistum Halberstadt. Als dieses im Westfälischen Frieden 1648 — entgegen den Ansprüchen Braunschweigs — zur Mark Brandenburg, dem späteren Preußen, kam, wurde zwangsläufig die enge Bindung nach Braunschweig gelöst. Die Stadt Dardesheim hatte nur noch eine enge Bindung zum ostostfälischen Halberstadt, mit dem es durch eine Heerstraße verbunden war. Ferner kamen — bedingt durch die nahe braunschweigische Grenze — fast nur ostostfälische Dörfer nach Dardesheim zum Markt. Dieses wirkte sich auf die Heiratsverbindungen und damit auch auf die Mundart entsprechend aus.

Hessen blieb 1648 bei Braunschweig und war selbst Markort. Zum Bereich Hessen gehörten nur kernostfälische Dörfer. Der ostostfälische Spracheinfluß ist dadurch dort nicht ganz so groß; aber doch stark genug, daß Prof. Dammköhrer Hessen noch dem Ostostfälischen zuzählte. Außer etlichen kernostfälischen Wörtern finden wir in Hessen auch noch etliche Zwielaute, z. B. *Sne-i* für ‚Schnee‘ anstelle von „*Snai*“ im Ostostfälischen.

Wohl die Konkurrenz brachte es mit sich, daß sich zwischen Dardesheim und Hessen eine ausgesprochene Feindschaft entwickelte. Die bis 1943 bestehende Landesgrenze Braunschweig/Preußen trug wohl das ihre dazu bei, ist aber nicht die Ursache. Da Hessen nur über das Große Bruch eine Verbindung zum übrigen braunschweigischen Gebiet hatte, entwickelte sich dort ein starker Lokalpatriotismus, wie er in Nord- und Mitteldeutschland wohl einzig dasteht. Die Hessener waren fanatische Braunschweiger. Eine Heirat über die Landesgrenze in den Bereich des Markortes Dardesheim, also nach den Nachbarorten Dardesheim, Deersheim und Rohrsheim, war eine Ausnahme. Heiraten zwischen Dardesheim und Hessen schlossen sich vollkommen aus. Das Verhältnis zwischen Hessen und den preußischen Nachbardörfern Veltheim a. Fallstein, Osterode a. Fallstein und Rocklum war jedoch gut. Diese Orte gingen nach Hessen zum Markt. Ein Beweis, daß die Marktfrage eine große Rolle spielte. Hier blickte man nicht verächtlich auf die preußischen Nachbardörfer. Angeregt durch den scharfen Gegensatz Zilly/Langeln, der sich mit der Sprachgrenze deckt, stellte ich Nachforschungen über die nachbarlichen Verhältnisse anderer Dörfer an und kam zu folgendem Ergebnis:

a) Das Verhältnis der Orte an der Sprachgrenze.

Die Ilsenburger bezeichnen die Stapelburger Mädchen verächtlich als „de Ståpelbörgschen Uhl’n (die Stapelburger Eulen). Im allgemeinen blickt Ilsenburg mit einer gewissen Geringschätzung auf die Einwohner von Stapelburg. Es gibt keine Verachtung oder Geringschätzung der Einwohner oder der Mädchen aus einem anderen Nachbardorf, also nur eine ablehnende Haltung der Ilsenburger gegenüber Stapelburg. Keinen Kontakt zu den jenseits des Saßberges liegenden kernostfälischen Orten Stapelburg und Abbenrode hat das ostostfälische Veckenstedt. Langeln und Reddeber lehnen sich ab, obwohl sie seit Jahrhunderten gemeinsam zur Grafschaft Wernigerode gehörten. Verächtlich bezeichnen die Einwohner von Reddeber die Langelner als „*de Quailbüker*“ (*Quailjer* = Weichling, *Buuk* = Bauch). Ins Hochdeutsche übersetzt „Die mit den weichen Bäuchen“!

Keinen Kontakt haben Heudeber und Langeln. Heudeber und das ebenfalls ostostfälische Danstedt hassen sich. Dagegen ist das gute Einvernehmen

zwischen dem kernostfälischen L a n g e l n und dem auf „stedt“ endenden ostostfälischem Dorf D a n s t e d t besonders auffallend. Wie bereits dargelegt, haben Zilly und Danstedt keinen Kontakt. Auf das gute Einvernehmen zwischen Heudeber, Reddeber und Zilly wurde bereits hingewiesen. Nach dem zweiten Weltkrieg schrieb die Tochter des damaligen Zillyer Pfarrers, Waltraut Müller, die Geschichte der Kirche zu Zilly. Hierin schreibt sie, daß Zilly, Heudeber und Reddeber im Mittelalter eine Marktgenossenschaft bildeten. Woher sie diese Information hat, ist mir nicht bekannt. Es ist immerhin eigenartig, da diese drei Dörfer im Halbkreis um Langeln liegen. Von Zilly nach Reddeber führt der nächste Weg über Langeln.

Über das Verhältnis zwischen dem kernostfälischen R o h r s h e i m und dem ostostfälischen W e s t e r b u r g wurde mir allgemein bestätigt, daß hier der Gegensatz recht stark war und erst durch die gemeinsame Lage unmittelbar an der Zonengrenze abgeklungen ist. Rohrshiem und Dardesheim blickten verächtlich auf die W e s t e r b u r g , d. h. Burg und Ort. Recht gut war dagegen stets das Verhältnis zwischen Westerbürg und dem ebenfalls ostostfälischen Dedeleben. Im Mittelalter war die Westerbürg berüchtigt durch die dortigen Hexenprozesse. Auffallend ist, daß nur Frauen aus dem kernostfälischen Rohrshiem auf der Westerbürg als Hexen verbrannt wurden. Stark war wieder der Gegensatz zwischen D e d e l e b e n und J e r x h e i m. Entschieden lehnten sich beide Orte bis 1945 ab, dann wurde zwischen diesen Dörfern die Zonengrenze gezogen. Die bis dahin bestandene Landesgrenze Preußen/Braunschweig kann nicht die Ursache der Ablehnung sein. Das preußische R o h r s h e i m hatte bis zur Ziehung der Zonengrenze 1945 einen sehr guten Kontakt zu den nördlich des Großen Bruches liegenden braunschweigischen Dörfern, besonders zu B e i e r s t e d t usw. Da diese Orte westlich von Jerxheim liegen, muß es sich wohl — wie Rohrshiem — ebenfalls um kernostfälische Dörfer handeln. Da das Große Bruch heute die Grenze zwischen der DDR und der Bundesrepublik bildet, fehlte mir zur Zeit meiner Nachforschungen jeder Kontakt zu den nördlich des Bruches liegenden westdeutschen Dörfern.

b) Verhältnis der Dörfer im kernostfälischen Sprachgebiet.

Im allgemeinen ist das nachbarliche Verhältnis gut. Gegensätze stellte ich — wie bereits geschildert — zwischen Hessen und den zum Marktbereich Dardesheim gehörenden Ortschaften fest. Nicht gut ist B e r b e l auf W a s s e r l e b e n gestimmt. Hier wird der Lauf der Ilse eine Rolle spielen. Beide Orte liegen an diesem Flusse und zwar Berbel unterhalb von Wasserleben. Es ist häufig der Fall, daß an Flußläufen die unterhalb gelegenen Dörfer nicht gut auf die oberhalb gelegenen zu sprechen sind. O s t e r w i e c k ist in allen kernostfälischen Dörfern beliebt. Der entwickelte braunschweigische Lokalpatriotismus der Hessener führte dazu, daß Hessen wie mit Scheuklappen ausgerichtet nur nach Braunschweig blickte und auch zu Osterwieck keinen Kontakt hatte.

Der beliebteste Ort im Kernostfälischen ist jenseits der Zonengrenze das Dorf Wasserleben. Auch die ostostfälischen Dörfer Zilly und Reddeber haben zu Wasserleben ein ausgesprochen herzliches Verhältnis. So groß die Abneigung zwischen Langeln und Zilly auch war, in Wasserleben trafen sich Langelner und Zillyer friedlich. Dort prügelte man sich nicht! Noch heute kann man Wasserleben als das beliebteste Dorf bezeichnen. Die Ursache liegt wohl darin, daß Wasserleben während des Mittelalters jahrhundertlang Wallfahrtsort war.

c) Verhältnis der Dörfer im ost-ostfälischen Sprachgebiet.

Ausgesprochen schlecht ist das Verhältnis von Reddeber und Silstedt zu Minsleben. Bei Minsleben ist es offensichtlich, daß der Ort einst auf den Fluren der beiden erstgenannten Orte angelegt wurde. Auf das schlechte Verhältnis von Heudeber zu Danstedt wies ich bereits hin. Im ganzen östlichen Ostfalen, von der Magdeburger Börde bis zum Harz, stehen sich die Orte mit den Endungen „leben“ und „stedt“ überall feindlich, zu mindest jedoch sehr ablehnend gegenüber. Feindlich stehen sich gegenüber Emersleben und Groß-Quenstedt im Kreis Halberstadt, Weddersleben und Neinstedt im Kreis Quedlinburg, Kroppenstedt und Hadmersleben (Bode), Ostingersleben und Bregenstedt im Kreis Haldensleben usw. Doch auch in Thüringen im Erfurter Becken besteht scharfe gegenseitige Ablehnung zwischen den Orten mit den Endungen „leben“ und „stedt“. Auffallend ist, daß in Ost-Ostfalen die Orte auf „stedt“ recht selten Großgrundbesitz (Rittergüter oder Domänen) hatten. Bei den Orten mit der Endung auf „leben“ war fast überall Großgrundbesitz, eine Domäne oder ein Rittergut, manchmal auch beides, vorhanden. Über die früheren Besitzverhältnisse in den thüringischen Dörfern auf „leben“ und „stedt“ bin ich nicht unterrichtet. Jedoch dürfte dies ähnlich sein. So waren in der Umgebung von Zilly schon vor 1945 reine Bauerndörfer Danstedt, Silstedt, alle „stedt“-Dörfer rund um den Huy mit der einen Ausnahme von Schlanstedt, die „stedt“-Dörfer im Bereich der Bode und in der Magdeburger Börde. Das Fehlen des ehemals feudalen Großgrundbesitzes ist um so auffallender, da angrenzende Orte — vor allem die „leben“-Orte — Rittergüter bzw. Domänen hatten. Dies führt zu der Schlußfolgerung, daß die Gegensätze zwischen diesen Dörfern sozialen Ursprungs sind. Bevor ich hierauf näher eingehe, noch einige Begebenheiten, die den Gegensatz charakterisieren. Zwischen Silstedt und Reddeber liegt Minsleben, je zwei Kilometer von den Nachbarorten entfernt. 1952 sollten diese drei Dörfer zu einer Gemeinde Minsleben zusammengeschlossen werden. Scharfe Proteste in Reddeber und Silstedt brachten diesen Plan zum Scheitern. Im gleichen Jahre sollten im Zuge der neuen Verwaltungseinteilung Hadmersleben und Kroppenstedt dem neuen Kreis Staßfurt zugeteilt werden. Leidenschaftlich protestierte Kroppenstedt, es wollte nicht mit Hadmersleben zu einem Kreis gehören. So blieb Hadmersleben beim Kreis Wanzleben. Bemerkenswert ist hier, daß zu den Kreisstädten mit der Endung „leben“ (Oschersleben und Wanzleben) kein Gegensatz besteht. Diese Städte hatten als Verwaltungszentren mehr Kontakt mit der Umwelt, alte Überlieferungen wurden hier schon früh vergessen!

Im vergangenen Jahrhundert wurde die Eisenbahnstrecke Magdeburg—Halberstadt bis Thale verlängert, und Neinstedt erhielt einen Bahnhof. Damit das nahe Weddersleben Zugang zu dem Bahnhof erhielt, sollte für Weddersleben auf Neinstedter Flur über die Bode eine Brücke gebaut werden. Neinstedt sagte nein und blieb hart. Schließlich mußte der Regierungspräsident aus Magdeburg eingreifen und den Bau der Brücke anordnen. Bei der Einweihung erhielt sie den Namen „Friedensbrücke“, um endlich Frieden zu stiften zwischen Neinstedt und Weddersleben. Ablehnung der Dörfer untereinander mit der Endung „stedt“ konnte ich nirgends feststellen. Ob es auch Dörfer mit der Endung auf „leben“ gibt, die sich gegenseitig ablehnen, wurde nicht überprüft. Hierzu bedarf es recht umfangreicher intensiver Nachforschungen, da in der Magdeburger Börde die meisten Dörfer mit „leben“ enden.

Streitigkeiten über Spann- und Handdienste zwischen den Bauern des Dorfes Niedersickte und ihrem Gutsherrn im 17./18. Jahrhundert.

von Heinz Ziegler

Der Geh. Hof- und Kriegsrat Joachim Friedrich S ö h l e n hatte am 15. Januar 1661 die jüngste Tochter des Kanzlers Dr. H. Schrader (Gründer des Gutes Niedersickte) geheiratet ¹⁾ und übernahm das Gut am 22. Mai 1663, nachdem der einzige Sohn des Kanzlers, August Schrader, im Oktober 1662 erstochen worden war ²⁾.

J. F. Söhlen hatte nicht mehr das Ober- und Hals-Gericht, wie es vordem der Kanzler Dr. H. Schrader seit dem 5. Februar 1654 gehabt hatte, sondern nur in Niedersickte „... von denen daselbst wohnenden Unterthanen gebührende Spann- und Handt-Dienste, keinen davon ausbeschieden, ingleichen den Untergerichten, in- und außerhalb gedachtes Dorff Niedern-Sickte, soweit sich dessen Feldtmarkt erstreckt...“, und er war berechtigt, die Untertanen „... durch gebührlliche Zwangsmittel anzuhalten...“ ³⁾.

Schon im November 1663 kam es in Niedersickte zu einem Tumult, und der Kanzler Dr. H. S c h r a d e r, der noch zur Hälfte an den Einnahmen des Gutes beteiligt war, schrieb am 25. November 1663 ⁴⁾ an Herzog August mit der Bitte, da ihm „... einige Turbationes undt Verweigerung zugefügt...“, eine Kommission zu schicken“, die „... nach Landes-Ordnung und Landt-Tags-Abschieden und hergebrachter Observantz dijudiciren, den Weg der Güte vorerst tentiren...“ sollten. Zu dem Tumult kam es, das beweist uns ein Brief ⁵⁾ der Gemeinde Niedersickte vom 26. November 1663 an den Herzog, nachdem der Kanzler Dr. H. Schrader „... sein Gerichte gehalten, hat derselbe einen jeden nur nach seinem Belieben mit Geldstraffen belegt, undt hat also die Straffe unter unser Gemeine 680 fl (Gulden)belaufen, wo von einer unser Nachbarn 350 fl Straffe entrichten sol...“ Der so hoch Bestrafte war Henny Kuhrlandt. Wie aus dem späteren Protokoll zu ersehen ist, kam es zu diesen Strafen, weil die Dienstpflichtigen nicht die Spann- und Hand-Dienste so ausführten, wie sie von dem Guts- und Gerichtsherren angeordnet worden waren.

Wie wichtig die Dienste für den Gutsherren waren, beweist uns die Einwohner-Beschreibung vom 16. Dezember 1663 ⁶⁾, die der Kanzler Dr. H. Schrader auf Geheiß des Herzogs am 1. Oktober 1663 anfertigen ließ. Auf dem Gutshof waren außer dem Schreiber und dem Hofmeister nur die Frau des Letzteren, die Meyersche und 2 Mägde namens Maria Jasper und Maria Tönnies. In seinem Schreiben vom 25. November 1663 hatte der Kanzler Dr. H. Schrader dem Herzog für eine Kommission die folgenden Herren vorgeschlagen: Herrn Landt Comptur zu Lucklum, Johann Daniel von Priort, Hof-Cammer- und Consistorial Rat auch Hofgerichtsassessor Justum Georgium Schottelium, Ober-Ambtmann Siegfried Schelling und Cammer-Secretär Johann Heinrich Widdeken. Diese Herren wurden mit Schreiben vom 30. November 1663 ⁷⁾ von dem Vice-Cantzler Julius Rademand angewiesen, einen Termin zu vereinbaren und Untersuchung in Niedersickte durchzuführen. Die Aufzeichnungen der Kommission vom 28. März 1664 wurden am Ort durchgeführt und lassen 21 Beschuldigungspunkte der Gemeinde erken-

nen. Die Gegenargumente des Kanzlers Dr. H. Schrader wurden gleichfalls zu jedem Punkt daneben geschrieben, und so entstand der Abschied vom 6. April 1664. Aus diesem Abschied ist zu ersehen, mit welchen Maßregeln die Dienstpflichtigen angehalten wurden: "... der ander dabey müßig gehen undt die Arbeit der Gebühr nicht folget, sol derselbe zu Verrichtung schuldiger Dienste mit einer Peitschen angetrieben werden ...".

Daß zu dieser Zeit solche Verhältnisse nicht nur in Niedersickte herrschten, beweisen uns mehrere Verordnungen aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und die Amtskammer-Ordnung von 1688. K. Steinacker⁸⁾ schreibt dazu: Die Amtskammer-Ordnung vom 1. Juli 1688 darf als die erste Arbeit der Gesetzgebung betrachtet werden, bei welcher man sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Sorge für das Wohlergehen der Landbewohner mit dem Interesse der Domänen-Verwaltung systematisch zu verbinden und sie demselben unterzuordnen.

Nach dem Tode des Geh. Rat J. F. Söhlen († 26. 1. 1678) führte seine Witwe das Gut allein weiter. Die Klagen der Gemeinde erstreckten sich jetzt nur auf Hud- und Weide-Gerechtigkeiten, die durch den Ankauf der Schäferei Obersickte ausgelöst wurden, und nur nebenbei wurde z. B. erwähnt, daß man zum Sonntag Frau Geh. Räthin in und aus der Kirche fahren müsse⁹⁾.

Die Söhlenschen Erben verkauften das Gut am 7. Oktober 1706¹⁰⁾ an den Geh. Rat Urban Dietrich von L ü d e c k e, für den das nun folgende Spezial-Dienst-Reglement aufgezeichnet wurde, um ihm eine genaue Richtlinie für die bis dahin eingeführten Dienstleistungen zu geben. Eine Original-Schrift dieses Reglements ist m. W. nicht mehr erhalten, aber eine Abschrift aus der Zeit um 1730¹¹⁾.

Das bey Adel. Niedersicktischen Hause befindliche und bis hero observirte Special-Dienst-Reglement¹²⁾.

*Mit den Spann und Handt-Diensten
wird es folgender Maaßen gehalten*

1. *Der Spann-Dienste ordinaire-Dienste bestehen darin, daß ein Ackermann alle Wochen zewy Tage mit dem Spann dienet; der Halbspänner aber dienet nur, alle Woche, einen Tag, da sie dann allerhandt Arbeit, entweder zu Fahren, pflügen, oder Eggen, verrichten müßen. Wann sie pflügen, so müßen sie auf den Glockenschlag¹³⁾ im Felde erscheinen, und dürffen aus den Eggen nicht ehender Ihre Pferde spannen, bis es Eilft geschlagen; den Nachmittag aber von 1. bis 6. Uhr abwarten.*
2. *Wann die Spann-Dienste Korn nach Braunschweig verfahren, laden sie bey gutem Wege, einen Wispel, bey schlechtem Wege aber nicht mehr als dreißtzig Himbten, solches wird Ihnen vor einen Tag gerechnet.*
3. *Wann sie des Winters vom Elme Klaffter-Holtz fahren, so laden drey Wagen zwey Klaffter, und solches gilt vor einen Tag. Fahren die Spanndienste aus dem Niedersicktischen Holze Waasen, so müßen sie dreymahl in einem Tage dahin fahren, und jedesmahl ein Schock Waasen laden.*
4. *Wann die Herrndienste Mist fahren, müßen sie auf den Glockenschlag erscheinen, und so viel mahl fahren, als der Acker nahe, oder ferne ist.*
5. *Der Ackerleuthe extra ordinaire Dienste sind, daß ein voller Ackermann, in beyden Saat-Zeiten, 8. Morgen pflügen muß, ein Halb-Spanner aber 4. Morgen, und dieses werden Burg Vesten¹⁴⁾ genandt; hierzu gehören auch alle Köther, welche Pferde halten; selbige sind auch schuldig, in beyden Saat-Zeiten Saatlarchen zu pflügen, da*

dann jeder Kothmann 2. Morgen pflügen muß, und zwar 2. Morgen im Winter-Felde und 2. Morgen im Sommer-Felde, selbiges werden Riege-Pflüge genandt.

6. Jochen Bornecken, Henni Wadsack, und Jürgen Weber sindt schuldig ein Jeder, in beyden Saat-Zeiten Zehn Morgen Landes zu pflügen, ohne den Riegepflug; und müssen sie nebst anderen Köthern, so Pferde halten, in jeder Saat-Zeit 2. Morgen mit zur Saat pflügen; dieses werd enquartal Pflüge genandt¹⁵⁾).
7. Der Acker-Leuthe Erndte-Dienst besteht darin, daß Ein jeder, Er sey Ackermann, oder Halbspänner, acht Tage, Korn- oder Heu einfahren muß, da dann der ordinaire Wochen-Dienst ohne dem verrichtet werden muß; darbey dann dieses zu observiren; wenn die Ackerleute Heu einfahren, lahdn Sie in einem halben Tage zweymahl, fahren sie aber Garben, laden Sie auf jeden Wagen zwey Schock, und fahren so offte des Tages, als sie können, nach dem der Acker weit oder nahe belegen.
8. Wann die Acker-Leuthe das Heu von der großen- oder Hohen Wiesen einfahren, laden sie den gantzen Tag nur 3. mahl, weil die Wiese weit entlegen.
9. Wann aus der Wollfs-Kämpen das Heu gefahren wird, muß solches zu Herrn-Diensten, und nicht auf den Erndte-Dienst geschehen; Indem es alhier alle Zeit also eine alte Gewohnheit gewesen. In diesen Wollfs-Kämpen laden die Ackerleuthe des Tages nur 3. mahl.
10. Wann Johannis Tag verschieen müssen die alhier seyende zehn Ackerleuthe und Halbspänner insgesamt, ohne Unterscheidt, alle Wochen, 2. Tage jemandt schicken der mit der Handt arbeitet, solches werden Boten genant; und dieser Dienst continuiret bis Michaelis. Diese Leuthe werden nur zur Erndte- und Feldt-Arbeit gebraucht, daß sie Heu trockenen, oder sonst allerhandt Arbeit, so im Felde zu verrichten thun müssen. In der Banse müssen die Acker-Boten auch helfen.
11. Der Köther ordinaire-Dienste bestehen darinne, daß sie wöchentlich, jeder 2. Tage, mit der Handt dienen müssen.
12. Wann sie tröschen, so müssen 2. Dienst-Boten 5. Stiege alle Tage dröschen, sowohl Winter- als auch Sommer-Korn. Hierunter wird kein Unterscheidt gemachet, ob es kurze oder lange Tage seyn, so sindt sie doch schuldig ihre Tage abzutröschen.
13. Wann sie im Holtze Waasen binden so sindt sie schuldig, von Walpurgis, bis Michaelis jeder ein Schock zu binden, nach diesen verfloßenen Tagen aber bindet einer nur 3. Mandel.
14. Wann die Handt-Dienste Flachs reine machen, muß ein jeder täglich 6. Schock braacken, und 6. Schock schwingen.
15. Wann die Handt-Dienst-Leuthe das Sommer-Korn zu Binden machen, muß ein jeder täglich 8. Schock machen.
16. Erndte-Dienste der Köther besteht darin, daß sie ohne ihren wöchentlichen Dienst, jeder 8. Tage arbeiten, da sie dann zu allerhandt Feldt-Arbeit gebraucht werden.
17. Wann sie Gersten, oder Haber meehen, muß ein jeder 2. Morgen abmeehen, solches ist ihre Pflicht.
18. Wann sie Erbsen, Bohnen, oder Wicken meehen, haben sie nichts gewißes, sondern sie meehen was sie können.
19. Wann sie Rocken oder Weitzen meehen, haben sie gleichfalls keine Zahl, sondern der Hofmeister muß vormeehen, dem sie als dann zu folgen schuldig.
20. Wann sie Graß meehen, so hat man eine gewiße Anzahl Leuthe, nach dem die Wiesen klein oder groß, solches weiß der Hofmeister, wie es damit gehalten wird
21. Die Koth-Leuthe sindt ohne ihre andere Dienste schuldig, allemahl, wann der Quatember verstrichen, einen Tag zu Burg Vesten, da sie dann alles thun müssen, was sie

sonst mit der Handt zu verrichten schuldig. Dieser Tage thut ein jeder Kothmann alle Jahr Vier Tage.

22. Wegen der Prüven so denen Diensten gereicht werden müßen, wird es solcher-gestalt gehalten; Außer der Aernde wird keinem Handt-Dienste weder Speck noch Brodt gegeben, Wann aber die Koth-Leuthe in der Rocken-Erndte mehen, oder Rocken abrapen oder Rocken binden; muß einem jeden sein Knobbe Brodt, welcher aus 1. Pfunde Teig gemacht wird, gereicht werden, Darbey muß ein jeder seinen Schmicken Speck haben, und müßen 4. Schmicken ein Pfundt wiegen, über dieses kriegt ein jeder, nebst dem Speck und Brodt ein Stübchen Bier.
23. In der Gersten-Erndte bekömmt ein jeder, der da meheth, sein Brodt, Speck und Stübchen Bier, davor muß er zwey Morgen Sommer-Korn abmeehen; Erbsen, Bohnen und Wicken aber meehen sie kein gewißes, ohngeachtet deßen, kriegt doch ein jeder Meyer vor einen Tag sein Brodt, Speck und Bier.
24. Beym Gersten zu harcken, oder auch anders Sommer-Korn zu binden, wird denen Diensten überall nichts mehr gegeben; und haben sie, die Koth-Leuthe, außer der Erndte, keine Prüven mehr zu genießen, sie mögen dann auch vor Arbeit haben, was sie wollen.
25. Denen Ackerleuthen werden überall keine Prüven gereicht.
26. Wann die Wolffs-Kämpfe gemehet werden, ist alle Zeit der Gebrauch, daß selbige in zwey mahl vorgenommen werden; da dann jedes mahl 14 Meyer dieselbe zu mehen erfordert werden; und bekömmt ein jeder Meyer in diesen Wolffs-Kämpfen drey halbe Stübchen Bier, Brodt und Speck, aber nicht mehr als vorhin beschrieben; Darbey dann dieses zu mercken, daß der Schaffmeister von Hötzum den 4 ten Theil von den Wolffs-Kämpfen genießt, wann das Graß getrocknet, wozu dann auch der Schaffmeister selbst an der helfen muß, Wird das Heu in Hocken gemacht, davon das Adel. Haus 3. Hocken hinnimt, der Schaffmeister aber den 4 ten Hocken; und muß der Schaffmeister zu Hötzum eine Tonne Bier vor die Meyer mit hergeben, Speck und Brodt aber vor die Meyers gibt er nicht /

Lampadius.

Auch Urban Dietrich von Lüdecke hatte gleich nach der Übernahme des Gutes Prozesse mit der Gemeinde, zunächst zwar nur wegen Hud- und Weide-Gerechtigkeiten. Er holte auch auswärtige Gutachten von der Universität Marburg (vom 11. Dezember 1709) und Frankfurt/Oder (vom 26. Mai 1710) ein, um seine Rechte zu beweisen¹⁶⁾. Aber auch unter seiner „Herrschaft“ erfolgte ein Aufstand im Jahre 1723. Auf den Bericht des Amtmanns Johann Eberhard Tübbesing vom 5. August 1723 bekam dieser am 1. Oktober die Anweisung von der Kammer¹⁶⁾, eine genaue Untersuchung vorzunehmen und die Urheber dieses Aufstandes festzustellen. Aus dem Text dieser Anweisung: „... solches ins Künftige abzustellen, die Garben, wie sich gehöret, und wenigstens so groß, als ihre eigene, auch zugleich die Seile feste zu binden, mit der Verwarnung, daß sie, sofern sie sich an die auf dem Adel. Landt Gerichte ihnen dießfalls zu setzende Straffe fürs Künftige nicht kehren würden, sie mit härterer Straffe, auch wohl, nach Befinden, mit dem Philips-Berge alhier belegt werden sollen ...“.

Weiter ersehen wir aus dieser Anweisung: „... letztlich die von diesen Dienst-Leuthen unternommene Empörung und Aufstände so unpunè hingehen zu lassen nicht gemeynet ist, man aber eigentlichen Uhrhebere dieses Aufstandts, aus dem Protokolle nicht wahrnehmen können; So habt Ihr bey Eurer Anwesenheit, weiter zu untersuchen, welches die Autores davon gewesen und selbige, ihnen selbst zu meritirten Bestrafung, andern aber zur Wahrschauung, anher in den Philips-Berg

bringen zu laßen ...“ Auf die danach erfolgte Untersuchung Tübbesing's mit Protokoll vom 11. Januar 1724 kam die Herzogliche Resolution ¹⁷⁾ vom 18. April 1724, aus der man ersehen kann, daß die Klagen der Dienstpflichtigen zurückgewiesen wurden und die Behauptungen, zu große Garben machen zu müssen, sich bei der Untersuchung als unwahr erwiesen hatten. Weiter entnehmen wir dieser Resolution: „... Da auch Kläger sich deshalb zu beklagen vermeynen, daß sie dem Amtsverwalter auf bemeldtem Hauße nicht zu Gefallen pflügen könnten, bey der Untersuchung hingegen sich das Gegenteil geäußert, indem unter andern Heinrich Julius Jasper so schlecht gepflüget, daß nach auswärtiger Achtmänner Gestandnis nicht nur viele Balcken in dem Lande gemachet, sondern auch an theil orthen gantzer 6. Furchen liegen blieben, über welche der Pflug nur hergegangen, so werden die Dienstpflichtigen ged. Dorffs Niedern-Sickte hiemit ernstlich bedeutet, ihre Arbeit, in specie, das Pflügen mit gehöriger Treue und Fleiß zu thun, und den Pflug gebührendt durch die Erde gehen zu laßen. Damit aber benandten Heinrich Julius Jasper sein Frevell nicht unbestraftt ausgehen möge, so ist ihm nicht allein vor die untauglich gepflügte dritte halb Morgen nichts an Dienst abzurechnen, sondern er ist noch über dem mit 2. tägiger Gefängniß-Straffe, worin er mit Waßer und Brodt zu speisen, andern zum Exempel zu belegen. Wie dann auch Heinrich Julius Mehrdorf welcher wie aus allem sattsam erhellet, ein unruhiger Kopf, davor daß er aus dem Arrest weggegangen, auf einen Tag mit dem Gefängniß, worin er gleichfalls mit Waßer und Brodt zu speisen, zu bestraffen.“ Daß dieses, von Herzog August Wilhelm unterschriebene Urteil zur Ausführung gelangte, beweist der Bericht des Amtmanns Tübesing vom 6. Juni 1724 ¹⁸⁾. „Diese Fürstliche Resolution war in Gegenwarth des Amtsverwalters Hallersleben der versammelten Gemeinde zu Niedern-Sickte auf dem Adel. Hauße daselbst publiciret und die H. J. Jasper und H. J. Mehrdorf darin dictirte Gefängniß-Straffe an selbige vollstrecket.“

(Schluß folgt.)

¹⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Leichenpredigt. — ²⁾ Ebda, Schrader-Archiv. — ³⁾ Staatsarchiv Wolfenbüttel, 4 Alt Nr. 3887. — ⁴⁾ Ebda, 7 Alt Fb. 14 S. 1277. — ⁵⁾ Ebda, wie ⁴⁾. — ⁶⁾ Staatsarchiv Wolfenbüttel, 2 Alt Nr. 7565. — ⁷⁾ Ebda, 7 Alt Fb. 14 S. 1277. — ⁸⁾ Sammlung der größeren Organisations- und Verwaltungsgesetze des Herzogtums Braunschweig Seite 323. — ⁹⁾ Staatsarchiv Wolfenbüttel, 7 Alt Fb. 14 S. 316. — ¹⁰⁾ S. Z. (= Sammlung Ziegler) H-B. S. 93. — ¹¹⁾ S. Z. H-B. S. 267. — ¹²⁾ Es überrascht nicht, daß weder Brinksitzer noch Häuslinge erwähnt werden. In der Dorfbeschreibung von 1751/52 ist vermerkt worden ... Häuslinge sind im Dorfe nicht vorhanden, und wegen des Dienstes an das Haus Sickte wollte keiner daher sich niederlassen. — ¹³⁾ Arbeitsbeginn ist aus diesem Reglement nicht ersichtlich. Aus dem Absatz 34 der Allgemeinen Landes-Ordnung vom 7. 1. 1647 geht hervor, daß die Arbeitszeit im Sommer von 5.00 — 18.00 Uhr und im Winter von 7.00 — 16.00 Uhr sein sollte. Auch die Verordnung vom 5. 12. 1722 nennt diese Arbeitszeiten. — ¹⁴⁾ Die Burgfest-Dienste waren althergebrachte Dienste. Vergl.: Gustav Oehr, „Ländliche Verhältnisse im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im 16. Jahrh.“. Vergl.: H. Schattenberg, „Der Herrendienst“ im Braunschweigischen Magazin Jg. 1896, Seite 193. (behandelt: Schliestedt, Küblingen und Eitzum). — ¹⁵⁾ Aus dem Bericht vom 6. 4. 1664 geht hervor, daß diese 3 Kotleute schon 6 Jahre dieser Vereinbarung folgten. Diese Kotleute hatten angegeben schon vor dem Kriege Pferde halten zu dürfen und nur im Kriege keine Pferde gehabt hätten, wovon jedoch Schrader nichts wissen wollte und mit ihnen dann zu der Vereinbarung kam, daß sie quartalich 2½ Morgen und also jährlich 10 Morgen pflügen mußten. — ¹⁶⁾ S. Z. H-B. S. 287 und 288. — ¹⁷⁾ S. Z. H-B. S. 191. — ¹⁸⁾ S. Z. H-B. S. 145. — ¹⁹⁾ S. Z. H-B. S. 152.

Die alte Clemenskirche in Königslutter

von Richard Diestelmann

Sie stand einmal in Oberlutter, dem südlichsten Ortsteil von Königslutter, der bis zum Jahre 1920 eine selbständige Gemeinde bildete. Noch bevor die Stiftskirche, die alte Klosterkirche des Benediktinerklosters, erbaut wurde, war sie in Verbindung mit einem „Jungfrauenkloster“, einem Kanonissenstift, errichtet worden. Kein Stein gibt heute mehr Zeugnis von ihrem einstigen Vorhandensein. Aber auf zwei Bildern aus dem 17. und 18. Jahrhundert sieht man unmittelbar östlich der Stiftskirche noch den Turm, der ihr einstiges Dasein beweist: auf einem Stich von Merian aus dem Jahre 1653 und auf einer Flurzeichnung der Stadt Königslutter aus dem Jahre 1716. Es ist ein Turm, der, wie bei vielen Kirchen unseres Braunschweiger Landes als quergestelltes Rechteck dem Kirchenschiff vorgelagert war, mit einem Satteldach versehen. Zur Zeit ihrer Erbauung gehörte Königslutter und damit auch Oberlutter zum Archidiakonat Schöppenstedt in der Diözese Halberstadt. Der Überlieferung nach ist die Kirche in Verbindung mit dem Kanonissenstift gestiftet worden „von dem Grafen Bernhard von Haldensleben, welcher zwar den Anfang gemacht, aber es nicht hat ausführen können, weil er zu zeitig gestorben und derowegen solches sein Sohn Graff Bernhard den Jüngeren zu thun anbefohlen“. Das war um das Jahr 1100.

Nur wenige Kirchen gibt es im niedersächsischen Raum, die dem heiligen Clemens geweiht sind. Clemens (Romanus) war der dritte Nachfolger des Petrus als Bischof von Rom. Der Grund, warum die Kirche nach ihm benannt wurde, ist unbekannt. Ein ihm geweihter Altar stand auch im Dom St. Blasii in Braunschweig, aber sonst liegen Kirchen, die den Namen „St. Clementis“ tragen, nur in weiterer Ferne. Eine Kirche in Emden ist nach ihm benannt und eine andere in Osnabrück. In vier kleineren Gemeinden Niedersachsens tragen die Kirchen den Namen dieses Heiligen.

Über das Aussehen der Clemenskirche in Oberlutter heißt es bei Merian: „welche wol zu besehen wegen ihrer altfränkischen Bauart und Manier“. Vereinzelt Hinweise gibt es in der vorreformatorischen Geschichte, die ihre Existenz erwähnen. Sie diente bis zur Reformation, nachdem die Kanonissen um 1135 nach Drübeck im Harz ausgesiedelt waren und nachdem für das Benediktinerkloster die große Stiftskirche errichtet war, den Bewohnern des zwischen der Stadt und dem Stift Königslutter neu entstehenden Ortsteils, des „overen dorpes to Luttere“, das zum ersten Mal im Jahr 1318 erwähnt wird, als Gotteshaus. Im Jahre 1327 findet zum ersten Male ein „Pfarrherr zu St. Clemens“ Erwähnung, als dieser, „Hermannus“ mit Namen, zur Zeit des Abtes des Klosters Theodolphus dem Abt im Kloster Riddagshausen „einen Hoff in Hordorff und eine Hufe Landes zu Westermarke for fünf Mark feinen Silbers“ verkaufte. Im Jahre 1329 wird während der Zeit des Herzogs Otto in Braunschweig von einer Schenkung gesprochen, die der Ritter Embertus von Sunstedt und sein Sohn Borchardus der Kirche St. Clementis in Luttere machten. Im Jahre 1328 hatten die Herzöge „Henricus, Albertus et Wilhelmus“ das bisher ihnen zustehende Patronatsrecht über die Kirchen Sebastiani und St. Clementis samt den dazu gehörigen Filialen und Kapellen dem Kloster übertragen. Schon 1283 wird die Kapelle in Sunstedt als Filiale zur Clemenskirche genannt. Am 24. Mai 1428 ließ Papst Martin V. die beiden Kirchen Sebastiani in Königslutter und St. Clementis in Oberlutter end-



Kupferstich von Merian 1653

gültig dem Kloster einverleiben, allerdings mußte das Kloster dem Archidiakon des Bannes Schöppenstedt, zu dem Königsutter innerhalb der Diözese Halberstadt gehörte, alljährlich am Feste des Lukas einen Gulden Rheinischen Goldes entrichten. Aus dem Jahre 1503 erfahren wir noch, daß der Abt des Klosters und der gesamte Convent dem „profess“ des Klo-

sters, Johannes Burmester (oder Burkmester), die Erlaubnis gaben, sich aus dem Kloster zu entfernen und „die obere parochie“ zu übernehmen.

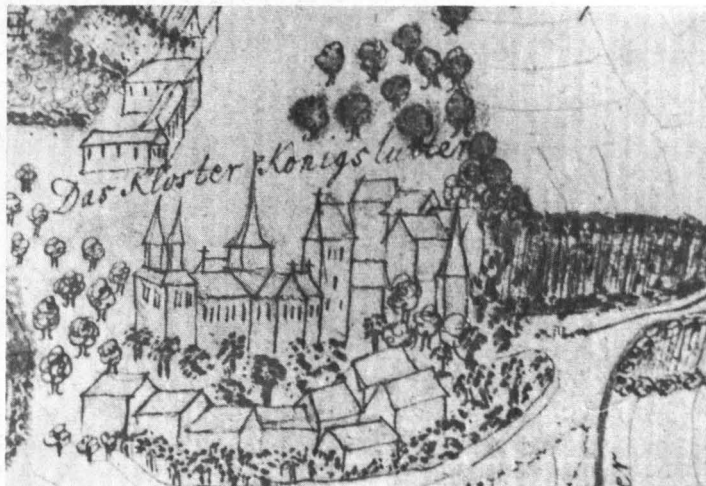
Mit der Reformationszeit begann der allmähliche Verfall der Kirche, da die Oberluttersche Gemeinde die größere Stiftskirche als Gemeindekirche übernahm. Das „Corpus bonorum“ aus dem Jahre 1740 berichtet darüber: „Zu ihrem Verfall hat wol hauptsächlich dieses Anlaß gegeben, daß derselben Eingepfarrte zur Zeit des reformations Wesens und daraus entstandenen Kriegstrubeln bey öfterer Verjagung der Münche vom Stift sich in die Stiftskirche eingedrungen, auch nachher à Serenissimis Ducibus erlanget haben, daß deren Gebrauch zur Ersparung der zur Wiederherstellung dieses unmittelbar in Verfall gerathenen Gebäudes erforderliche Kosten auf beständigst eingeräumt worden“. Nur als im Jahre 1629 auf Grund des Restitutionsediktes, demzufolge alle seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter den früheren Besitzern zurück erstattet werden mußten, die Benediktinermönche noch einmal in das Kloster zurückkehrten, wurde die Clemenskirche noch einmal wiederhergerichtet, mit einer neuen Kanzel versehen und diente der Gemeinde noch einmal als Gotteshaus. Aber schon im Jahre 1631 verließen die Mönche das Kloster wieder. Der Verfall der Clemenskirche war danach nicht mehr aufzuhalten, obgleich es in einem Berichte vom Jahre 1648 heißt: „Die alte Pfarrkirche ist wol ausgebessert“.

Als die Kirche durch den Umzug der Gemeinde in das größere Gotteshaus der Stiftskirche endgültig dem Gottesdienst und den geistlichen Handlungen entzogen war, wurde sie rein weltlichen Zwecken dienstbar gemacht. Zur Zeit des Abtes Fabricius (gest. 1729) wurde sie als Scheune benutzt, und mit höherer Erlaubnis vom 8. März 1752 war ihr Abbruch genehmigt. Sie wurde im gleichen Jahre abgerissen, nur der Turm, in dem sich die Glocke befand, blieb stehen.

Dieser Turm (im Volksmunde bis zu seinem Abbruch der „Paalthoren“ genannt) hatte eine Höhe von fast 25 Metern und eine Länge und Breite von 8,40 Metern. Über dem 5 Meter hohen Fundament („Sauterren“) erhob sich der Turm in 4 „Etagen“ von je 4—5 Metern. Von der Eingangstür führten 17 Treppentufen, über die man zunächst ein Kreuzgewölbe erreichte. In der zweiten und dritten „Etag“ befanden sich die Schalllöcher für die im Turm befindliche Glocke.

Am Äußeren befand sich eine Sonnenuhr, und gedeckt war der Turm mit 900 „Breitziegeln“ und 14 „Dachziegeln“.

Vom Sommer des Jahres 1819 an schwebten Verhandlungen über den Abbruch auch des Turmes, die von dem „Cammerbauconducteur“ Blumenstengel in Schöppenstedt über das Amt Königs-lutter und das Consistorium mit dem „Cam-



Flurzeichnung der Stadt Königs-lutter 1717

mercollegium“ geführt wurden. Auf rund 450 Reichstaler wurden die Abbruchkosten geschätzt, die sich durch den Verkauf des Altmaterials wieder ausgleichen sollten. Die Steine der Kirche sollten zu Wegeverbesserungen verwendet werden. Längere Verhandlungen wurden über die Verwendung der Glocke geführt, die „im Clemenskirchturm aufgehangen nach wie vor täglich als Betglocke angeschlagen wurde“. Auf Vorschlag des Consistoriums in Wolfenbüttel stimmte das Cammercollegium zu, daß die Glocke auf Kosten des Stiftes in die Stiftskirche überführt würde und dort weiter als Betglocke verwendet würde, unter der Voraussetzung, daß „das unbeschränkte Eigentum der Glocke unter Entsagung aller Ansprüche darauf von seiten der ehemaligen Clemenskirche auf die Stiftskirche übertragen würde“.

Durch die Glockenentführung während des ersten Weltkrieges fand auch diese Glocke, das letzte Überbleibsel der alten Clemenskirche, ein unrühmliches Ende, denn nach dem Jahre 1918 verblieb der Stiftskirche nur die größere Schwester der Clemenskirchenglocke die durch fast 100 Jahre mit ihr gemeinsam unter ihrem Motto „Hoc vas pulsetur ut XPS glorificetur“ (Diese Glocke soll geläutet werden, damit Christus verherrlicht werde) ihren Klang über Stadt und Land hatte erklingen lassen.

Verblieben ist der alten Clemenskirchengemeinde, der jetzigen Stiftskirchengemeinde Königs-lutter aus dem Besitz der alten Clemenskirche nur die Länderei, die schon im Jahre 1740 eine Größe von 29 Morgen Acker und 1/2 Morgen Wiese hatte und seit jenen Tagen in Pachtnutzung von Gemeindegliedern steht.

Literatur: Johannes Letzner: „Kurtze und bishero nicht in Druck gegebene Beschreibung des im Wolfenbüttelschen Herzogtum gelegenen Kayserl. Stiftes Königs-lutter.“ Wolfenbüttel 1715. — Matthaeus Merian: „Topographia und Eigentliche Beschreibung der Vornembsten Städte etc. ...“. Frankfurt 1753. — Paul Jonas Meier: „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt.“ 1896. — Bode: Kollektanenbuch über Königs-lutter mit Auszügen aus verschollenen Erbregistern (Nieders. Staatsarchiv: Handschriften VI 15, 81). — Flurkarte von Königs-lutter im Nieders. Staatsarchiv K 125). — Hennecke-Krumwiede: „Die mittelalterlichen Kirchen und Altarpatrozinien.“ Göttingen 1965. — Akten im Archiv des Landeskirchenamtes.

Das Leinetalwerk und die Wüstung Meynshausen

von Hans Ehlers

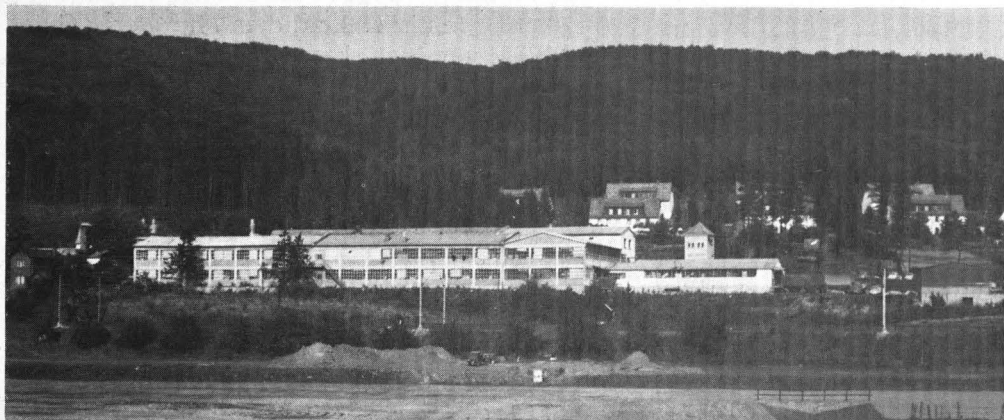
Werkstätten am Strande der Leine, hinter ihnen, am Hange des Waldes, der zur Höhe des Steinbrinks hinaufführt, weiße Siedlungshäuser in blumenbunten Gärten, das ist das Bild, das sich dem Reisenden bietet, wenn er mit der Eisenbahn das Leinetal von Kreiensen aus flußabwärts durchfährt. Leinetal ist der Name dieser Siedlung und des Werkes, das erst vor zwei Jahrzehnten von dem rheinischen Industriellen Heinrich Pferdmenes auf der Feldmark von Hilprechtshausen, einem zum Dorfe Heckenbeck bei Gandersheim gehörenden Weiler, errichtet wurde. Diese auf der Höhe befindliche Weilersiedlung wird urkundlich zuerst 1148 erwähnt als Hildebrechtshusen, das bedeutet Behausung eines Hiltiprecht (= glänzend im Kampf). 1617 erfolgte die Bildung des Rittergutes Hilprechtshausen. Vom Leinetalwerk aus führt ein Weg durch den Wald empor auf eine breitere Senke, wo in entlegener Lage in einem waldumschlossenen Winkel wie ein Dornröschenschloß das schöne Herrenhaus aus dem Jahre 1721 mit herrlichem Garten sich befindet.

Dieses Gut erstand in den 1920er Jahren Pferdmenes und baute dort einen Textilkreis auf. Er gehörte zu jenem weitsichtigen Typ des Unternehmers, der seine Arbeiter am Werk beteiligen und sie persönlich an dasselbe binden wollte. Auf dieser Grundlage errichtete er vor dem 2. Weltkriege ein Textilwerk in Ostpreußen. Nach Beendigung des Krieges faßte er den Plan, auf dem Gelände seines Gutes Hilprechtshausen ein Werk zu gründen, in dem Flüchtlinge aus den verlorenen deutschen Ostgebieten Arbeit und Brot, Haus und Garten finden sollten.

So wurde denn im Jahre 1946 die Leinetal-G.m.b.H. ins Leben gerufen, ein Werk der Holzverarbeitung errichtet als eine Heimstatt für durch das Kriegsschicksal heimatlos gewordene Menschen. Ein Schafstall des Gutes war die erste Fertigungsstätte des neuen Werkes, wo zunächst nur wenige Arbeiter zumeist Spielzeug, aber auch schon kleinere Möbelstücke herstellten. 1947 wurde dann an der Stelle, wo sich jetzt die Werksanlage befindet, ein kleines Werksgebäude erstellt, gleichzeitig auch ein Behelfsheim und ein Wohnhaus, das als Vorbild für weitere Siedlungshäuser dienen sollte. Im November 1948 konnte die Einweihung des neuen Werkes gefeiert werden, und ein Jahr später entstand das Sägewerk. Als Absatzschwierigkeiten in der Möbelfabrikation eintraten, wurden 1949 Rundfunkgehäuse, etwas später auch Tonmöbel und Fernsehgehäuse hergerichtet.

Waren im ersten Jahre des Bestehens der Gesellschaft nur 10 Menschen in der Werstätte des Gutschafstalles beschäftigt, so zählte die Belegschaft 1949 bereits 70 Arbeitskräfte und wuchs bis 1953 auf 330 an. Im Jahre 1954 wurde zu der G.m.b.H. die neue Leinetal G.m.b.H. und Co. gegründet, die weiterhin zum weitaus größten Teile Heimatvertriebene in Arbeit nahm. Die Werksanlage wurde in den nächsten Jahren erweitert und mit der Erstellung des Verwaltungsgebäudes im Jahre 1959 die endgültige Fertigstellung des Betriebes durchgeführt. Wurden 1949 nur 20 Radiogehäuse täglich ausgeliefert, so waren es jetzt über 600 Rundfunk- und Fernsehgehäuse, Phono-Vitrinen und Musikschränke.

Heinrich Pferdmenes starb im Jahre 1947 und wurde auf dem Waldfriedhof von Hilprechtshausen beigesetzt. Er konnte die Auswirkung seiner Idee und das Wachstum seines Werkes nicht mehr erleben. Sein großes Verdienst aber wird noch heute gehütet: heimatvertriebene Arbeiter sind auch Mitbesitzer des



Das Leinetalwerk von Westen

Aufn. H. A. Schultz

Werkes, die mehr als die Hälfte aller Anteile der Gesellschaft inne haben. Am 1. Februar 1961 wurde die Siedlung der am anderen Ufer der Leine gelegenen Dorfgemeinde Erzhausen als Ortsteil zugewiesen.

An dem rechten Flußufer, an dem das Leinetalwerk aufgebaut ist, wird sich im Mittelalter auch eine Verkehrsstraße hingezogen haben, denn in dem benachbarten Dorfe Beulshausen, am Wege nach Kreiensen und Greene, war nach dem Erbregerister vom Jahre 1663 eine Zollstätte vorhanden. Hier mußten an Zoll entrichtet werden u. a. für 1 Fuder Wein 32 gr., 1 Fuder Bier 6 gr., 1 Ahm Branntwein 9 gr., 1 Pferd im Gespann, 1 Schaf, 1 Schwein, 1 Ziege je 2 gr., 1 Malter Roggen 4 Pfg., und ein Jude mußte 2 Pfg. zahlen. Solch eine Zollstätte würde wohl nicht in Beulshausen bestanden haben, wenn dort nicht ein Durchgang gewesen wäre für mancherlei Handelsverkehr, der hier am Leineufer stattfand und sich der alten West-Ost-Heerstraße Greene—Gandersheim zuwandte.

Auch liegt die Leinetalsiedlung auf einem Gelände, das einstens zur Gemarkung des Hagendorfes *Meinshausen* (auch Meinershausen und Meindershausen), im Jahre 1229 beurkundet als *Meynoldeshusen* = Behausung eines Meinhold oder Meginhold gehörte. Im genannten Jahre wurde die villa (Dorfschaft) Meynholdeshusen, die vom Marienkloster vor Gandersheim an Hägerbauern ausgetan war, zurückgekauft. Die Häger waren flämische Kolonisten, die auf grundherrlichem Boden zu neuen Dorfschaften angesetzt wurden. Sie wurden besonders im Anfang des 12. Jahrhunderts vom Bistum Hildesheim herangezogen und zwar dorthin, wo Waldgebiet durch Rodung zu Ackerland nutzbar gemacht werden sollte, wofür ihnen eigene Rechte und mancherlei Vergünstigungen gewährt wurden.

1285 ließ der Bischof von Hildesheim den Zehnten in Meinoldeshusen für das Marienkloster auf, das dort 1333 auch die piscatura (Fischerei) besaß. 1383 versprach Beseke von Freden, die eine Hälfte des Dorfes zu bebauen, während die andere von den v. Wettbergen bestellt wurde. Hundert Jahre später, 1484, ist dann nur noch von einer desolata (verlassenen, wüstgewordenen) villa Meynshusen die Rede. Eine Mühle am Mühlencamp und ein Fischerhaus in der Fischerwiese bestanden jedoch weiter. Bei dieser Fischerwiese befand sich eine Fähre nach dem gegenüberliegenden Dorfe Erzhausen, die der adlige Gutshof in Hilprechtshausen in Pacht gab.

Nach der Flurkarte vom Jahre 1768 ist von der einheitlichen Flur dieses Gutes eine zweite Dorfflur daneben, nämlich die von Meinshausen, durch einen breiten Waldstreifen deutlich getrennt. In ihr finden wir die Flurnamen: „Am Dohrencamp“, „Der schwarze Busch“ und der „Spiegel“ (so genannt nach einer dort einmal auf der Höhe des Berges vorhanden gewesenen mittelalterlichen Warte [speculum]). An der vor zwei Jahren geradegelegten, damals aber in vielfachen Windungen dahinfließenden Leine zogen sich wie lange Bänder die Wiesen hin: „Rohrwiese“, „Fischerwiese“, „Rehwinkel“ (= Rietwinkel) und „An der Bue“ (= Biegung). In diesem Leinebogen wurde die gewaltige Maschinenhalle des Pumpspeicherwerkes Erzhausen eingebaut. Die Äcker der alten Gemarkung Meinshausen erstreckten sich oberhalb eines Weges in größerer oder geringerer Breite mit den Flurnamen: „Der kleine und große Orthcamp“, „Der große und kleine Mühlenberg“, „Der große Camp“, „An den Wiesen“, „Am Schifberg“ und „Der Kirchencamp“. Sie machten 140 Morgen aus, während die ganze Feldmark etwa 200 Morgen faßte.

Auf dem Kirchencampe nahe der Leine und der einstigen Fährre hat vermutlich einmal, wie der Name andeutet, eine Kirche gestanden. Auch findet sich seitlich der Straße nach Beulshausen an der Eisenbahnböschung etwa 300 m vor dem Leinetalwerk ein Kreuzstein von 56 cm Breite, 13 cm Dicke und 60 cm Höhe über der Erde. Er ist beiderseits mit einem nasenbesetzten und von einem Kreise umgebenen Kreuze auf vertieftem Grunde geschmückt. Der größte Teil der Äcker und Wiesen sind an Hilprechtshausen übergeben, während im südlichen Teile der Feldmark nach Beulshausen verzogene Bauern Besitzrechte behielten. Irgendwelche Reste von Dorf und Kirche sind nicht mehr vorhanden. Es ist der Plan gefaßt, in der Leinetalsiedlung auf der Meynshäuser Flur wieder eine Kapelle erstehen zu lassen. (Ein Bild des Herrenhauses Hilprechtshausen findet sich in „Braunschweigische Heimat“, 1965, Heft 3.)

rechts: Mittelalterlicher Kreuzstein an der Straße
nach Beulshausen
Aufn. H. A. Schultz



Herrenhaus des Gutes in Hilprechtshausen
Aufn. H. A. Schultz



*Der braunschweigische
Amtsrat Kamla auf Unseburg un de Fru
Pansenschäfern*

seinem Vater nacherzählt durch

Ewald Lotzing

Amtsrat Kamla war ein grundgütiger alter Herr, der im Umgang mit den Unseburgern sein Braunschweiger Platt sprach. Auch sonst war er leutselig und entgegenkommend. Seine Beamten hatten weitgehende Vollmacht, den Unseburgern allerlei Freiheiten zu gewähren. So hatte eine Frau im Orte, die man gewöhnlich die „Pansenschäfern“ nannte, vom Gutsgärtner die Erlaubnis bekommen, im Parke das abgefallene Holz zu sammeln. Auf diese Frau traf der Amtsrat auf einem Spaziergange. Froh, mal wieder etwas Gutes tun zu können, redete er die alte Frau an: „Soiken Se man, Fru Pansenschäfern! Soiken Se man! Lâten Se sick man jo nich stören!“ Die ole Fru Pansenschäfern aber war gar nicht mit diesem wohlwollenden Zuspruch zufrieden, guckte den Amtmann groß an und sagte: „Herr Amtmann, ick haite nich de Pansenschäfersche, ick bin man de Schäfersche. Pansenschäfern, dat seggen bloß de Li'e!“

Wenn ich an diese Geschichte denke, dann erinnere ich mich der vielen Beinamen, die in Unseburg gebräuchlich waren und heute sicher längst ausgestorben sind. An manche Namen knüpfte sich direkt eine Geschichte an. Namentlich Kochs gab es viele im Orte. So die drei Gastwirte: „Koch am Tore“ hatte zugleich den Namen „Dobberkoch“, weil seine Mutter einen Mann gehabt hatte, der „Dobber“ hieß. „Koch auf dem Plane“ hieß auch „Brennerkoch“, weil er eine Schnapsbrennerei betrieb. Sein Sohn Andreas Koch, der nach ihm die Wirtschaft führte und Artillerist gewesen war, hatte sich beim Kriegerfeste mit der Kanone beim Abfeuern schwer verletzt, der Gasthof mußte verkauft werden, und es kam ein anderer „Koch“ hinein. Eine Kanone wurde nicht wieder beim Kriegerfest verwendet. „Koch in der Mitte“ hieß daneben noch „Koopmannskoch“. Außerdem hatte man noch „Schludderkoch“ und „Töpelkoch“.

Sehr zahlreich waren auch die „Schäfers“, wie die kleine Erzählung von der Pansenschäfern schon vermuten läßt. Manche Beinamen knüpften sich an körperliche Eigenheiten. So gab es „Groote-Thiemann“, der der größte Mann im Orte war, wie in Unseburg überhaupt eine ganze Reihe besonders großer Geschlechter zu verzeichnen war.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß sich mit einigen Namen sogar sprichwörtliche Redensarten verbanden. So sagte man von einem zudringlichen Menschen: „Er ist neugierig wie Bossen seine Zicke!“

AUS DER HEIMATPFLEGE

Das Dorf heute

Leitgedanken zur Pflege und Erneuerung der Dörfer

Aus dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland:

„Art. 2 (1): Jeder hat das Recht auf freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt.

Art. 14 (2): Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“

Seit Jahrzehnten befindet sich der ländliche Raum in einem Prozeß der Umwandlung. Diese Entwicklung, die alle Bereiche menschlicher Betätigung einbezieht und bereits vielschichtige Maßnahmen der Agrarstrukturverbesserung, der regionalen Wirtschaftspolitik und der ländlichen Kommunalpolitik ausgelöst hat, läßt erkennen, daß das Dorf der Zukunft kein rein bäuerliches Dorf mehr sein wird.

Die Umwandlung unserer Dörfer trägt u. a. folgende Kennzeichen:

Die Eingliederung der Flüchtlingsströme in der Nachkriegszeit und ihr teilweise späteres Abwandern in die Städte.

Der Arbeitskräfte- und Raummangel auf den Höfen in enger Ortslage und die daraus folgenden Maßnahmen der Aufstockung und Aussiedlung.

Das Ausscheiden zahlreicher Kleinbetriebe bei wachsender Größe der verbleibenden Höfe.

Das Eindringen städtischer Bauformen in den dörflichen Bereich seit der Gründerzeit.

Die bauliche Sanierung überalterter Wohn- und Wirtschaftsgebäude.

Die Ansiedlung von Industrie- und Gewerbebetrieben und die daraus folgende Beeinflussung der Umwelt.

Die zunehmende Verkehrsdichte in den Ortsdurchgangsstraßen.

Die planerische Unsicherheit vieler im ländlichen Raum tätiger Entwurfsbearbeiter und Bauträger.

Unsere Dörfer befinden sich somit in einem Sorge bereitenden Zustand; sie haben nicht nur einen großen Verlust an historisch wertvollen Bauten erlitten, sondern sich auch schon weit von ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild entfernt.

Die Gesundung der dörflichen Verhältnisse liegt aber im Interesse unserer gesamten Gesellschaft. Ziel aller Planungen — gleich welcher Art auch immer — muß die Verringerung des zivilisatorischen und kulturellen Rückstandes gegenüber der Stadt sein: Es geht im ländlichen Raum um Stärkung der Wirtschaftskraft, des Lebensstandards und des sozialen Bewußtseins.

Der Ausschuß Bau en a u f d e m L a n d e des Niedersächsischen Heimatbundes hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf die besorgniserregende Lage in den

dörflichen Gemeinden hinzuweisen. Diese Bemühungen werden durch das Niedersächsische Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, das Niedersächsische Finanzministerium, das Niedersächsische Kultusministerium, das Niedersächsische Sozialministerium und die Landwirtschaftskammern Hannover und Weser-Ems unterstützt.

Die Leitgedanken lauten:

1.

Ausgangspunkt jeder Einzelplanung und besonders jeder Baumaßnahme muß eine sorgfältige Bauleitplanung sein, zu deren Ausarbeitung erfahrene Städtebauplaner herangezogen werden sollten; dazu gehören eine gründliche Untersuchung der örtlichen Verhältnisse und eine darauf gründende Flächennutzungs- und Bebauungsplanung.

Dabei sind zu klären: die Einordnung von Kultur- und Freizeiteinrichtungen, die Sanierung der hygienischen und verkehrstechnischen Verhältnisse, die Verbesserung der Agrarstruktur, so auch Flurbereinigung, Althofsanierung und Ausiedlung.

Mit der Aufstellung von Bauleitplänen soll bei der Erweiterung der ländlichen Gemeinden das un gelenkte Auswuchern des Ortsrandes in die freie Landschaft unterbunden werden. Die Bauleitplanung muß über die einzelne Gemeinde hinaus im untersuchenden wie auch im planenden Teil auf die übergeordnete Region, auf Raumordnung und Landesplanung eingehen.

2.

Im Zusammenhang mit der Bauleitplanung ist eine Grünordnungs- und Landschaftsplanung durchzuführen, die alte und neue Dorfteile wie auch die offene Landschaft umfaßt. „Eingrünung“ ist in diesem Sinne nur ein Teilerfolg.

3.

Die Verfasser von Bauleitplänen, insbesondere von Bebauungsplänen, sollten sich um eine lebendige Dorfstruktur bemühen. Dazu zählen: ein ausgewogenes Verhältnis der öffentlichen Flächen zu den privaten Bereichen; harmonisch aufeinander abgestimmte, räumliche Folgen von Straßen und Plätzen; unaufdringliche und dem Gesamten angemessene Formensprache; Ausnutzung natürlicher oder historischer Gegebenheiten, die zu einer unverwechselbaren, charakterischen Planung führen.

Den Um- und Erweiterungsbauten der im Dorf verbleibenden landwirtschaftlichen Betriebe ist bei den vielfach neuartigen Gestaltungsmöglichkeiten besondere Beachtung zu widmen.

4.

Alte erhaltungswürdige Bauten, die dem Dorf ein besonderes Gepräge geben und seine Geschichte verkörpern, sollten — wenn sie ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr entsprechen — einer anderen Verwendung zugeführt werden, ihre Erscheinungsform jedoch bewahren.

5.

Die Aufstellung einer Ortssatzung für bestimmte Gestaltungsfragen kann grobe Auswüchse unterbinden helfen, sollte jedoch die Entwicklung einer guten, zeitgemäßen Architektur nicht einengen.

6.

Eine Regelung der Außenreklame, die Verkabelung der elektrischen Leitungen, die Einschränkung von Baustoffen und Farben auf ein annehmbares Maß sollte ebenfalls Inhalt der Ortssatzung sein.

7.

Die Ausschreibung von Wettbewerben für dörfliche Bauvorhaben wird wesentlich dazu beitragen, leistungsfähige Entwurfskräfte zu gewinnen. Wie überall gilt erst recht im ländlichen Bereich: entscheidend für den Erfolg ist die Qualität des Planenden.

Die Forderung nach einer Erneuerung unserer Dörfer kann nur verwirklicht werden, wenn alle im dörflichen Bereich lebenden und arbeitenden Menschen sich in einer gemeinsamen Verantwortung verbunden wissen, die sich an den Grundrechten des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland auszurichten hat. Die freie Entfaltung der Persönlichkeit ist demnach eindeutig begrenzt durch die Verpflichtung, sich für das Allgemeinwohl einzusetzen. Auch die Bauten im Dorf spiegeln wider, wieweit diesem Gesetz entsprochen wird.

Hannover, im Januar 1967

H a s s e l m a n n
Niedersächsischer Minister für Ernährung,
Landwirtschaft und Forsten

L a n g e h e i n e
Niedersächsischer Kultusminister

B l u m e
Präsident der Landwirtschaftskammer
Hannover

o. Professor Dr.-Ing. K u l k e
Vorsitzender des Ausschusses
„Bauen auf dem Lande“

K u b e l
Niedersächsischer Minister der Finanzen

P a r t z s c h
Niedersächsischer Sozialminister

M a r a h r e n s
Präsident der Landwirtschaftskammer
Weser-Ems

Dr. R ö h r i g
Vorsitzender
des Niedersächsischen Heimatbundes

Waldlehrpfade im Elm

von Heinz Röhr

Im Sommer dieses Jahres hat das Staatliche Forstamt Königslutter im Elm zwei Waldlehrpfade angelegt. Der erste führt vom Lutterspring durch das Badeholz, der zweite vom Tetzelstein in das südlich vom Hagenweg gelegene Waldgebiet und von dort zum Ausgangspunkt zurück. Durch zahlreiche Schilder wird der Wanderer auf die im Elm bodenständigen Bäume und Sträucher, wie Buche, Eiche, Linde, Hainbuche, Ahorn, Esche, Eberesche, Vogelkirsche, Holunder und Schneeball, aber auch auf später eingebrachte Baumarten, z. B. Douglasie oder Weymouthkiefer, Lebensbaum, Weißtanne, Roteiche (*Quercus rubra*), Hickory (*Carya alba*), Amerikanische Schwarznuß (*Juglans nigra*), Japaner-Lärche (*Larix japonica*) und den seltenen Tulpenbaum (*Liriodendron Tulipifera*) aus Nordamerika aufmerksam gemacht. Beide Pfade kreuzen alte Triftwege mit prächtigen alten Huteichen und Buchen. An schönen Punkten laden Bänke aus Eichenholz zum Verweilen ein. Dort fehlen auch nicht die so notwendigen hölzernen Papierkörbe. Von bemerkenswerter landschaftlicher Schönheit ist ein kleiner, von Adlerfarn über-

wucherter Erdfall, zu dem der vom Tetzstein ausgehende Pfad führt. Die Wege machen auch mit den besonderen Aufgabengebieten des Forstmanns und Jägers im Elm bekannt, zeigen z. B. Buchennaturverjüngungen unter 200jährigen Altbuchen im Wildschutzgatter, Wildfütterungsstellen, Vogelfutterhäuser und Nistkästen. Der Heimat- und Verkehrsverein Königslutter plant, ein vom Staatl. Forstamt Königslutter zusammengestelltes Heft über die neuen Waldlehrpfade herauszugeben, das nach Erscheinen Interessenten in der Waldgaststätten Lutterspring und Tetzstein oder im Buchhandel erhalten können.

Beide Wege vermögen dem Elmwanderer wertvolle Anregungen zu geben. Besonders geeignet sind sie für Lehr- und Unterrichtszwecke aller Art. Man kann daher dem Staatl. Forstamt Königslutter, besonders seinem Leiter, Herrn Oberforstmeister Schmidt-Colinet, für diese mit viel Liebe und Sorgfalt geschaffenen Waldlehrpfade im Elm nur dankbar sein und darf wünschen und hoffen, daß auch in anderen Waldgebieten unserer Heimat bald etwas Ähnliches entstehen möge.

Neue Landschaftsschutzgebiete in den Landkreisen Braunschweig, Gandersheim, Goslar, Helmstedt, Wolfenbüttel und im Stadtkreis Salzgitter

Das „Amtsblatt für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig“ — Stück 8 vom 30. September 1966 — wird von jedem Braunschweiger, dem die Erhaltung seiner Heimat am Herzen liegt, gern zur Hand genommen werden. Es enthält vorwiegend Verordnungen zum Schutze einzelner Landschaftsteile. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz begrüßt dies sehr. Er dankt dem Herrn Verwaltungspräsident, sowie den Herren Oberstadt- und Oberkreisdirektoren für diese Maßnahmen.

Die Verordnungen Nr. 194—195 regeln den Landschaftsschutz für die zu den Landkreisen Braunschweig und Wolfenbüttel gehörenden Teile des Elms. Da der im Landkreis Helmstedt liegende Teil dieses Waldgebirges schon seit geraumer Zeit unter Landschaftsschutz steht, ist nunmehr, den langjährigen Bemühungen unseres Landesvereins entsprechend, der ganze Elm ein einziges großes Landschaftsschutzgebiet geworden.

Zu Landschaftsschutzgebieten wurden ferner erklärt der Erdfall „Sillberhohl“ mit dem umgebenden Walde nördlich der Stadt Seesen im Landkr. Gandersheim (Nr. 196), der Bergwald Harli nördlich der Stadt Vienenburg im Landkr. Goslar (Nr. 204), der Salzgittersche Höhenzug im Stadtkreis Salzgitter und im Landkr. Goslar (Nr. 205), die Walmodener Berge mit dem Wald Appelhorn und dem Bredelmer Holz im Landkr. Goslar (Nr. 206), das Fümmler Holz im Kr. Wolfenbüttel (Nr. 207) und die z. T. bewaldete, aussichtsreiche Bergkuppe Osel mit ihren reichen vorgeschichtlichen Fundstellen südöstlich von Wolfenbüttel im gleichen Kreise (Nr. 208).

Besonders gründlich ging die untere Naturschutzbehörde im Stadtgebiet Goslar zu Werke. Hier wurden folgende Landschaftsteile der Feldmark und Grünflächen innerhalb der Wohngebiete zu Landschaftsschutzgebieten bzw. Naturdenkmälern erklärt: die „Steinbergwiese westlich der Stadt und nördlich der Steinbergkuppe“, das „Trüllketal“ mit Bergwiese (Nonnenberg, Rabenkopf, Borchers-Park und Reußplatz), „Zusammenhängender Streifen von Bergwiesen, Kiefern- und Mischwaldparzellen am Fuße des Rammelsberges“ (umfassend Braune Heide und Blauer Haufen bis zum Rosenberg), „Sudmerberg“ (Berg-

kuppe einschließlich des Nadel- und Mischwaldbestandes und des östlich vorgelagerten Geländes mit der Kirchstelle der Siedlung), „Kattenberg“, Grauhöfer Landwehr“, „Gutspark Riechenberg“, „Friedhof und Gutswald des Gutes Ohlhof“, „Friedhof des Kloster-gutes Grauhof“, „Friedhof an der Hildesheimer Straße“, „Neuer Friedhof an der Feldstraße“, „Jüdischer Friedhof an der Glockengießerstraße“, „Georgenberggruine einschließlich des gesamten Baumbestandes“, „Klostergarten Neuwerk“, „Baumbestand im Schönen Garten an der Okerstraße“, „Baumbestand der Thomasstraße zwischen Wall- und Kötherstraße“, „Baumbestand des Stephanigartens“, „Baumbestand im Klubgarten an der Ecke Astfelder Straße, „Pappelbestand am Frankenberger Teich“ am Ende des Claustorwalles und des Oberen Triftweges, „Alte steilwandige Schiefergrube mit Teich am Verlorenen Berg“, „Ratsschiefergrube“, „Pappel-, Eichen- und Buchenbestand an der Wachtelpforte“, „Baumbestand zwischen dem Oberen Triftwege“ und der „Von-Garßen-Straße“, „Roßkastaniengruppe“ an der Vienenburger Straße, „Roßkastaniengruppe“ Ecke „An den Kastanien“, „Pappelbestand“ oberhalb des städtischen Sportplatzes, „Alte Hainbuchen am Gasthaus Zum Auerhahn“, „Hainbuchenbestand“ zwischen Jugendherberge und Gese, „Fichtengruppe“ am Westende der Pahlwiese bei der Sennhütte, „Fichtengruppe“ am Herzbergweg an der Westseite des Herzberger Teiches, „Klosterkammerforst“ und „Stadtforst“.

Was bedeutet diese Unterschutzstellung? Immer wieder wird diese Frage gestellt. Die Verordnungen geben die beste Antwort:

§ 2 In dem geschützten Gebiet ist es verboten, die Natur zu schädigen, den Naturgenuß zu beeinträchtigen oder die Landschaft zu verunstalten.

§ 3 Verboten ist insbesondere:

die Ruhe der Natur durch Lärm oder auf andere Weise zu stören, an anderen als den hierfür bestimmten Plätzen zu lagern, zu zelten, Wohnwagen aufzustellen oder zu baden,

unbefugt Feuer anzumachen,

Abfälle, Müll, Schutt oder Abraum aller Art wegzuerwerfen oder an anderen als den hierfür zugelassenen Plätzen abzulagern oder die Landschaft, insbesondere die Gewässer, auf andere Weise zu verunreinigen,

außerhalb der öffentlichen Straßen, Wege und Plätze Kraftfahrzeuge zu fahren oder abzustellen, soweit der Verkehr nicht den Anliegern oder der Land- und Forstwirtschaft dient,

Kraftfahrzeuge zu waschen,

wildwachsende Pflanzen oder Pflanzenteile zu entnehmen oder zu beschädigen,

freilebende Tiere einzufangen oder zu töten, ihnen nachzustellen oder zu ihrem Fang geeignete Vorrichtungen anzubringen,

Nester, Eier, Larven oder Puppen, insbesondere von Waldameisen, fortzunehmen oder zu beschädigen.

Erhaltung von Hecken, Gebüsch und Feldgehölzen wird in ges. Verordnung geregelt.

§ 4 In dem geschützten Gebiete bedürfen der vorherigen Erlaubnis:

die Errichtung oder die wesentliche äußere Veränderung von Bauten aller Art, auch soweit für sie keine Genehmigung der Bauaufsichtsbehörde erforderlich ist,

die Aufstellung von ortsfesten und nicht ortsfesten Verkaufseinrichtungen sowie von fliegenden Bauten und Baracken,

das Anbringen von Werbeeinrichtungen, Tafeln oder Inschriften soweit sie sich nicht auf den Landschaftsschutz oder den Verkehr beziehen, als Ortshinweise dienen, oder Wohn- oder Gewerbebezeichnungen an den Wohn- oder Betriebsstätten darstellen,

die Anlage von Lager-, D a u e r zelt- und Badeplätze sowie das Gestatten des Zeltens gem. § 2 der Verordnung über das Zelten vom 19. 4. 1960.

die Anlage von Schuttabladeplätzen,

die Errichtung von Versorgungsanlagen aller Art, ausgenommen Fernsprechleitungen und Elt-Leitungen unter 15 KV,

wasserwirtschaftliche und wegebauliche Maßnahmen, soweit es sich nicht um die Unterhaltung bestehender Anlagen handelt,

die Veränderung oder Beseitigung von Tümpeln oder Teichen und von landschaftlich bedeutsamen Findlingen oder sonstigen bemerkenswerten erdgeschichtlichen Erscheinungen sowie das Abbrennen der Bodendecke,

die Entnahme oder das Einbringen von Bodenbestandteilen,

die Umwandlung von Wald in Nutzflächen anderer Art.

§ 5 Keinen Beschränkungen auf Grund dieser Verordnung unterliegen

1. die bisherige Nutzung sowie eine Nutzung, auf deren Ausübung beim Inkrafttreten der Verordnung ein durch besonderen Verwaltungsakt begründeter Rechtsanspruch bestand,
2. die ordnungsgemäße Bewirtschaftung land- und forstwirtschaftlicher Flächen und Gewässer,
3. die ordnungsgemäße Ausübung der Jagd und Fischerei,
4. die Entnahme von Bodenbestandteilen für den Eigenbedarf des betreffenden land- und forstwirtschaftlichen Betriebes.

H. A. Schultz

*Landschaftsschutzgebiet
Timmerlaher Busch und Gleidinger Holz
im Landkreis Braunschweig*

Vom Landkreis Braunschweig, vertreten durch Landrat L a u e n s t e i n und Oberkreisdirektor G e f f e r s, wurden am 18. Oktober 1965 der Timmerlaher Busch und das Gleidinger Holz „mit angrenzendem Gelände“ zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Der Umfang dieses Schutzgebietes, dessen zugehörige Flurstücke im § 1 der Verordnung einzeln aufgeführt sind, wurde mit grüner Farbe in der Landschaftsschutzkarte des Landkreises Braunschweig gekennzeichnet, die in drei übereinstimmenden Ausfertigungen beim Landkreis Braunschweig als der unteren Naturschutzbehörde, beim Präsidenten des Niedersächs. Verwaltungsbezirks Braunschweig als der höheren Naturschutzbehörde und beim Niedersächs. Landesverwaltungsamt — Naturschutz und Landschaftspflege — in Hannover hinterlegt sind. Unter den nach § 3 der Verordnung verbotenen Schädigungen des Schutzgebietes wird außer den üblichen Bestimmungen besonders hervorgehoben „die Beseitigung der innerhalb des Landschaftsschutzgebietes stehenden Bäume und Sträucher oder um Verhütung einer unmittelbar drohenden Gefahr handelt“. Verboten wurde hier wie im Schutzgebiet Drömling ausdrücklich auch das Fahren und Abstellen von Kraftfahrzeugen außerhalb der für Kraftfahrzeuge allgemein zugelassenen Straßen und Parkplätze, soweit es sich nicht um Fahrzeuge der Grundeigentümer oder ihrer Beauftragten handelt. Der Wortlaut der Verordnung wurde im Amtsblatt für den Niedersächs. Verwaltungsbezirk Braunschweig, 45. Jahrgang, Stück 2, abgedruckt.

Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Runge, Fr. Die Pflanzengesellschaften Westfalens und Niedersachsens. Eine kleine Übersicht. 2., verbesserte und vermehrte Auflage der „Pflanzengesellschaften Westfalens“ 128 S. 24 Abb. DM 7,80. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster/Westfalen.

Es ist außerordentlich erfreulich, daß die zweite Auflage des schon bewährten Büchleins über die „Pflanzengesellschaften Westfalens“ durch die Hinzunahme einiger Gesellschaften Niedersachsens, besonders des Harzes und der Nordseeküste erweitert wurde. Sonst treten die Assoziationen in den Nachbarländern Westfalen und Niedersachsen in der gleichen Zusammensetzung auf. Das handliche, allgemeinverständlich und kurzgefaßte Büchlein sollte neben einer guten Flora ein ständig greifbarer Begleiter des botanischen interessierten Heimatfreundes sein. Setzt auch die Bestimmung einer Pflanzengesellschaft eine gewisse Artenkenntnis voraus, so kann umgekehrt ein Wissen von den Assoziationen ein wesentlicher Helfer beim Erkennen der einzelnen Arten sein. Das Bändchen eignet sich sowohl für den Gebrauch durch Lehrer, Schüler und Studenten, aber auch für Land- und Forstwirte. Diesen Praktikern gibt das Erkennen der Pflanzengesellschaften wichtige Hinweise für ihre Arbeit. Boden- und Wasserverhältnisse, aber auch die Eingriffe des Menschen spiegeln sich im Pflanzenbild der Assoziationen. Schri.

Der Harz. Landschaft und Städte. 15 Seiten Text von Wilhelm Kayser und 48 ganzseitige Kunstdruckbilder. Verlag Wunderlich, Frankfurt 1967.

Es ist erfreulich, daß von Zeit zu Zeit wieder ein neuer Bildband über unseren Harz erscheint, wenn die früheren vergriffen sind. Die alten Harzfreunde nehmen ein solches Buch stets gern zur Hand, um liebe Erinnerungen an vergangene Urlaubstage aufzufrischen, und andere, die den Harz noch nicht kennen, werden durch das, was sie an landschaftlichen und städtebaulichen Reizen im Bilde kennen lernen, mit werbender Kraft angelockt, es nun auf eigenen Entdeckungsfahrten in der Wirklichkeit zu erleben. Der vorliegende Band mit seinen

deutsch-dänischen Bildunterschriften soll offensichtlich außer in Deutschland hauptsächlich in Skandinavien neue Freunde für den Harz gewinnen, und das wird ihm sicherlich auch gelingen. 18 Lichtbilder haben meisterhafte Aufnahmen dazu beigetragen und dem Betrachter bewiesen, daß es außer den altbekannten Standardansichten immer noch eine Fülle ungewöhnlicher Motive sowohl in der freien Landschaft wie in den Ortschaften zu finden gibt, die selbst dem langjährigen Harzwanderer neue Schönheiten offenbaren.

Der Verlag hat sich bei der Auswahl der Bilder nicht auf den Westharz beschränkt, sondern dankenswerterweise auch einige Blicke über die Zonengrenze hinweg in den uns heute nicht zugänglichen Ostteil des Harzes geboten (Wernigerode, Quedlinburg, Bodetal). Aber ein solches Bekenntnis zur unteilbaren Einheit unseres heimischen Mittelgebirges wäre eindrucksvoller, wenn eine gewisse Parität zwischen West und Ost in der Zusammensetzung des Bildteiles wie im einleitenden Text gewahrt wäre. Um das ohne wesentliche Erweiterung des Umfanges zu erreichen, hätte man auf einige Bilder verzichten können, die nicht zum eigentlichen Harz gehören, wie Rhumequelle, Duderstadt, Göttingen und Bad Gandersheim. Entbehrlich wären wohl auch die Ansichten von der Clausthaler Bergakademie, der nicht bodenständigen Stabkirche in Hahnenklee, vom Damm der Okertalsperre, von dem dürrtigen Rinnsal des künstlichen Radau-Wasserfalles und von der Allerweltss-Fassade des Kurmittelhauses in Bad Sachsa. Statt dessen sähe man lieber echte Harzer Besonderheiten wie etwa einen der verträumten alten Stauteiche der Clausthaler Hochfläche, eine Strecke am Damm- oder Rehberger Graben, den Hübichenstein bei Bad Grund, eine Hochmoorlandschaft auf dem Bruchberg oder bei der Hankühnenburg, Sachsenstein, Zwergschmiede oder Zwerglöcher bei Walkenried, Jettenhöhle oder Klingerbrunnen bei Osterode, die Steinkirche bei Scharzfeld und das große Wasserrad des Samsonschachtes bei St. Andreasberg, um nur einige lohnende Wanderziele zu nennen.

Es wäre dankenswert, wenn in dieser Richtung bei einer Neuauflage des schönen Bildbandes ein Austausch vorgenommen würde. Auch sollte bei dieser Gelegenheit der an sich sehr ansprechende Einleitungstext mit seinen erwünschten landeskundlichen und geschichtlichen Angaben auf kleine Schnitzer hin überprüft werden. Es wirkt nicht ganz zuverlässig, wenn darin z. B. behauptet wird, daß Seesen mit Mechtshausen „im Osten des Gebirges“ liege.

Fl.

Theodor Müller, „Der Verleger Georg Westermann 1810 bis 1879 (= Bd. 34 der Reihe „Braunschweiger Werkstücke“, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig). Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei, Braunschweig 1965. 258 S. mit 26 ganzseitigen Farbtafeln, 50 zum Teil farbigen Abbildungen im Text, 2 Karten und einem gefalteten Stammbaum der Familie Westermann.

Es ist ein wahres Vergnügen, das vorliegende Werk an dieser Stelle, wenn auch aus technischen Gründen leider verspätet, allen Heimatfreunden aufs wärmste empfehlen zu können. Es ist in zweifacher Hinsicht ungewöhnlich. Zunächst überrascht und begeistert den Betrachter die verschwenderisch reiche und technisch hervorragende Ausstattung mit interessanten, zum Teil bisher unbekannten Bildern, die der Großzügigkeit des Verlages Westermann zu verdanken ist. Neben Bildnissen von Mitgliedern des Hauses Westermann und verschiedenen Persönlichkeiten, mit denen sie in engerer Verbindung stand, finden wir Ansichten von Orten und Landschaften des In- und Auslandes, die im Leben der Familie Westermann privat oder geschäftlich eine Rolle gespielt haben, von Braunschweig, Wolfenbüttel und dem Harz über Hamburg nach England, Schottland und Norwegen, über Köln nach Paris, über Leipzig nach Venedig, Florenz, Rom und Neapel. Ebenso anregend und gewinnbringend ist die Beschäftigung mit dem Text, der die Geschichte der Familie und Firma Westermann von den Anfängen bis zum Jahre 1879 in all ihren lokalen und internationalen, wirtschaftlichen wie

kulturellen Verflechtungen schildert. Für diese lohnende, aber auch zugleich schwierige Aufgabe gab es keinen besseren Bearbeiter als Dr. Theodor Müller, dessen hervorragende Verdienste um die heimische Geschichtsforschung an dieser Stelle schon so oft gewürdigt worden sind. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit in der Ausschöpfung eines umfangreichen und vielschichtigen Quellenstoffes verband sich auch jetzt wieder die bei einem Gelehrten nicht selbstverständliche Gabe, einen überreichen Stoff straff zusammenzufassen und lebendig darzustellen. Er gliederte ihn in die Abschnitte „Die Vorfahren“, „Jugend und Lehrzeit“, „Die Wanderjahre“, „Die Englandreise“, „Die Verlagsgründung“, „Der junge Verleger“, „Die Reise nach Norwegen“, „Das Lebenswerk“, „Die Italienfahrt“ und „Ausklang“. Damit entstand ein Buch, das weit über die frühe Geschichte des berühmten Braunschweiger Verlagshauses Westermann hinaus ein außerordentlich fesselndes Bild von der allgemeinen Entwicklung des europäischen Wirtschafts- und Geisteslebens im 19. Jahrhundert vermittelt. Jeder historisch Interessierte wird es mit Freude und Gewinn aus der Hand legen. Dafür sei dem Verfasser, dem Verlage und allen Förderern der Veröffentlichung herzlich gedankt!

Fl.

Ernst Döll, *Die Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriacus zu Braunschweig* (= Bd. 36 der Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig). 387 S. mit 8 Kunstdrucktafeln, 2 gefalteten Stammtafeln der Brunonen, Northoimer, Stüppingenburger und Wellen sowie 2 gefalteten Kartenskizzen des Landbesitzes der beiden Kollegiatstifte. Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei, Braunschweig 1967.

Die vorliegende Arbeit wurde 1965 abgeschlossen und von der Universität Hamburg als Dissertation angenommen. Sie ist die Frucht langjähriger Archivstudien, die nach dem erstaunlichen Umlange der Darstellung und dem Quellenverzeichnis zu schließen, mit erschöpfender Gründlichkeit betrieben worden sind. Der Leser gewinnt den Eindruck, daß wohl alles ertaßt und

verarbeitet wurde, was überhaupt zur Geschichte der beiden bedeutenden Braunschweiger Stifte überliefert wurde. Das ist ein großer Gewinn für die heimische Geschichtsforschung, da die Schicksale der Stadt wie des Landes Braunschweig sehr eng und vielfältig mit St. Blasius und St. Cyriacus verflochten waren. Dölls Arbeit bringt viel neues Licht in die Stadt- und Landesgeschichte. Das zeigt allein schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis. Der Stoff wurde gegliedert in die Hauptabschnitte „Die geschichtliche Entwicklung der Stifte“, „St. Blasius und St. Cyriacus als Kollegiatstifte“ und „Grundherrschaft und Finanzen“. Von den vielen Unterabschnitten seien nur einige hervorgehoben, die den Freund der Heimatgeschichte besonders interessieren dürften, wie „Die Stadt Braunschweig unter Heinrich dem Löwen“, „Die Pfalzanlage Heinrichs des Löwen“, „Der Dombau“, „Die Stifte in der Reformationszeit“, „Die Stiftsschulen“, „Orte mit Grundrechten, Mühlen, Fischerei und anderen Rechten“, „Wirtschaftsform und bäuerliche Besitzrechte“, „Zehntherrschaften“, „Vogtei und Gericht“, „Salinen-Beteiligungen“, „Wohnhäuser“, „Wirtschafts- und Finanzverhältnisse“. Im Anhang finden wir u. a. das Zinsregister von St. Blasius aus dem Jahre 1320, die Steuerliste von St. Blasius 1547—1641, Einnahmen und Ausgaben von St. Blasius 1669, Münzfüße, Getreidemaße und Kornpreise 1330 bis 1810. Ein Orts- und Personenverzeichnis am Schluß erleichtert dem Leser, der etwas Bestimmtes sucht, die Benutzung des umfangreichen Werkes.

Nur der Namen- und Sprachforscher kommt bei der Benutzung des Buches nicht auf seine Kosten, weil die Quellen nicht im Originaltext, sondern regestenmäßig wiedergegeben sind. Abdrucke von Quellenauszügen im vollen Wortlaut hätten freilich den ohnehin sehr weit gespannten Rahmen des Buches gesprengt. So bleibt denn nur noch zu wünschen und zu hoffen, daß nach der höchst verdienstvollen Publikation der Vicedominatsrechnungen des Stiftes St. Blasius durch Kleinau und Goetting auch in nicht allzu ferner Zukunft alle mittelalterlichen Urkunden der Stifte St. Blasius und St. Cyriacus ebenso in vorbildlicher Form veröffentlicht werden. Ein

gleiches Anliegen hat die Heimatforschung übrigens seit langem hinsichtlich der Urkunden und Akten des nicht minder wichtigen Agidienklosters in Braunschweig.

Fle.

Hilde Pfeiffer-Dürkop, Klingendes Ostfalen. Die Ostfälische Orgellandschaft (= 24. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde). Verlag Olivia, Cuxhaven 1967.

Die Verfasserin, früher Organistin an der St. Katharinenkirche in Braunschweig, hat sich schon vor dem letzten Kriege als erste mit der Erforschung des Orgelbaues der Barockzeit in Stadt und Land Braunschweig beschäftigt. Sie hat die archivalischen Quellen über Orgelbauer und ihre Werke ebenso durchgearbeitet wie auf vielen Reisen durch die Heimat an Ort und Stelle in Stadt- und Dorfkirchen die erhalten gebliebenen klingenden Werke der Barockorgeln und ihre Prospekte studiert. Die Früchte dieser jahrzehntelangen Bemühungen legte sie in einem ansprechenden Bildbändchen in Taschenformat vor, für das das Fotohaus Rihée 40 ganzseitige Aufnahmen besonders schöner Orgelprospekte und eine Aufnahme im Text lieferte. Eine Kartenskizze verdeutlicht für den Orgelfreund, der reisend die einzelnen Denkmalorgeln kennen lernen möchte, die Lage der behandelten Orte. Sie reicht von Osterode im Süden bis Gifhorn im Norden und von Helmstedt und Schöningen im Osten bis Grasdorf bei Hannover im Westen. Am einleitenden historischen Text haben außer der Verfasserin Walter Supper und Günter Seggermann mitgearbeitet. An den Bildteil schließen sich die Dispositionen für die Register der behandelten Instrumente an. So ist auf gedrängtem Raum alles Wesentliche geboten, was für den Musikfreund wie für den Freund von Kulturdenkmälern der Barockzeit im allgemeinen wissenswert sein kann. Ein Orts- und Personenregister am Schluß erleichtert das schnelle Auffinden gesuchter Namen. Möge das handliche und schön ausgestattete Büchlein recht viele Leser finden und dazu beitragen, den trotz aller Verluste immer noch beachtlichen Schatz an Denkmalorgeln unserer engeren Heimat recht zu würdigen!

Fle.

